This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

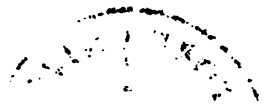
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

301
R162

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Die soziologische Erkenntnis.

Von demſelben Verfaſſer erſchien im gleichen Verlage:

Weſen und Zweck der Politik. Als Theil der Sociologie und Grundlage der Staatswiſſenſchaften. Drei Bände. 8. Geh. 20 M.

I. Band: Die ſociologiſche Grundlage. — 1. Die Politik im allgemeinen. — 2. Die Politik im Staate.

II. Band: 3. Die Staatspolitik nach außen. — 4. Die Geſellſchaftspolitik.

III. Band (mit einer lithographierten Tafel): 5. Der Zweck der Politik im allgemeinen. — 6. Die civiliſatoriſche Politik im Staate. — 7. Die civiliſatoriſche Staatspolitik nach außen. — 8. Die civiliſatoriſche Geſellſchaftspolitik. — 9. Zur Kritik der Civiliſation.

Die

Sociologiſche Erkenntnis.

Poſitive Philoſophie des ſocialen Lebens.

Von

Guſtav Ratzenhofer.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1898.

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.
A. 37153
Das Recht der Übersetzung vorbehalten.

Vorwort.

„Eppur si muove.“

Das vorliegende Werk bildet im Verein mit dem 1893 im gleichen Verlage veröffentlichten „Wesen und Zweck der Politik“ das Lehrgebäude der Sociologie. Als Erkenntnislehre ist dieses Werk nothwendig ein Theil der Philosophie, während die Lehre von der Politik auch selbständig als Dynamik der socialen Kräfte aufgefaßt werden kann, aber erst durch die sociologische Erkenntnis ihre tiefere wissenschaftliche Begründung erfährt.

Das Studium der Lehre vom „Wesen und Zweck der Politik“ ist geeignet, ein sicheres und rasches Erfassen der vorliegenden Untersuchungen zu unterstützen. Die Fülle von geschichtlichen und praktischen Beispielen, welche jenes Werk bietet, versetzt den Leser in den nothwendigen Vorstellungskreis. Wenn es mißlingt, sociologische Lehren einzusehen, so liegt es oft in der Meinung, mittelst bloßer Vernunftschlüsse etwas begreifen zu können, wofür — nebst wissenschaftlicher Gründlichkeit — eine lebensvolle Auffassung der menschlichen Wechselbeziehungen unentbehrlich ist.

Meinem Werke über „Wesen und Zweck der Politik“ ist es unter vielfacher Anerkennung gelungen, an der Verbreitung einer positiven Weltanschauung mitzuwirken; die „Sociologische Erkenntnis“ dürfte diesem Zweck noch entscheidender förderlich sein. —

Schließlich fühle ich mich verpflichtet, meinen Dank denjenigen Denkern auszusprechen, welchen ein wesentlicher Antheil an der Schaffung

der Grundlagen dieſes Werkes zukommt: vor allem Herrn Profeſſor Dr. Auguſt Weismann in Freiburg, deſſen biologiſchen Lehren ein unvergänglicher naturphiloſophiſcher Kern eigen iſt; ſodann Herrn Profeſſor Dr. Wilhelm Wundt in Leipzig, deſſen philoſophiſchem Syſtem indirect die kräftigſte Anregung zur ſociologiſchen Erkenntnis innewohnt; endlich Herrn Profeſſor Dr. Friedrich Ratzel in Leipzig, deſſen ethnologiſche Gedanken die Darſtellung des ſocialen Proceſſes weſentlich gefördert haben.

Im Oktober 1897.

Guſtav Ratzenhofer.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I. Das Wesen der soziologischen Erkenntnis.

1. Die Aufgabe der Sociologie.
Feststellung des Begriffes. Die Krise in der „Geistes"- und Naturwissenschaft. Das Gebiet der soziologischen Erkenntnis 1

2. Die Methode der soziologischen Forschung.
Ursachen vielfacher Scheu vor soziologischer Erkenntnis und allgemeiner Drang nach ihr. — Die gemischte Methode auf Grund der Naturwissenschaft. Die Grundlage soziologischer Forschung 7

3. Der Positivismus aller Erkenntnis und Wissenschaft.
Comte's „Gesetz der drei Stadien". Der Positivismus. Der Zweck der Wissenschaft: Rückblick, Einblick und Ausblick 13

II. Die psychologische Grundlage der Sociologie.

4. Die Stellung des Menschen im All.
Das subjective Interesse. Die Wirklichkeit des Bewußtseins; seine Entstehung und sein Vergehen. Die Urkraft. Die bedingte Vervollkommnung. Der Intellect 20

5. Der biologische Ursprung des Bewußtseins.
Das Schöpfungsprincip. — Die Entwicklung des Interesses zum Bewußtsein. Der physiologische Zusammenhang im organischen Leben. Bewußte und unbewußte Interessenvorgänge. Die Continuität der Entwicklungsreihe. — Die Entwicklungsfactoren: Urkraft, Interesse, Assimilierung, äußerer Einfluß, Individuation, Fortpflanzung, Vererbung, Auslese, Daseinskampf. — Die Continuität des Interesses. Die Entwicklung der Arten. Die functionelle Continuität des Keimplasmas. Das Wesen des Bewußtseins 27

Seite

6. Der angeborne Inhalt des Bewußtseins.

Die Factoren des Bewußtseins: das Leben, das angeborne Interesse als Gattungs-, physiologisches, Individual-, Social- und Transcendentalinteresse. Die ursprünglichen und die entwickelten Factoren des Bewußtseins. Die Interessen- und Bewußtseins-Einheit der Geschöpfe . . . 54

7. Das Bewußtsein gegenüber der Außenwelt.

Die innere Wirklichkeit und die Welt der Vorstellungen. Das reale „Ich". Die Realität unserer Vorstellungen. Die Erfahrungen. Das Erstreben. Der Einfluß der Vorstellungen auf die Entwicklung der Geschöpfe. Die Wirklichkeit in der Außenwelt. Der Bewußtseinsorganismus als Quelle des Irrthums. Die Modalitäten des angebornen Interesses gegenüber der Innen- und Außenwelt 66

III. Die naturwissenschaftliche Grundlage der Soziologie.

8. Beziehungen der Naturgesetze zur sociologischen Erkenntnis.

Die Eröffnung der Einsicht in die Gesetzmäßigkeiten der Natur. Das Abhängigkeitsgesetz. Das kosmische Entwicklungsgesetz. Die Universal-Mechanik. — Die mathematische, mechanische und physikalische Gesetzmäßigkeit. Der Chemismus im All 84

9. Die Lehren der Universalentwicklung.

Gravitation und Differenzierung. Die terrestrische Entwicklung. Eruption und Erosion. Die Entwicklung der Organismen. Die sociale und intellectuelle Entwicklung 94

10. Der Stoffwechsel und seine Consequenzen.

Die Unterwerfung des Schwächeren durch den Stärkeren als Weltordnung. Die Entstehung der Organismen und ihre Relation zu den Lebensbedingungen. Das Vernichtungsgesetz als Folge des Stoffwechsels. Ernährungsweise und Kampffähigkeit. Indirecter (socialer) Kampf für den Stoffwechsel 101

11. Die Lehren biologischer Erscheinungen.

Der Zusammenhang der biologischen mit der socialen Entwicklung. Die Merkmale des Lebens: Bewegung, Vermehrung, Wachsthum, Individualisierung, Wahrnehmung. — Das Leben im kleinsten Theil und die individuelle Einheit im Bewußtsein. Die Ungleichheit der Lebenselemente im complicierten Organismus. Die Einheit der biologischen und sociologischen Entwicklung. — Die sociale Vervollkommnung eine Wirkung der intellectuellen Vervollkommnung. Die Beweglichkeit der biologischen und sociologischen Elemente. Die genetische Zusammengehörigkeit und die individualisierende Differenzierung der Geschöpfe. Das Gleichgewicht der Interessen. Die wachsende Macht socialer Beziehungen 107

Seite

IV. Der soziale Prozeß des Menschengeschlechtes.

12. Die primitiven Socialgebilde.
Die Horde als Verband von Geschlechtsbeziehungen. Gattungs- und Erhaltungstrieb, die Triebfedern des socialen Processes. Ursprüngliche Gleichheit. Mann und Weib. Der Wohnsitz. Hordengruppen. Der Stamm. Beziehungen und Störungen des socialen Friedens. Quelle der Sitte 125

13. Die Entwicklung höherer Socialgebilde.
Die Differenzierung des Menschengeschlechtes. Ernährung und Vermehrung. Die ursprüngliche Kampfscheu. Die Naturvölker. Die Entwicklung der Culturvölker in der alten und in der neuen Welt. Pflanzenkost und Fleischnahrung. Ackerbau, Viehzucht und Jagd; seßhafte Stämme und Nomaden. Die Culturgemeinschaft, ihre Organisierung, das Herrschaftsverhältnis. Die Gemeinde und die Familie. Das Recht der Arbeit und das Recht der Eroberung. Die Arbeitsscheu und die Dienstbarmachung des Mitmenschen. Krieg und Politik. Die Kampffähigkeit; Angriff und Vertheidigung. Die absolute Feindseligkeit. Vernichtung und Unterwerfung 130

14. Die Entstehung des Staates.
Wirkungen der Verschmelzung des gewaltthätigen mit dem arbeitsamen Stamm: sociale Schichtung, Machtorganisation, durchgreifende Ungleichheit, das Recht, der Staat, das Volk. — Primitive Staatswesen; die staatliche Wandergemeinschaft. Geschichtlicher Überblick der Staatengründung. Gemeinsame Volksinteressen. Erfolg der Staatengründung. 156

15. Die sociale Differenzierung im Staate.
Abtrennen und Zusammenfassen der socialen Elemente. Die Ausdehnung des Eroberstaates. Stagnierende und flüssige Gesellschaftsverhältnisse. Die politischen Principien: sociale Erhaltung und Entwicklung. Gemeinsame Interessen. Interessenkampf und kriegerischer Sinn als Ferment der socialen Entwicklung. Die stammlichen Keimesanlagen als Quellen der socialen Gestaltung. Der Werdeproceß der Nation. . 165

16. Die sociale Differenzierung des Culturkreises.
Zertheilung der primitiven Culturgebiete durch die Eroberungen. Verkehr außerhalb der Staaten. Der Culturkreis. Sociale Differenzierung im Culturkreis. Christenthum und Kirche. Die nationale Differenzierung und Socialisierung. Die Machtinteressen 177

17. Die Ausbreitung eines socialen Hauptprocesses über die Menschheit.
Der Einfluß der Länder- und Seewegsentdeckungen auf den socialen Proceß. Colonisationen. Gegenseitige Wirkungen der Rassen und Culturkreise. Die Colonisation Amerikas aus Gewinnsucht und wegen Confessionsfreiheit. Die Colonisation Australiens. Die Einwanderung in Oceanien. Die sociale Entwicklung in Afrika. Die Eroberung Indiens und in den Gebieten der Malayen. Die socialen

Seite

Beziehungen der weißen und gelben Rasse. Rückwirkung des Bevölkerungsabflusses und der Weltbeziehungen auf den europäischen Culturkreis und auf den socialen Proceß überhaupt 184

V. Die Grundlehren der Sociologie.

18. Individualisierung und Socialisierung.

Charakteristik der Individualisierung und Socialisierung. Deren Wechselwirkung. Die Autorität und ihre Anhänger. Der ordnende Zwang und die auflösende Befreiung 201

19. Die sociale Differenzierung und das leitende Princip im socialen Proceß.

Die Differenzierung das Entwicklungsgesetz der Natur. — Subjective und sociale Bedürfnisse. Das angeborne Interesse im socialen Proceß. Genossenwahl. Die socialen Gegensätze. Der sociale Verzicht. Politischer Zwang und Vergesellschaftung. Ausbreitende und ineinandergreifende Differenzierung. Männlicher und weiblicher Charakter der Socialgebilde. Der Krieg. Die entwickelten Interessen im socialen Proceß. Glaubenseinheit. Der offene Verkehr. Der sociale Proceß eine Fortsetzung des biologischen Processes. Die Interessendifferenzierung das leitende Princip im socialen Proceß. 204

20. Die socialen Individualitäten.

Individuen und Individualitäten. Der Gesellschaftsbegriff und die Gesellschaftsindividualität. Gesellschaftsatom und Gesellschaftselement. Horde, Stamm, primitiver Staat, Familie. Socialverbände und politische Parteien. Volk, Culturstaat, ständische Schichtung. Culturkreis; Gesellschaftsverbände und ihre Fractionen. — Der Staatsbegriff. Staatenbund und Allianz. Herdenmensch und Einzelindividualitäten. Die Gesetzmäßigkeit der Entwicklungsfolge der Individualitäten. (Schema.) . 226

21. Die bedingte Vervollkommnungstendenz im socialen Proceß.

Die menschliche Vervollkommnung durch sociale Beziehungen. Die Entwicklung des angebornen Interesses als Inhalt der Vervollkommnung. Die Wechselseitigkeit der Interessen als Quelle, und das Transcendentalinteresse als Stütze der socialen Ordnung. Die Bedingtheit aller Vervollkommnung. 240

22. Die grundsätzlichen Erscheinungen des socialen Processes.

Ernährung und Vermehrung. Vervollkommnung. Variierung. Daseinskampf. Absolute Feindseligkeit. Differenzierung. Herrschaftsverhältnis. Individualisierung und Socialisierung. Interessenvariierung. Vergesellschaftung. Sociale Nothwendigkeit. Staat. Gesellschaft. . . . 244

VI. Die socialen Kräfte.

Die Stellung der sociologischen Synthese zur Philosophie. 251

23. Die socialen Triebe des Menschen.

Das sociale Bedürfnis und das angeborne Interesse mit seinen Entwicklungsmodalitäten. Der Ursprung des socialen Triebes. Der materielle, eigennützige, intellectuelle und moralische Trieb. Individuelle und Trieb-Energie. Wirkung des Triebes. Harmonie der Triebe . . 252

Seite

24. Der Einzelwille.
Der Wille. Die Componenten der Willenskraft. Die Haupterscheinungen des individuellen Kraftwertes: Die normalen, die abnormen und die kranken Individualitäten 260

25. Die Entwicklung der Einzelwillen.
Die Verschiedenheit der Individualitäten eine bedingte Krankheit der Gesellschaft; ihre socialen Ursachen in selbständigen und eingeschichteten Socialgebilden. Die Vererbung überhaupt und mit Bezug auf die socialen Gebrechen. Die Regeneration auf Grund der Continuität des Keimplasmas, der Panmixie und Auslese. Die sociale Regeneration unter dem Wechsel der Lebensbedingungen 271

26. Der Socialwille.
Active und passive Einzelwillen. Der Socialwille. Individualität und Persönlichkeit der Socialgebilde. Selbständige und flüchtige Socialgebilde. Der Kraftwert des Socialwillens. Die intellectuelle, politische, sociale und sittliche Organisation der Gesellschaft. Zeitgeist, Localgeist, öffentliche Meinung, Weltanschauung 285

VII. Die soziale Entwicklung im Lichte der soziologischen Erkenntnis.

27. Die Bethätigung des Einzelwillens an sich und in socialer Beziehung.
Das Problem der „Willensfreiheit"; seine Schwierigkeit und Bedeutung. Die Stellung des Willens in den psychischen Vorgängen. Temperament und Charakter. Die abstracte „Willensunfreiheit"; die innere Auflehnung dagegen; ihre Gefahren. Analyse der Willensäußerung. Das concrete Interesse. Absicht und Wille. Die Erhaltung der Energie bei physiologischen und intellectuellen Vorgängen. Kraftverbrauch der Absicht und des Willens. Die bewußtlosen und die bewußten Willensäußerungen. — Der bedingte Determinismus. Der Entwicklungsraum für die bedingte „Willensfreiheit". 303

28. Die Bethätigung des Socialwillens an sich und in seiner Beziehung zu den Einzelwillen.
Die Hemmung des Einzelwillens. Der sociale Zwang: gewaltthätig, materiell, intellectuell, sittlich und religiös. Socialisierung durch Gewalt und durch Vereinbarung. — Die sociale Entwicklung im allgemeinen; deren Hemmungen und Beschleunigungen. Die Regeneration und die Entartung der Gesellschaft. Die Einwirkung der Willensorganisationen in der Gesellschaft. Zwang und Befreiung. Die Autorität im socialen Proceß. Das Eingreifen der Autorität zur Regeneration der Gesellschaft. Sociale Hygiene, Besserung, Strafe und Abschreckung. Der erziehende Zwang. 328

29. Die Modalitäten der Entwicklung des Willens.
Die Überlegung der Absicht. Die Intuition des Willens. Scharfsinn und Instinct. Das Tactgefühl und das Gewissen. Der materielle

Seite

und der intellectuelle Vorstellungskreis. Der Gebrauch der intelligibeln Freiheit. Intellectuelle und sittliche Capacität. Entwicklung der bedingten Verantwortlichkeit 347

30. Die alle Willensäußerungen umfassenden Haupterscheinungen menschlicher Entwicklung.

Die Hauptbestrebungen der socialen Kräfte; ihre Wirkung: Cultur, Politik, Civilisation. Barbarische und civilisatorische Politik. Regeneration und Befriedigung der Menschen im Gemeinnutz. Die Resultate der geistigen Entwicklungsstadien 359

Sachregister 370

I. Das Wesen der soziologischen Erkenntnis.

1. Die Aufgabe der Sociologie.

Der Gebrauch, einem wissenschaftlichen Grundriß den Begriff seines Gegenstandes an die Spitze zu stellen, bezweckt vor allem, zu sagen, was in dem Buche zu finden ist, beziehungsweise was der Verfasser darzustellen beabsichtigt. Er ist eine Art Zuvorkommenheit gegenüber dem Leser — auch bei alten Wissenschaften; er wird aber zur Pflicht, wenn es sich um ein Gebiet handelt, dessen begriffliche Feststellung schwankt, welches von einem Theile der Gelehrtenwelt bestritten und leider auch vielfach von seinen Anhängern im Übereifer oder aus herkömmlichen Vorurtheilen verfehlt oder unvollständig erfaßt wird, welches endlich in schwerem Irrthume sogar zum Tummelplatze politischen Gezänkes geworden ist.

Die Sociologie — als Name von Aug. Comte erfunden, hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Inhalts erkannt, aber nicht consequent behandelt — gilt am häufigsten als Lehre von der menschlichen Gesellschaft. Es sei nun gleich gesagt, daß hiemit der Gegenstand der Sociologie zweifellos bezeichnet ist, daß aber der Begriff „Lehre" für die Aufgabe der Sociologie viel zu unbedeutend erscheint; die bestehenden Versuche, eine Gesellschaftslehre zu schaffen, erweisen sich auch nur als Abzweigungen des großen Wissensgebietes von den Wechselbeziehungen der Menschen.

Vielfach wird der Ausdruck „Sociologie" wegen seiner „barbarischen" Etymologie zurückgewiesen. Wenn ich aber bedenke, daß trotz aller Anfechtungen der Name eine Art Gemeingiltigkeit erlangt hat, die mit dem Gegenstande, obgleich sehr ungeklärt, dennoch übereinstimmt, so erscheint es billig, jene Bezeichnung anzunehmen, welche von demjenigen ange-

wendet wurde, der zum ersten male vollbewußt die gesellschaftlichen Beziehungen untersucht und die Bedeutung dieser Erkenntnis für die Menschen geahnt hat.

Um in das Wesen der Sociologie einzudringen, müssen wir beachten, daß sich dem Menschen alle Wahrnehmungen in solche über sich selbst und in Wahrnehmungen in der Außenwelt scheiden. Während sich letztere zunächst bloß als Wahrnehmungen materieller Ursachen zeigen, theilen sich die Wahrnehmungen über sich selbst sofort in solche intellectuellen und in solche materiellen Ursprungs; erst mittelbar wird auch das intellectuelle Leben in der Außenwelt erkannt, um an sich aber stets das Gebiet materieller Vorstellungen zu bleiben. Diese materielle Welt hat nun der Mensch nach allen zugänglichen Richtungen erforscht, ist ihrer Gesetzmäßigkeit auf die Spur gekommen und hat die exacte Wissenschaft geschaffen, welche mit Quantitäten rechnet; er dringt immer tiefer in die quantitative Natur aller Qualitäten ein. Es ist ihm ferner gelungen, den materiellen Theil des Ich der realen Erkenntnis immer näher zu bringen, wodurch auch die Einsicht in die Erscheinungen des intellectuellen Lebens wächst.

So steht die sachliche Wissenschaft über die Welt der Vorstellungen als ein festes und unbezweifeltes Gebäude da und hat die Wissenschaft des Geistes, welche ursprünglich das gesammte Denken beherrschte, derart eingeschränkt, daß man von einem Ende aller Philosophie spricht. Diese ist aus ihrer Stellung durch die experimentelle Psychologie verdrängt und sucht vielfach in allgemeinen Betrachtungen mühselig ihre Daseinsberechtigung zu erweisen.*

Ohne sich des Zusammenhanges mit der einen oder anderen Richtung stichhaltig bewußt zu sein, haben aber die Menschen stets den gesellschaftlichen Beziehungen eine hohe Aufmerksamkeit zugewendet, weil sie erkannten, daß diese den wesentlichsten Theil ihrer Lebensinteressen beherrschen. Der Staat, das Recht und die Wirtschaft wurden erforscht, ohne daß es gelang, diesen Wissenszweigen eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Der Geist stand noch als etwas von den materiellen Vorstellungen Unabhängiges da, und das Schicksal der Menschen schien ein willkürliches Werk

* Frz. Brentano, Die Zukunft der Philosophie (Wien 1894). — Karl Joël, Die Zukunft der Philosophie (Leipzig 1893). — Rich. Wahle, Das Ganze der Philosophie und ihr Ende (Wien 1894).

der Gottheit oder des Zufalles zu sein. Bei solchen Meinungen war es schwer, an einen wissenschaftlichen Inhalt der Wechselbeziehungen der Menschen zu glauben. Die Geisteswissenschaften blieben weit hinter der sicher vorschreitenden Naturwissenschaft zurück und wurden von dieser endlich dadurch bezwungen, daß sie mit dem Ende des 19. Jahrhunderts die Gesetzmäßigkeit alles Seins unabweislich erkennen ließ. Die Einsicht, daß Kraft und Stoff bloß Modificationen der Ureinheit alles Seins sind, eröffnete auch die Einsicht in die gesetzliche Einheit des intellectuellen und materiellen Lebens.

Die Untersuchungen, welche sich mit den menschlichen Wechselbeziehungen beschäftigten, hatten von den Schriften Aristoteles' bis zur Neuzeit überwiegend einen beschreibenden und nur nebensächlich einen erforschenden Charakter. Anschließend an Galilei's und Bacon's Weltauffassung regte sich langsam das Streben, nach den Ursachen geschichtlicher Wirkungen zu suchen, und die historische Schule begann, mit Machiavelli und Montesquieu auf die Staatswissenschaft Einfluß zu gewinnen. Die Entwicklung der Menschheit und ihrer Cultur wurde — wie von Herder — an der Hand der Naturwissenschaften beurtheilt; insbesondere machte aber die Untersuchung des wirtschaftlichen Lebens der Völker, bei der Macht, die seinen Interessen eigenthümlich ist, Fortschritte. Malthus und Smith eröffneten eigentlich die wissenschaftliche Behandlung menschlicher Beziehungen.

Diese Lehren über die wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen konnten sich aber nicht bewähren und werden immer mehr bestritten, weil ihnen die Grundlage einer Lehre von den menschlichen Wechselbeziehungen überhaupt fehlt, und weil sie in einer Zeit geschöpft wurden, wo die Naturwissenschaft noch nicht auf jene Gesetzmäßigkeit überzeugend hingewiesen hatte, auf welcher sie nothwendig beruhen.

Versuche hingegen, eine Sociologie zu begründen — deren berühmtester Herbert Spencer angehört —, vermochten die Zweifel gegenüber dieser nicht zu zerstreuen, weil ihnen das meritorische Gebrechen anhaftet, bloß aus dem Wesen des Individuums die Gesellschaft erklären zu wollen, während es sich doch um eine Untersuchung der Gesellschaft selbst handelt. Darum ist auch die Absicht Quételet's und aller Statistik, die Gesellschaft im „Durchschnittsmenschen" erfassen zu wollen, verfehlt; die Gesellschaft ist keine Durchschnittserscheinung, sondern eine Wirkung aller Individualerscheinungen, in welcher sich das Gesetzmäßige der menschlichen Wechselbeziehungen erfüllt.

So ergab es sich, daß die Sociologie im allgemeinen nicht jenen Glauben an ihre wissenschaftliche Aufgabe fand, der jeder Forschung an-

spornend zur Seite stehen muß. Insbesondere heftig wurde es zurückgewiesen, daß eine sociologische Erkenntnis als Theil der Philosophie möglich sei; man glaubte das Wesen der Sociologie mit beschreibenden Wissenszweigen wie die Ethnologie oder Demographie erschöpfen zu können.* Ohne Zusammenhang, widerspruchsvoll und zweckunbewußt beschäftigt sich nunmehr eine Reihe von Wissenszweigen mit den menschlichen Wechselbeziehungen. Die Rechtswissenschaft auf historischer Grundlage steht ohnmächtig den socialen Bedürfnissen gegenüber; die Staatswissenschaften, welche nie eine sichere Grundlage hatten, verlieren ihr Ansehen; Wissenszweige wie die Völkerkunde, die Culturgeschichte u. a. m. entbehren jeder Direction und treiben wilde Schößlinge am Baume der Wissenschaft. Die Statistik glaubt, die Gesetzmäßigkeit der socialen Angelegenheiten aus einem unzulänglichen Zahlenmaterial ableiten zu können, und übersieht, daß die wesentlichsten Qualitäten für das sociale Handeln praktisch unfaßbar sind. Die Geschichte huldigt einer phantastischen Auffassung der menschlichen Wechselbeziehungen; Wissenschaften wie die gerichtliche Medicin, die Criminal-Anthropologie, die Psychiatrie, welche rein experimentell vorgehen sollten, werden zu ganzen Schulen (Lombroso, Benedikt u. a. m.) mit verderblichen Theoremen über die sittlichen Grundlagen der Menschen; denn auch die Ethik kann in der bisherigen Philosophie keine verläßliche Grundlage finden. So befindet sich die Entwicklung aller Wissenszweige, welche menschliche Wechselbeziehungen erörtern, augenblicklich in einer Krise. Diese Krise beruht aber hauptsächlich in dem Umstande, daß die Naturwissenschaft die speculative Forschung nach allen Richtungen zurückgedrängt hat, während die Beurtheilung der gesellschaftlichen Beziehungen der philosophischen Erörterung nicht entbehren kann.

Doch all die Widerwärtigkeiten, welche sociologische Denker wie Schäffle, Gumplowicz u. a. m. erfuhren, vermögen das menschliche Streben nicht davon abzuhalten, den großen Weltproceß socialer Entwicklung unter gemeingiltige Lehrsätze zu bringen; und so werden diese Versuche nothwendig dazu führen, daß die Sociologie zur Wissenschaft wird, sobald nur einmal die nöthigen Vorbedingungen hiefür eingetroffen sind.

In den menschlichen Wechselbeziehungen spielen Factoren mit, die sich nur philosophisch behandeln lassen. Gerade die mächtigsten Einflüsse im socialen Leben, wie z. B. die der Religion, sind Angelegenheiten, die nie mit

* W. Wundt, Logik (Stuttgart 1883), II, 570.

naturwissenschaftlichen Behelfen beurtheilt werden können, denn sie wurzeln in einem Theile des Ich und der Menschen, welcher sich überwiegend der positiven Einsicht entzieht und der Speculation nicht entbehren kann. Nun stehen aber diese Angelegenheiten in untrennbarem Zusammenhange mit den materiellen Fragen der Gesellschaft; denn z. B. derselbe religiöse Gedanke, der jetzt noch Menschen geistig bewegt, ist anderen und zu einer späteren Zeit nur mehr eine Außenseite praktischer Angelegenheiten. So ergibt es sich, daß die natürliche Gesetzmäßigkeit der materiellen Welt mit der Gesetzmäßigkeit der geistigen in Zusammenhang gebracht werden muß, um die gesellschaftlichen Beziehungen in ihrem Ganzen verstehen zu können. Nicht bloß weil es der wissenschaftlichen Forschung überhaupt immer fühlbarer wird, daß sie vielfach ohne Direction arbeitet und ohne speculative Wissenschaft schließlich zu einem Handwerk in Laboratorien, in Archiven und Bibliotheken herabsinkt, sondern weil auch das Gefühl immer weitere Kreise erfaßt, daß die „socialen Fragen" zu einem Neuaufleben aller Wissenschaftlichkeit führen müssen, beobachten wir, daß das philosophische Denken sich inspirativ mit der Naturwissenschaft in Zusammenhang zu bringen strebt.* Die Laienwelt ist allenthalben aufgeregt durch mystische Speculationen, welche auf Bedürfnisse transcendentaler Natur hinweisen, die sich dem Sociologen als eine Gegenbewegung zur langherrschenden materialistischen Weltanschauung erkennbar machen.

Aber über den Inhalt der künftigen Philosophie gehen die Meinungen weit auseinander. Während die einen nur an eine Vervollkommnung der Psychologie denken, sprechen die anderen von einer Wiedererweckung von Idealen auf philosophischem Wege; einige denken auch an eine Metaphysik als Kritik der Theologie und der alternden Confessionen. Genau genommen lastet aber auf allen Philosophen schwer das Bewußtsein, daß die Philosophie dauernd ihre Bedeutung verloren hat, wenn nicht eine erlösende Idee sie zu neuen Gedankenflügen befreit.

Da die Philosophie bisher hauptsächlich nur zwei Hauptgebiete, das Geistesleben und die materielle Erscheinungswelt, anerkannte, blieb ein drittes Hauptgebiet von ihr zu wenig beachtet, welches sowohl ein Geistesleben als auch eine materielle Erscheinungswelt hat: das gesellschaftliche

* Hiezu gehören vorzüglich die Werke Wilhelm Wundt's, welche sich der sociologischen Erkenntnis mit jeder Neuauflage nähern, dieselbe auch bereits für die Staatswissenschaft als bedeutungsvoll anerkennen (Logik [Stuttgart 1895], II, 498).

Leben. In der Ergründung desselben muß die Philosophie ihr Wiedererwachen finden. Das gesellschaftliche Leben verweist auf die innersten Triebe des Menschen als Erklärung für die Stellung jedes Einzelnen gegenüber dem Allgemeinen. Es erweckt in uns den Ausblick auf ein riesiges Gebiet der Wissenschaft, das wir bisher in der Dämmerung unserer Einsicht theils als der Wissenschaft über das individuelle Bewußtsein, theils als den Wissenschaften der materiellen Welt zugehörig angesehen haben. Und dieses Gebiet grundlegend zu eröffnen und zu beherrschen, fällt der Sociologie als Theil der Philosophie, und zwar neben der Psychologie, zu; so wie diese die Innennatur des Menschen auf Grund der Physiologie erforscht, enthüllt jene die äußeren Beziehungen des Menschen auf Grund der Völkerkunde und Geschichte. Beide enthüllen aber erst im Zusammenhange mit der Naturwissenschaft das Geistesleben der Menschen, wobei der Sociologie die Zusammenfassung aller einschlägigen Erkenntnis zufällt. Eine Philosophie ohne Sociologie gleicht einer Psychologie ohne Physiologie; sie ist eine subjectiven Trugschlüssen preisgegebene Speculation. An die Seite des kosmologischen, psychologischen und ontologischen Problems gehört auch das sociologische; denn unser Denken ist erst voll umschrieben, wenn sich den Ideen über Welt, Ich und Unendlichkeit jene über die Wechselbeziehungen der Menschen anschließen. Weil dieses Problem bisher nicht gründlich erwogen wurde, blieb auch das sittliche Ideal der Philosophen (Humanität, Tugend, Glück u. s. w.) ein Phantasma; wir erkennen es erst, wenn wir die psychologische Erkenntnis über den Einzelwillen durch die sociologische über den Socialwillen vervollständigen.

Es ist natürlich, daß die sociologische Erkenntnis erst jetzt erwachen kann, weil ihr eine weit vorgeschrittene Naturwissenschaft vorausgehen mußte; denn sie wurzelt in der speculativen Verwertung aller Naturgesetze für das individuelle Leben in der Gesellschaft. Die Sociologie ist die philosophische Grundlage für die Wissenschaften der menschlichen Wechselbeziehungen und ihrer wesentlichsten Äußerung, der Politik. Was für die Naturwissenschaft Physik und Chemie sind, das ist für die Wissenschaften der menschlichen Wechselbeziehungen die Sociologie; was für die materiellen Kräfte die Mechanik ist, das ist für die socialen Kräfte die Lehre von der Politik. Die Sociologie bezweckt also nicht die concrete Erforschung der socialen Einzelerscheinungen — das ist die Aufgabe der sich anschließenden Wissenszweige —, sondern die Erforschung der Gesetzmäßigkeit des gesellschaftlichen Lebens. Freilich ist diese Sociologie das Resultat jener

Einzelforschungen, welche sich seit Menschengedenken mit den socialen Beziehungen beschäftigt haben, so wie ja auch die Naturwissenschaft das Resultat der Erfahrungen und Beobachtungen ist, welche sich im Menschengeschlechte seit jeher angesammelt haben. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Sociologie nicht ein vollendeter Aufbau von Erkenntnissen sein kann, weil erst auf ihrer Grundlage die geregelte Erforschung socialer Beziehungen erstehen wird, womit aber die Sociologie nur einen Entwicklungsweg einhält, wie er allen Wissenschaften zukommt; denn das Hilfswissen schreitet Hand in Hand mit der grundlegenden Wissenschaft vor, und zutreffende Systeme derselben erstehen erst dann, wenn die allgemeine Erforschung bis zu einem ausgebreiteten Maße gereift ist. Aus der durch die sociologische Erkenntnis erweiterten Philosophie kann aber erst eine einwandfreie Ethik und Ästhetik hervorgehen und vermögen die Rechtsphilosophie, die Staatswissenschaft, die Volkswirtschaftslehre thatsächlich Wissenschaften zu werden.

2. Die Methode der sociologischen Forschung.

Bald wird sich ein Jahrhundert vollenden, seitdem vollbewußt das menschliche Leben aus dem Gesichtspunkte gesellschaftlicher Beziehungen zum Gegenstande wissenschaftlicher Erwägungen gemacht wurde. Es müssen besondere Umstände sein, daß die Sociologie, im Widerspruche mit der raschen Entwicklung der übrigen Wissenschaften, keinen sicheren Boden zu gewinnen vermag, während doch ihr Object, die Gesellschaft, in derselben Frist die unvergleichlichsten Fortschritte in der Eröffnung allseitiger Beziehungen und in der inspirativen Beurtheilung socialer Störungen gemacht hat. Wohl folgt die wissenschaftliche Erkenntnis in den meisten Fällen der praktischen Übung nach; in mancher Hinsicht ist aber der Mensch geneigt, wissenschaftliche Erfolge rasch gutzuheißen, ja — wie wir von den Naturwissenschaften wissen — sich sogar überstürzt und vorschnell scheinbaren Errungenschaften hinzugeben. Handelt es sich in der Sociologie um weniger Wichtiges und Nützliches, weil man ihrer rationellen Begründung mißtrauisch gegenübersteht? — Nein! — Alle Denkenden sind sich darüber klar, daß hiebei die Zukunft und alles Gedeihen der Menschen in Betracht kommen. Die tägliche Noth socialer Mißstände weist überzeugend nach, wie nothwendig eine sichere Einsicht in die Natur dieser Angelegenheiten ist. Die besonderen Umstände, welche der gründlichen Entwicklung der Sociologie so vielfach hemmend entgegengetreten sind, beruhen in der menschlichen

Natur. Indem wir aber diese Erscheinung besprechen, stehen wir bereits mitten im Bereiche sociologischer Erwägung.

Wenn wir z. B. hinsichtlich der medicinischen Wissenschaft unter den Menschen eine überraschende Gier nach Entdeckungen und Fortschritten beobachten, so wurzelt dies darin, daß jeder einzelne Mensch einen Vortheil von diesen wissenschaftlichen Errungenschaften erhofft. Die rein individuelle Befriedigung ist es, welche der Medicin unter den Wissenschaften eine besondere Stellung gibt und wodurch sie unter allen Umständen der vollsten Theilnahme aller sicher sein kann. Dieser individuelle Antheil an der Medicin hat zur Folge, daß sie manchmal ohne verläßliche Einsicht Lehren verwertet, die sich später als Irrthümer erweisen. Bei der Medicin zeigt sich im Vergleiche zur Sociologie gerade die umgekehrte Erscheinung. Während jene zu den gewagtesten Experimenten gedrängt wird, verhält man sich zur Sociologie ablehnend; die Gelehrtenwelt vertheidigt hartnäckig überlebte Thesen und rückhaltlose Behauptungen über die Beziehungen der Menschen unter sich. Die Ursache dieses Unterschiedes ist einfach: Während die Medicin dem Einzelnen frommt und daher sozusagen objectiv Allerweltsfreund ist, kann die Socialwissenschaft nur das Zurücktreten des Einzelnen gegenüber dem Allgemeinen lehren; sie scheint daher der Feind all derjenigen zu sein, welche sich einer bevorzugten Lage erfreuen, während sie auch nicht der Freund der Unterdrückten ist, weil sie diesen Illusionen rauben muß über die Möglichkeit einer vollen Erfüllung ihrer Wünsche. So sehen wir, daß die Sociologie, fern dem objectiven Wesen der Naturwissenschaft, schon mit ihrem Eintritt in die Welt eine Gegnerschaft vorfindet und den Kampf gegen sich heraufbeschwört. Es geht ihr ähnlich wie der Philosophie gegenüber der Macht der Theologie zur Zeit der Renaissance, weil sie in ähnlichem Maße berufen ist, die Weltanschauung zu beeinflussen. Nicht allein die Menschen, welche unter sich um die Güter dieser Welt streiten, fürchten in der Sociologie einen Feind der Sonderbestrebungen, auch die Männer der Wissenschaft sehen in dem Emporkommen sociologischen Denkens eine Beeinträchtigung; es erfüllt sie mit Recht eine Ahnung, daß diese Erkenntnis der Wissenschaft im Ganzen bisher nicht betretene Wege anweisen wird.

Abgesehen von dieser subjectiven Abneigung sind es aber auch Umstände, dem Wesen der Sociologie anhaftend, die deren Fortschritt gehemmt haben. Und da ist vor allem zu constatieren, daß erst dieses Jahrhundert geschichtliche Ereignisse gezeitigt hat, welche die für alle Wissenschaft so nothwendigen

Erfahrungen bieten, daß erst dieses Jahrhundert einen tiefern Einblick in die qualitative Natur der Menschenrassen und der Gesellschaft herbeiführte. Das Wichtigste für das Emporkommen einer gereiften sociologischen Erkenntnis ist aber, daß die großen Errungenschaften der Naturwissenschaft eine philosophische Syntheſe nicht bloß erlauben, sondern geradezu verlangen. Kurz, die allgemeine Sachlage drängt nunmehr lebhaft nach jener wissenschaftlichen Erkenntnis, die für die Gesellschaft dasselbe bedeutet, was die Medicin für den Einzelnen ist. Hiebei braucht aber die Sociologie nicht, wie die Medicin, in der Anwendung der Mittel der Erfahrung und der wissenschaftlichen Einsicht vorauszugreifen, sondern es wird sich erweisen, daß sie bereits auf einem sichern Boden der Erkenntnis steht. Diese Sachlage drängt sich heute den meisten Geisteswissenschaften derart überwältigend auf, daß sie sich sociologischen Erwägungen gar nicht mehr zu entziehen vermögen; nur finden sie den wissenschaftlichen Ausdruck nicht, der diesen Erwägungen eine sichere Grundlage gibt. Die Rechts- und die Staatswissenschaften sind derart durchtränkt von sociologischen Speculationen oder — wie man es unrichtig nennt — von Socialpolitik*, daß ihre alte Grundlage durch die Zwiespaltigkeit des Urtheils bereits erschüttert ist, während eine neue noch nicht gefunden wurde. So sind viele Geisteswissenschaften durch den intellectuellen Fortschritt selbst zu einer Unsicherheit gelangt, welche dieselben Wissenschaften an der Sociologie bemängeln, mit dem wesentlichen Unterschiede, daß sich diese Unsicherheit bei den alten Wissenschaften als eine Erschütterung ihres Lehrgebäudes erweist, während sie bei der Sociologie in der Neuheit des Gegenstandes liegt.

Im politischen Leben wird sociologisches Denken längst geübt; es handelt sich also vielfach bloß um ein Ordnen praktisch gewonnener Überzeugungen.

Aber auch auf einem andern Gebiete, welches keineswegs zur Wissenschaft gezählt werden kann und dennoch den mächtigsten Antheil an der intellectuellen Entwicklung der Menschen hat, zeigt sich seit jeher ein tiefer Einblick in die sociologische Erkenntnis. Wer hätte nachhaltigere Wahrheiten in dieser Hinsicht gefunden als der inspirative Einblick in die Wechselbeziehungen der Menschen, welcher der Dichtkunst eigen ist? — Ja wir können sagen, daß die Menschen bisher den Mangel einer sociologischen

---

* „Socialpolitik" ist eine sinnwidrige Bezeichnung, weil es keine Politik gibt, die nicht mit socialen Angelegenheiten zu rechnen hätte.

Erkenntnis darum weniger empfanden, weil in den Lichtblicken der Dichter aller Nationen die wesentlichsten sociologischen Lehren bereits Ausdruck gefunden haben. In der Anerkennung solcher Aussprüche, in ihrer Macht über die Menschen, in ihrer historischen Bewiesenheit liegt eine Stütze für die Sociologie, die keineswegs unterschätzt werden darf. Das aber, was die Menschen jederzeit tief bewegte, weil es ihre wichtigsten Angelegenheiten betrifft, auf die sichere Grundlage der Wissenschaftlichkeit zu stellen, das liegt im Wesen unserer geistigen Entwicklung, und daß es jetzt geschehe, im Wesen der Entwicklungshöhe unserer Gesellschaft selbst.

„Die Methode einer Wissenschaft ist von weit größerer Bedeutung als irgend eine einzelne Entdeckung, so überraschend diese auch sein mag", sagt Cuvier; — und dies bewahrheitet sich auch an der Sociologie. Denn was zeigt sich hier anderes als ein vergebliches Suchen nach der richtigen Methode, wenn die Schaffung der Sociologie trotz vieler Versuche und bei intellectueller und sachlicher Vorbereitung keine Anerkennung findet?

Alle Wissenschaften, selbst die exact arbeitende Astronomie, sind in ihrem Aufgange zur heutigen Höhe durch grundsätzliche Irrthümer vorwärts geschritten. Wir haben auch gegenwärtig eine Reihe von Wissenschaften, welche nach der Unzulänglichkeit unserer Beobachtungsmittel nur ein Weiterschreiten von dem unzulänglichen zum bessern Einblick, also nur eine Annäherung zur Wahrheit darstellen. Darum darf es auch die Erforschung der gesellschaftlichen Wechselbeziehungen nicht scheuen, denselben Weg zu gehen; auch die Sociologie muß trachten, sich der Wahrheit zu nähern, indem sie Irrthümer immer mehr ausschließt. Es ist aber selbstverständlich, daß sie sofort von jener Grundlage ausgehen muß, welche nach heutiger Einsicht allein geeignet ist, Wissenschaften zu fördern. Die Naturwissenschaften im umfassendsten Sinne müssen daher die wissenschaftliche Grundlage der Sociologie sein. Nur was an der Hand verbürgter Thatsachen erkannt wird, soll nach der Wesenheit der Sociologie zur Erhärtung ihrer Lehrsätze dienen; ihre speculativen Erwägungen müssen zum mindesten im Gedankenzusammenhange mit Naturgesetzen stehen. Da aber die Naturwissenschaften — wenigstens im Hinblick auf ihre Beziehung zu socialen Erscheinungen — gänzlich zweckunbewußt vorgehen, muß noch für geraume Zeit die speculative Erkenntnis der Prüfstein für die Stichhaltigkeit vieler übermittelter Thatsachen sein. Wir begegnen hier der alten Erfahrung, daß Geisteswissenschaften nur gedeihen können, wenn sich Induction und Deduction ergänzen und wenn ein vorsichtiger Gebrauch der Speculation nicht ver-

wehrt wird. Es wäre leicht, zu zeigen, daß gegenwärtig viele Wissenschaften oder als Wissenschaft sich geberdende Wissenszweige ihr Leben durch die Verleugnung dieser vermischten Methode fristen, daß sie durch Überschätzung der Induction in interesselose Forschungsgebiete sich verirren, oder durch Überschätzung der Deduction in wesenlose Haarspaltereien verfallen sind. Den Naturwissenschaften bleibt bei ihren Forschungen ewig ein unauflöslicher Rest, welcher der Speculation vorbehalten bleibt, und jede Speculation ist wertlos, welche den realen Hintergrund vermissen läßt.

Ich sage, die Naturwissenschaften im umfassendsten Sinne sind die Grundlage der Sociologie, weil die menschlichen Wechselbeziehungen das Gebiet realer Erkenntnis sind, in welchem sich die Lehrsätze der Kosmogonie bis zu jenen der physiologischen Psychologie geltend machen. Es wird sich zeigen, daß die physikalischen Gesetze der Welt den Grundzug der gesellschaftlichen Erscheinungen bestimmen, daß die Chemie wichtige Lehren für das Verständnis des socialen Processes bietet. Es wird sich zeigen, daß die Geologie der Anfang aller Geschichte ist, daher auch den Grundzug der socialen Entwicklung erkennen lassen muß. Das Verständnis für den Zusammenhang der unorganischen Welt mit der aus organischen Elementen bestehenden Gesellschaft wird aber durch das Eindringen in den Ursprung des organischen Lebens auf biologischem und physiologischem Wege gefunden. Wenn wir auch die socialen Erscheinungen nicht an dem einzelnen Menschen zu erkennen vermögen, sondern diese an sich erforschen müssen, so werden wir sie ursächlich doch nur aus den Anlagen erklären können, welche dem Menschen von der Natur durch seine Artentwicklung zukommen. Die Gesellschaft ist nicht, wie die bisherigen sociologischen Versuche zeigen wollten, die höchste Entwicklungsform, eine superorganische Welt, in der Reihenfolge der Schöpfungen (System Spencer), sondern der Mensch ist die höchste Entwicklungsform unserer Erscheinungswelt, während die socialen Erscheinungen, seiner Gattung eigenthümlich, die gesetzlichen Formen seiner individuellen Vielgestaltigkeit zeigen. Die Menschen schließen durch ihr sociales Verhalten wieder an die Gesetzlichkeit des Universums an, welche der Mensch als Individuum und intellectuelle Potenz, im allgemeinen ohnmächtig, aber im besonderen doch wirksam zu durchbrechen strebt. In diesem scheinbaren Widerspruch zwischen der socialen und individuellen Natur des Menschen setzt nun die Psychologie, gestützt auf die biologische Erkenntnis der menschlichen Wesenheit und auf die Thatsachen der socialen Entwicklung, ein, um den socialen Proceß gesetzmäßig erfassen zu können.

Bei diesen Forschungen stehen der Sociologie die beschreibenden Wissenszweige socialer Erscheinungen, die Völkerkunde mit all ihren vergleichenden wissenschaftlichen Bestrebungen, zur Seite. Eine hervorragende Stellung nimmt hiebei die Geschichte ein, insbesondere hinsichtlich des Nachweises der socialen, beziehungsweise politischen Entwicklungsstufen. Indem aber die Sociologie diese Wissenszweige als wesentliche Quelle für ihre Lehren heranzieht, weicht sie keineswegs von ihrer naturwissenschaftlichen Methode ab; denn so wie jede Naturerscheinung überhaupt im Rückblick ein Geschehnis war und einen geschichtlichen Vorgang hat, so ist die Geschichte nur eine Erzählung von Naturereignissen, die sich zwischen Menschen vollzogen, und es ist eben der Kern alles sociologischen Denkens, zu zeigen, daß solche culturelle oder politische Geschehnisse als Naturereignisse den Naturgesetzen unterworfen sind.

Diese Hilfswissenschaften der Sociologie erweisen sich freilich noch als mangelhaft, weil ihnen eben nur die Sociologie die Richtungen für eine erfolgreiche Forschung zu geben vermag. Es kreuzen sich hier Wirkung und Ursache; damit diese beschreibenden Wissenszweige gedeihen können, ist eine Sociologie unerläßlich, und um diese Sociologie in ihren wissenschaftlichen Grundzügen aufzubauen, müssen wir jene Wissenszweige auf ihrer gegenwärtigen Entwicklungshöhe verwerten; wir dürfen dies mit einiger Aussicht auf Erfolg, weil die Naturwissenschaft und die Speculation die Mittel zur entsprechenden Kritik an die Hand geben. Wenn auch nicht im vollen Zusammenhange und besonders nicht bis zum Ursprunge socialer Erscheinungen vordringend, ist doch eine genügende Menge verbürgter Thatsachen bekannt, um die Lehren der Sociologie entwickeln zu können. Welche Wissenschaft hätte überhaupt mit einem Material begonnen, welches ihre gesammte Aufgabe überblicken, geschweige erschöpfen ließ? — Alle Wissenschaften sind gegenüber dem vollen Einblick in die Natur ein Torso; und nur die Sociologie sollte sich scheuen, die Lehren zu suchen, welche an der Hand des Gebotenen zu finden möglich sind? — Auch einer wohlbegründeten Einsicht in die socialen Erscheinungen wird, wie jeder menschlichen Forschung, vieles verborgen, und besonders die Ursprungserscheinungen der Gesellschaft werden Hypothesen überlassen bleiben.

Das entscheidendste Moment für die Gewißheit einer wissenschaftlichen Begründung sociologischer Lehren liegt aber darin, daß das Studium der gegenwärtigen, „sichtbaren" Gesellschaft im vollsten Sinne eine naturwissenschaftliche Grundlage der Sociologie sein kann. Wenn schon der Mediciner die Sicherheit seiner anatomischen Forschung durch die Gegenwart des

Cadavers, dem doch die wesentlichste Erscheinung des Menschen, das Leben, fehlt, verbürgt glaubt, so kann auch der Sociolog, mitten im lebendigen Kampfe der Gesellschaft stehend und forschend, von einer Bürgschaft seiner wissenschaftlichen Erwägungen sprechen. Es ist eine beinahe komische Verirrung vieler Forschungen, die menschlichen Wechselbeziehungen entweder nur bei den classischen Völkern des Alterthums, oder bei den gegenwärtigen Oceaniern, oder bei den Bewohnern der Irrenhäuser und Kerker lehrhaft erfassen zu wollen. Jener Abschnitt der gesellschaftlichen Entwicklung, der uns ziemlich bekannt ist, und die Gesellschaft, wie sie vor uns lebt, sie reichen hin, um den Lehren der Gesellschaft den vollen Charakter der Wissenschaftlichkeit zu geben, und die Sociologie kann behaupten, daß wenig Wissenschaften auf ein reicheres, zugänglicheres und unzweifelhafteres Material ihrer Forschungen sich zu stützen vermögen. Nur muß der Weg erst bezeichnet werden, wie wir die Gesellschaft und den Menschen als Product derselben sociologisch erfassen und beurtheilen können. Das lehrt eben die Anwendung unserer Methode.

3. Der Positivismus aller Erkenntnis und Wissenschaft.

Comte's* bekanntes „Gesetz der drei Stadien" ist, geprüft an der Hand der Thatsachen, kein Gesetz, wenn es auch für die Erklärung der intellectuellen Entwicklung der Menschen Wert hat. Nach demselben hebt die Entwicklung eines Gesellschaftskreises mit der theologischen Phase an, tritt sodann in die metaphysische und endlich in die positive Phase. Wir wissen, daß die zahlreichste Rasse, die mongolische, streng genommen die metaphysische Phase übersprang und daher auch zu keinem „état scientifique ou positif" gelangte; es ist der Kernpunkt der Philosophie Lao-tse's, daß man der Forschung fern bleiben und die Welt vom Nützlichkeitsstandpunkte aus im Geiste des Maßhaltens auffassen möge. Trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß für die geistige Entwicklung der Chinesen das Comte'sche „Gesetz" insofern zutrifft, als auch bei ihnen der metaphysische Gedanke erwachte, wenn auch von sofortiger Negation begleitet, während der Positivismus infolge dieser Negation einen beschränkten Charakter behielt. Also daß die theologische von der metaphysischen Phase abgelöst werde und daß bei voller Entwicklung letztere nicht übersprungen werden

* Comte, Cours de philosophie positive (3me édit., Paris 1869), I, 8.

kann, ja daß ihre volle Entwicklung unerläßlich ist, um in eine gereifte positive Phase vorschreiten zu können, liegt in der Natur der intellectuellen Entwicklung und hat sich an jener der arischen Rasse bewahrheitet.

Diese Bewahrheitung spricht sich aber keineswegs in den historischen Thatsachen aus und zeigte sich nicht als eine sociale Nothwendigkeit, sondern vollzog sich in der Entwicklung der Wissenschaften. Der theologischen Phase des Alterthums folgte innerhalb jedes Entwicklungsgebietes der Geisteswissenschaften eine metaphysische, weil der Mensch die theologische Auffassung der Welt mit ihren realen Bedürfnissen nicht in Einklang zu bringen vermochte und so an Stelle überlieferter Glaubenssätze die Lösung der Welträthsel im Wege der Vernunft suchte. Der theologischen Phase des Mittelalters folgte aus derselben Ursache die metaphysische, wobei der Sociolog der hergebrachten Anschauung nicht beipflichten kann, daß diese der Renaissance der Wissenschaften des Alterthums zuzuschreiben ist; sondern diese Renaissance ist die Wirkung des Wiedererwachens metaphysischer Bedürfnisse, was auch allenthalben durch originelle Denker, außerhalb des Einflusses der alten Wissenschaften stehend, von der Art wie Jakob Böhme, erhärtet wird. Diese metaphysische Phase erweist sich als eine Aufklärung über den Wert unserer Vernunft für die Lösung der Fragen unserer Beziehungen zum All, zu uns selbst und zur Gesellschaft. Es liegt daher schon in dem Wesen der Bestrebungen dieser Phase, daß die Fragen selbst nicht beantwortet werden, sondern daß das metaphysische Bestreben mit einer Kritik der Vernunft abschließt, ohne einerseits das Verlassen des theologischen Weges zu rechtfertigen oder anderseits unsere Stellung in der praktischen Welt erkannt zu haben. Dieser Erfolglosigkeit, welche mit dem Pessimismus abschließen mußte, entspringt das Bedürfnis nach einem Positivismus, welcher in der praktischen Welt der Thatsachen die Erklärung des Welträthsels oder, insofern eine solche unmöglich ist, eine moralische Beruhigung in einer sichern, wenn auch beschränkten Auffassung unserer Bestimmung sucht.

Wie schon der Hinweis auf die intellectuelle Entwicklung der Mongolen zeigte, ist dieser Fortschritt zu einem gereiften Positivismus ohne die metaphysische Phase der Entwicklung nicht möglich; denn für jenen ist ein abschließendes Verständnis des Wesens unserer Vernunft unentbehrlich, weil wir deren Grenzen kennen müssen, um den Boden sicherer Thatsachen zu finden. Der metaphysischen Phase des Alterthums hingegen folgte gleichsam nur ein praktischer Positivismus (Cicero, Seneca), weil

ihm für einen wissenschaftlichen eine hinlängliche Einsicht in die Thatsachen der Natur fehlte, — gerade so wie der Positivismus unserer Zeit seine Berechtigung darin findet, daß die Geisteswissenschaften von den Naturwissenschaften zurückgedrängt wurden, wodurch eigentlich der wissenschaftliche Positivismus in den Vordergrund tritt.

Wenn auch der Wechsel der drei Phasen der intellectuellen Entwicklung zugehört, so steht diese doch mit der socialen in Zusammenhang; denn der intellectuellen Entwicklung entspricht gewöhnlich ein verwandtes Bedürfnis in der gesellschaftlichen. So entsprach der theologischen Phase der kirchliche Zeitgeist im Mittelalter und entsprachen der metaphysischen Phase Zeitgeiste von rationell aufklärendem und real politischem Inhalt; gegenwärtig folgen in Europa dem Erwachen der positivistischen Phase Zeitgeiste, die auf Grund bestehender Zustände (nationaler Zeitgeist und „socialistische" Bewegung) auf positive Bedürfnisse in der Gesellschaft hinweisen. Wir müssen aber die intellectuelle Entwicklung der Menschen, das selbständige Leben der Wissenschaften von deren socialen Wechselbeziehungen unterscheiden. Wenn auch die Wissenschaften mit den socialen Bedürfnissen im allgemeinen zusammenhängen und aus denselben einen wesentlichen Antrieb schöpfen, so gibt es doch ein wissenschaftliches Leben, welches im Verborgenen besteht, dem auch das Weiterspinnen wissenschaftlicher Erkenntnis über Perioden des Culturverfalles hinweg zu verdanken ist. In diesem Sinne ist auch eine wissenschaftliche Thätigkeit vorhanden, welche eine abgethane Richtung geistiger Entwicklung aufrecht erhält. Trotz völliger Überwindung der theologischen Phase ist die theologische Wissenschaft und ihre Methode keineswegs erstorben; so auch ringt die metaphysische Methode in den Geisteswissenschaften nach erneuerter Geltung, während immer mächtigere Grundlagen für eine positivistische Wissenschaft geschaffen werden. Darum herrschen die tiefgehendsten Zweifel über die Leistungsfähigkeit der Geisteswissenschaften, welche im Vergleiche zu ihrer Stellung im Beginne des Jahrhunderts wesentlich an Ansehen eingebüßt haben; die Menschen zweifeln, daß sie ihren ethischen oder realen Bedürfnissen zu entsprechen vermögen. Dieser Widerspruch zwischen Bedürfnis und Befähigung ist Ursache, daß die civilisierenden Einflüsse wissenschaftlichen Denkens im politischen Kampfe der Massen verschwinden und das Pochen auf die rohe Gewalt auch theoretisch herrscht.

Ein Grundzug der metaphysischen Methode ist, daß die Wissenschaft um ihrer selbst willen bestehe und daß der Mensch forsche und sinne ohne

Zweckbewußtsein, nur unentwegt die Schranken zu beseitigen strebend, die ihn an der Erweiterung der Erkenntnis hindern. Die Objectivität der Wissenschaft, sozusagen ihre Fruchtlosigkeit, welche sie in der Bekämpfung der theologischen Methode nicht entbehren konnte, sollte der Weg zur Wahrheit sein. Wenn auch dieser skeptische Zug die Bahn positiver Erkenntnis eröffnet hat, so ist er doch an sich verfehlt, weil ein zweckloses Denken und schon gar eine zweckloſe Wissenschaft unfaßbar sind. Die metaphysische Methode hatte ja den Zweck der theoretischen Weltbetrachtung, und die scheinbare Zwecklosigkeit sollte nur die Objectivität verbürgen. Das ist vollkommen klar geworden, seitdem die metaphysische Methode ihre Aufgabe erfüllt hat und ihr weiteres Streben nunmehr wirklich den Charakter der Zwecklosigkeit angenommen hat. Daher ist auch die Philosophie des 19. Jahrhunderts der Hauptsache nach nicht mehr weitergeschritten, sondern zeigt vorwiegend Spielarten früherer Systeme und sogar Verirrungen, wie schon zum Theil die Philosophie Schopenhauer's und erst gar die eines Nietzsche, welche sich durch den Widerspruch mit dem socialen Wesen der Menschen auffällig macht. „Der Schatten des Alterthums, seine Überschätzung des Logos liegt noch breit über uns und läßt weder im Realen noch im Idealen das bemerken, wodurch beides mehr ist als alle Vernunft", sagte Lotze* um die Mitte dieses Jahrhunderts, und es hat sich in dieser Hinsicht in den Geisteswissenschaften noch nicht viel geändert. Der Mensch vermag sich kein Erstreben ohne einen Zweck zu denken; entweder ist es gemeinnützig oder eigennützig. Jedes wissenschaftliche Denken hat einen positiven Zweck, auch wenn derselbe äußerlich geleugnet wird. Wo der allgemeine Zweck aufhört, beginnt der individuelle, und weil der allgemeine Zweck nicht immer festgehalten wird, feiert gegenwärtig der zweckloſe Charakter mancher wissenschaftlichen Bemühungen wahre Orgien und würdigt die Wissenschaft zum Spiele menschlicher Eitelkeit herab. Die exacten Wissenschaften verlieren eben nie ihr Ansehen in den Massen, weil das Zweckvolle ihres Wesens deutlich erkenntlich ist. Zahlreiche Denker fühlen sich daher seit einem Jahrhundert bewogen, die positivistische Methode anzustreben, deren Ausgangspunkt die Thatsachen und deren Beweggrund die allgemeinen Bedürfnisse sind. „Wir leben in einer Welt voll Elend und Unwissenheit, und es ist die offenbare Pflicht eines jeden, zu versuchen, ob er den kleinen Winkel, auf den er Einfluß

* Herm. Lotze, Mikrokosmus (Leipzig 1856), III, 244.

haben mag, etwas weniger elend und unwissend machen kann, als er war, ehe er dahin eintrat."*

Die zweckvolle Wissenschaft erweckt genaue Vorstellungen davon, was für ihre eigene Entwicklung erforscht werden muß, im Gegensatze zur zwecklosen, sozusagen anarchischen Wissenschaft, die nach allen Richtungen kurzsichtig ihre Fühler ausstreckt, ohne recht zu wissen wozu. Die positivistische Methode hingegen verlangt eine zweckvolle Organisation der wissenschaftlichen Forschungen, wonach insbesondere die Verwendung öffentlicher Mittel und privater Spenden mit der Wichtigkeit der Angelegenheiten für die Gesellschaft in Übereinstimmung gebracht wird. Unzweifelhaft ist es für letztere wichtiger, die Rudimente ursprünglicher Rechtsinstitutionen, besonders bei den primitiv entwickelten Völkern, bevor sie noch von der rasch vorschreitenden Civilisation dauernd verwischt werden, zu ermitteln, als den Schatz des fabelhaften Priamos in Sicherheit zu bringen. Während in jener Richtung nichts geschieht, jeder Tag aber unersetzliche Verluste bringt, werden in dieser Richtung riesige Mittel aufgewendet, obgleich diese Schätze der Welt streng genommen nicht verloren gehen.

Diese Erörterungen zeigen, daß durch den Positivismus ein gründlicher Umschwung aller Wissenschaft herbeigeführt wird; denn in dem Augenblicke, wo sie zweckvoll wird, begnügt sie sich nicht mehr mit dem Einblicke in die Dinge, mit der Erforschung des Bestehenden und Vergangenen, sie will vielmehr Einsicht und Rückschau in den Dienst des Vorausblickes stellen. „Darauf muß jede Wissenschaft, der ihre zukünftigen Anwendungen am Herzen liegen, bedacht sein, daß es ihr möglich werde, aus dem vorhandenen Zustande Vergangenes und Kommendes zu errathen."**

Durch eine solche Erkenntnis erhält die Wissenschaft erst ihre richtige Stellung im Menschenleben. Wenn wir die Aufgabe der Wissenschaft darin sehen, für alle Erscheinungen Gesetze zu suchen, so finden wir, daß eine Menge Bestrebungen unter der Flagge der Wissenschaft segelt, ohne ihr nur entfernt verwandt zu sein; denn das Gesetzliche in den Erscheinungen zu suchen ist nicht die Befriedigung bloßer Wißbegier, sondern das Bemühen ist schon an sich zweckvoll, weil nur der Gesetzmäßigkeit die Schlußfolgerung auf Vergangenes und auf Künftiges entspringen kann. Daß in diesem Falle das Vergangene, mag es nun erforscht oder durch Rück-

* Thomas H. Huxley, On the physical basis of life (London 1882).
** Herm. Lotze, Mikrokosmus (Leipzig 1856), I, 187.

schluß ermittelt sein, in die Dienste des Vorausblickes gestellt werde, das liegt im Wesen der zweckvollen Wissenschaft, und mit Recht sagt Nägeli: „Das ursächliche Erkennen wird seine Probe bestehen, wenn es gelingt, mit derselben Sicherheit und Bestimmtheit künftige Ereignisse vorherzusagen, wie es die Astronomie thut.“* Wenn es in dieser Hinsicht die exacten Wissenschaften leichter haben, so werden doch auch diejenigen, welche mit Qualitäten arbeiten, den quantitativen Grundzug der Erscheinungen auffinden, was die Gesetzmäßigkeit im Reiche der Qualitäten ist. Alle Wissenschaften nähern sich mit ihren Fortschritten der exacten Erkenntnis, sodaß endlich die positive Wissenschaft dem Kant'schen Kriterium entspricht, wonach „in jeder Lehre nur so viel eigentliche Wissenschaft anzutreffen ist, als sie Mathematik enthält“. Den Weg zur Verwirklichung dieser eigentlichen Wissenschaftlichkeit vermag stets nur die Idee als solche zu weisen, welche ursprünglich qualitativer Natur ist und in einem inspirativen Einblick in die Gesetzmäßigkeit der Welt wurzelt; dies hat sich ebenso an der Beobachtung der Ampelschwingung durch Galilei, als an dem Gedankengange Kepler's über das Planetensystem bewährt. Diejenigen sociologischen Ideen, welche das Gesetzmäßige in den Wechselbeziehungen der Menschen erkennen, bahnen die exacte Beweisführung dieser Sätze an. Auf dem Gebiete der sociologischen Erkenntnis kann es zunächst nur Erfahrungsgesetze geben. Aber um ihnen die wissenschaftliche Qualität beimessen zu können, muß in ihnen das Causalitätsprincip wirksam sein; ja es verlangt der Positivismus, daß wir bei jeder sociologischen Gesetzmäßigkeit auch die naturgesetzliche Grundlage zu zeigen vermögen, welcher sie entspringt; letzteres wird manchmal nur hypothetisch gelingen, weil die verbindenden Forschungen fehlen. Gewiß wird es hiedurch am ehesten möglich, sich von bestreitbaren Behauptungen fern zu halten und ihnen wissentlich keinen Raum zu geben.

Mit dem Nachweise des Gesetzmäßigen in den menschlichen Wechselbeziehungen betreten wir die Bahn, auf welcher der Vorausblick in die Ereignisse zu finden ist, eine Bahn, welche versuchsgemäß von der Medicin und mit voller Sicherheit von allen exacten Wissenschaften längst eingehalten wird. Der Positivismus erweitert das philosophische Wesen der Wissenschaftlichkeit überhaupt; denn er zeigt, daß nicht vorwiegend der Einklang des Wissens mit dem Dinge, im Wege der Forschung hergestellt, der

* Carl v. Nägeli, Theorie der Abstammungslehre (München 1884), S. 581.

Triumph unseres geistigen Vermögens ist. Alles Wissen kann nur eine Erweiterung der sinnlichen Wahrnehmungen bis zur letzten Thatsache der Erscheinungswelt sein, was trotz der Schwierigkeit, dem Wesen der Natur nahezurücken, nur eine primäre Hirnfunction ist. Die wahren Lichtblicke des Intellects finden sich in der Verwertung des Wissens; zuerst in der Entdeckung der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen, sodann aber hauptsächlich in dem Gebrauche gegebener Bedingungen nach diesen Gesetzen zum Besten der menschlichen Gesellschaft. —

Wohl fühle ich, daß dieser volle Umfang der positivistischen Wissenschaft die Meinung erwecken kann, als würde er Illusionen die Thüre öffnen. Die positivistische Wissenschaft hat jedoch in sich die Gewähr, daß der Boden der Thatsachen nicht verlassen und nicht jener der nebelhaften Speculation betreten werde, welche die metaphysische Wissenschaft in so reichem Maße pflegte; denn sobald sie den Boden sicherer Thatsachen verläßt, ist sie nicht mehr positiv; ihr Gebiet der Forschung ist das zeitlich und räumlich Zugängliche; ihr Gebiet gesetzmäßiger Erkenntnis sind die Thatsachen, und ihr Gebiet des Vorausblickes sind die Bedürfnisse der Menschen.

Daß aber hiebei die Forschung auch den Ursprung aller Kraft und alles Lebens — insoweit die Thatsachen die Speculation beleuchten — aufzuhellen trachtet, beruht in dem unabweislichen Einfluß, welchen solche Fragen auf die menschlichen Wechselbeziehungen äußern. Unsere Wissenschaft wäre materialistisch und nicht positivistisch, wenn sie Thatsachen ableugnen würde, welche nur darum unserer Einsicht entrückt sind, weil uns die Befähigung fehlt, die Wirklichkeit unmittelbar zu erkennen. Da die positivistische Wissenschaft von den Schranken unserer Erkenntnis ausgeht und unsere Erkenntnis bis zu denselben Schranken im Kreise unserer Wahrnehmungsfähigkeit vortreibt, enthält sie auch eine Bürgschaft innerer Wahrheit, wie sie weder die theologische noch die metaphysische Methode geboten hat. Dadurch kommt unsere intellectuelle Wesenheit mit der materiellen in jene Übereinstimmung, welche der gesetzlichen Einheit in der Natur entspricht und den vollen Zweck der positivistischen Methode erst erreichen läßt.

II. Die psychologische Grundlage der Sociologie.

4. Die Stellung des Menschen im All.

Wenn der Mensch einen Umblick auf seine Umgebung und einen Einblick in sein Wesen versucht, so muß er zu der Überzeugung kommen, daß alles Denkbare und Geschehende nur in der Beziehung zum Selbst erfaßt werden kann. Alle Vorstellungen und auch alle Wechselbeziehungen der Menschen unter sich wurzeln im Subject, im Ich. Die gesammte Welt spiegelt sich in dem Bewußtsein des Einzelnen, und das All sowie die Nebenmenschen sind für den Einzelnen nur Erscheinungen. Erst fremde Einwirkung und Erfahrungen bringen es mit sich, daß wir mit dem Ich die Welt nicht als abgeschlossen erachten, daß wir Nebengeschöpfen einen näheren oder ferneren Antheil an dem Ich zuerkennen, daß wir ihnen dasselbe Bewußtsein, wie es in uns selbst lebt, beimessen. Aber auch diese Theilnahme und Anerkennung der Außenwelt ändert nichts an dem unabweislichen Eindrucke, daß sich Alles nur im Bewußtsein des Einzelnen erfüllt. — So steht der Mensch, überhaupt jedes zum Bewußtsein gelangte Geschöpf, im Mittelpunkte des Alls, eine psychologische Thatsache, die für das Verhalten des Menschen zu seiner Umgebung bestimmend ist. Je weniger Vorstellungen und Erfahrungen er hat, desto ausgesprochener ist dem Menschen das Subjective der Inhalt seines Daseins. Diese Betrachtung macht sich bei dem gedankenreiferen Menschen als Verstandeseinsicht, beim gedankenschwachen als Empfindung geltend. Diese psychologische Thatsache lehrt uns, daß wir unsere Stellung im All nur als ein subjectives Interesse aufzufassen vermögen.

Die Wechselbeziehungen des Einzelnen zum All und zur Gesellschaft liegen also nicht a priori im Bewußtsein, sondern ihre Erkenntnis, schließlich die gewohnheitsmäßige Auffassung von einer Gegenseitigkeit des Ich und der Außenwelt sind Producte der Vorstellungen und der Erfahrungen. Dieselben beginnen für den Einzelnen mit dem Erwachen seiner Empfindung während der Geburt und sammeln sich im Leben zu einem Erinnerungsschatze an, welcher nach Anlage und Umständen verwertet wird. Wir dürfen wohl annehmen, daß die Anlagen der Geschöpfe durch die Erfahrungen der gesammten Entwicklungsreihe für deren leichtere Aufnahme präformiert sind, was mit der Thatsache correspondiert, daß jedes Geschöpf diejenigen Erfahrungen aufnimmt, die seiner Stellung im Naturreiche entsprechen. Das Erkennen der Außenwelt und eine richtige Auffassung von ihrer natürlichen Parität gegenüber dem Ich ist die wesentlichste Aufgabe des Verstandes; wir zweifeln an dessen Reife auch bei einem voll entwickelten Menschen, wenn er nicht mit den Einwirkungen der Außenwelt zu rechnen vermag.

Für unsere Untersuchungen ist es vor allem wichtig, zu erkennen: inwiefern darf das Ich als Mittelpunkt unserer Vorstellungen angesehen werden, beziehungsweise wo empfangen wir Vorstellungen, und wo stößt das Ich an den Bereich derselben? —

Jedermann weiß, daß sein Ich mit Empfindungsvorstellungen erfüllt ist, die von dessen physiologischen Vorgängen oder pathologischem Zustande herrühren. Das Ich ist daher nur gegenüber seiner Außenwelt ein Subject der Vorstellungen; denn der Vorstellungsbereich durchzieht das ganze Ich, und der Ort, wo wir Vorstellungen empfangen, ist nur ein psychologischer Begriff und wird auch physiologisch nie einheitlich präcisiert werden. Dieser Begriff, der intellectuelle Mittelpunkt unseres Ich, ist auch das einzige Sichere, was wir von der Welt wissen; er ist unser Bewußtsein. Wir verlassen also bereits den sichern Boden der Einsicht, wenn wir vom Ich sprechen; denn dasselbe ist eine Summe von Aggregatzuständen, die auf unseren Vorstellungen über die peripherischen Grenzen unserer Empfindung beruhen. Das Ich dehnt sich so weit aus, als unserem Bewußtsein innerliche Empfindungen mitgetheilt werden. Daß dem Ich der Boden sicherer Einsicht bereits entzogen ist, beweist der Umstand, daß verlorene Gliedmaßen durch die Empfindung manchmal dem Bewußtsein als vorhanden vorgespiegelt werden. Wir sehen also, daß außerhalb unseres Bewußtseins das Reich der Vorstellungen beginnt und mit diesem die Welt des Scheines; wirklich ist für jeden Einzelnen nur das Bewußtsein.

Der Sitz dieses Bewußtseins dürfte im Gehirn sein; doch scheint es auch schon in der übrigen Nervensubstanz theilweise zur Entwicklung zu gelangen; physiologisch sicher aber ist, daß im Gehirn das Bewußtsein durch äußere Anreize zum Gedanken wird, daß im Gehirn die Gedanken und Vorstellungen unter gewissen Voraussetzungen bewahrt werden und daß solche Vorstellungen als Erinnerungen (Associationsvorstellungen) aus dem Bereiche der Erfahrungen wiedererwachen. Es ist ferner gewiß, daß auch in den übrigen Nervencentren ähnliche Vorgänge, aber unbewußt, stattfinden; erst durch eine Hemmung in der Function wird das Bewußtsein erregt. Die Nervensubstanz ist überhaupt der Vermittler zwischen Bewußtsein und Vorstellungsursprung, mag dieser nun im Ich oder außen liegen.

Wir vermögen diese vermittelnde Aufgabe des Nervensystems — obgleich ihre Erfüllung auf chemischen Wirkungen zu beruhen scheint — nur als mechanische Vorgänge zu begreifen; wir brauchen zur Erklärung aller Vorstellungen im Bewußtsein die Annahme einer Bewegung, welche dem Bewußtsein die Impulse gibt, beziehungsweise das Gehirn zu Gedanken und Erinnerungen anreizt. Wohl haben wir auch für diese Bewegung Anhaltspunkte und wissen, daß sie wesentlich langsamer als Licht und Elektricität ist, aber die Vermittlung selbst verstehen wir nicht, so wenig wir wissen, was Licht oder Elektricität ist. So sehen wir, daß schon innerhalb unseres Bewußtseinsorgans die Einsicht in die Wirklichkeit aufhört und die Welt der bloßen Erscheinungen beginnt.

Der Aufbau des Geschöpfes vollzieht sich durch eine geheimnisvolle Verbindung von Biophoren*, in welchen die Fähigkeit liegt, belebt zu werden, oder welche unter gewissen Bedingungen lebendig werden, beziehungsweise auch Bewußtsein erlangen. Alle physiologischen Untersuchungen zeigen, daß sich das Leben, um wirksam zu werden, jener Vortheile bedient, welche in den chemischen und physikalischen Eigenschaften der Stofferscheinungen vorhanden sind. Das Leben kämpft, um die Diffusionsfähigkeit der organischen Verbindungen zu bewahren. Was dieses Leben ist, was jene Kraft in den Stoffen ist, das bleibt uns unbekannt; denn die Erkenntnis der Wirklichkeit beginnt erst mit dem Bewußtsein und mit der Wahrnehmung mechanischer Wirkungen des Lebens, die das Be-

* Aug. Weismann, Das Keimplasma. Eine Theorie der Vererbung (Jena 1892), S. 53.

wußtsein erwecken. Wohl aber glauben wir, annehmen zu können, daß jene in den Stoffen auftretende Kraft nur deren eigene Modification ist, daß überhaupt jeder Stoff sich als jene Urkraft äußern kann, welche im Weltall als Bewegung und in uns als Leben in die Erscheinung tritt.

Der Mensch, wie er sich als Fortpflanzung seiner Eltern bis zum erwachten Bewußtsein entwickelt, unterliegt während des Lebens einem fortgesetzten, zweckmäßigen Wechsel seiner Bestandtheile (Stoffwechsel); dieser Wechsel, ein physiologischer Chemismus, bringt jene Bewegung hervor, welcher der Fortbestand des Bewußtseins zuzuschreiben ist. Die in uns wirkende Urkraft erhält auf diese Weise die Constellation der Atome aufrecht, welche für das Bewußtsein nothwendig ist, zieht die nothwendigen Atome an sich, gruppiert sie in Lebensträger und scheidet die verbrauchten aus. Der Aufbau schafft einen festeren Kern (Knochen, Muskeln) für die rascher wechselnden Weichtheile, welcher nach erlangter gattungsmäßiger Entwicklung zu wachsen aufhört, während die allgemeine Stoffaufnahme anhält. Der Kraftüberschuß wendet sich nunmehr der Fortpflanzung zu. Mit dem Verblühen des Geschlechtslebens verliert sich aber die richtige Constellation der Atome; der Aufbau verfällt, wertlose und schädliche Stoffe überwiegen, und das Leben beginnt, des gebotenen Stoffwechsels nicht mehr Herr zu sein. Die pathogene Mikrobenwelt bemächtigt sich des Körpers; das Bewußtsein erlischt, womit für die Erscheinungswelt der Tod eintritt. Thatsächlich ist aber das Zurücktreten der Kräfte, welche den Menschen aufgebaut haben, von dem Höhepunkte seiner Entwicklung über den Tod hinweg bis zur Verwesung und Rückkehr in die anorganische Welt, ein einheitlicher Vorgang; wir sehen dies an dem fortgesetzten Wachsthum von Haaren und Nägeln an Leichen, und an der Fortsetzung einzelner Lebensfunctionen und Bewegungen bei der niederen Thierwelt nach dem Aufhören des Bewußtseins. So wie die Lebenskräfte der Biophoren aus der anorganischen Welt entnommen wurden, um aus der Gattung das Individuum über die Geburt hinweg zur Entwicklungshöhe zu führen, so ist die Verwesung des Individuums zum anorganischen Stoff eine Rückkehr der Lebenskräfte vom Ich zu dem All der Urkraft.

Das Bewußtsein ist wissenschaftlich nur in dem Sinne verständlich, daß das Leben in den Theilen, welche den Organismus aufbauen, bereits vorhanden ist. Wir vermögen uns nie zu denken, daß aus Atomen, welche nicht bereits gebunden das Leben in sich enthalten, ein Leben erweckt werden könne. Die entgegengesetzte Ansicht würde die organische

Welt als einen Mechanismus erscheinen lassen, der erst durch einen unerklärlichen Willensact zum Leben erweckt werden müßte. Das Bewußtsein als einzige erwiesene Wirklichkeit ist also ein Ausfluß der im All wirkenden Urkraft, daher wir auch dem Bewußtsein zunächst eine Urkraft als wirklich vorhanden erkennen.

Der Begriff der Urkraft ist für das Verständnis der Welt unentbehrlich. Sie ist die Grundwesenheit alles Seins und differenziert sich in die theils bekannten, theils unbekannten (wozu das Leben gehört) Erscheinungen thätiger Kraft (Energie), sodann in die als Stoff gehemmte Kraft. Die Urkraft ist die Grundeinheit der Erkenntnis, die Substanz des Weltalls, wodurch die monistische Weltauffassung gegeben und der Dualismus, diese Quelle alles Irrthums, beseitigt ist.*

Die lebenden Geschöpfe sind Emanationen der Urkraft, welche in ihnen in artgemäßer Form gebunden ist, durch welche unter fortgesetztem Kraft- (Stoff-) Wechsel ein Theil dieser Urkraft als Leben thätig ist. Es ist also eine günstige Constellation der Stoffe nöthig, damit die Urkraft im Geschöpfe zum Bewußtsein gelangen kann. Je günstiger die Constellation der Stoffe oder ihrer Modification, der Kräfte, ist, desto kräftiger treten Leben und Bewußtsein hervor. Alle Abstufungen der organischen Welt sind hinsichtlich ihrer morphologischen und lebendigen Entwicklung von der Gunst dieser Lebensbedingungen abhängig. Die gesammte Entwicklungsreihe der Organismen ist einer successiven Verbesserung der Lebensverhältnisse auf unserer Erde zuzuschreiben, und die vollkommenste bekannte Körper- und Gehirnentwicklung ist das Resultat sich zusammenfindender günstigster Lebensbedingungen. Dieses Resultat ist aber nicht bloß äußeren Einflüssen zuzuschreiben, sondern wurzelt in der stets nach Leben und Bewußtsein strebenden Urkraft, welche die Stoff- oder Kraft-Constellation ausnützt, um das organische Leben zur jeweilig höchst möglichen Vollkommenheit zu entwickeln. Wir vermögen organisches Leben mit all seinen heftigen Trieben, sich zu erhalten, fortzupflanzen und durch Willensäußerung zu bethätigen, nur zu verstehen, wenn wir das

* Ich muß es einem metaphysischen Ausbau der sociologischen Erkenntnis vorbehalten, nachzuweisen, daß nicht bloß die Urkraft allein den Axiomen des Substanzbegriffes zu entsprechen vermag, sondern daß nur der Urkraft eine Vorstellung des Atombegriffes innewohnt, der die Grundlage physikalischer Gesetzlichkeit sein kann, und daß nur ihr eine befriedigende Lösung des ontologischen und des Seelen-Problems zukommt.

Drängen einer Urkraft annehmen, die gegebenen Lebensbedingungen auszunützen. Die Anpassung an diese Lebensbedingungen ist mithin nicht das Entwicklungsprincip der organischen Welt, sondern die secundäre Folge des Wirkens der Urkraft.

Dieselbe Kraft, welche die Planeten in jener Sonnenferne erhält, welche die Anziehung der Himmelskörper unter sich zuläßt, entwickelt das Menschengeschlecht zu jenen physischen und intellectuellen Fähigkeiten, welche unter dem Druck der gegebenen Lebensschwierigkeiten möglich sind. In der ganzen Natur stehen sich die differenzierten Kräfte (Stoffe) paralysierend gegenüber, sodaß stets ein scheinbares Gleichgewicht herrscht, das von der Entwicklung zum Vollkommeneren durchbrochen, von dem Widerstande des Stoffes aber immer wieder hergestellt wird. So ist das Ringen nach Gleichgewicht in der kosmischen und anorganischen Welt ein Product der gegenseitigen physikalischen Abhängigkeit der im unendlichen Raume vertheilten Urkraftcentren, in der organischen Welt eine Anpassung an die Lebensbedingungen, und in der socialen Welt ein Daseinskampf.

Auf dieser bedingten Vervollkommnung beruht die Voraussetzung, daß alle Organismen, aus den niedersten Formen hervorgehend, einer Entwicklungsreihe angehören; jedes geologische Zeitalter hatte seine eigenthümlichen Lebensbedingungen, die sich von der Unmöglichkeit eines organischen Lebens über Verhältnisse hinweg, welche die ersten Organismen erweckten, bis zur jetzigen Sachlage mit einer beherrschenden Stellung des Menschen in den Naturreichen veränderten. In diesen Lebensbedingungen gleichsam vordringend entwickelten sich die Organismen zu den jetzigen Gestalten, während aber auch eine enorme Zahl von Arten unterging, die sich den Widerständen der wechselnden Lebensbedingungen nicht anpassen konnten.

Wir müssen annehmen, daß die Urkraft ununterbrochen wirkt, wenn sie auch örtlich als Stoff und als Bewußtsein gebunden erscheint; daher gehören auch alle Gebilde einer unendlichen Entwicklungsreihe von physikalischen, chemischen, biologischen, physiologischen und sociologischen Vorgängen an. Diese Continuität der Urkraft — streng genommen eine andere Anschauungsweise der bedingten Vervollkommnung, weil die continuierliche Wirkung einer Kraft implicite die Vervollkommnung ihrer Leistungen in der gegebenen Richtung enthält, — läßt annehmen, daß die organische Welt im Entwicklungszusammenhange mit der unorganischen steht, und daß zu einer gewissen Zeit ein solches

Zusammentreffen von schöpferischen Umständen eintrat, daß das erste organische Leben ohne Fortpflanzung aus unorganischen Stoffen erweckt wurde. Die Wissenschaft kann diese Annahme nicht bestätigen; auf keinem Gebiete ist es ihr gelungen, eine Lebensschöpfung zu beobachten; dagegen muß sie jedoch aussprechen, daß ohne diese Annahme die Welt unverständlich bleibt. Wir stoßen hier auf eine praktische Schranke unserer Einsicht, während die Wissenschaft den Glauben an das Vermuthete als nothwendig hinstellt. Wie nun dieser Schöpfungsact sich vollzogen hat, in welcher Form das organische Leben zuerst erstand, gehört theils in das Gebiet der biologischen Hypothese, theils in jenes transcendentaler Speculation. Für uns ergibt sich zunächst die psychologische Thatsache, daß wir zur Erklärung unseres Bewußtseins-Ursprunges eines Glaubens noch nicht entbehren können.

Jedes Geschöpf ist nur eine Äußerung jener Urkraft, die in allen Geschöpfen wirkt. Es ist daher auch jeder Mensch ein Werk dieser Kraft, und das Bewußtsein ist ein Aufflammen der einheitlichen Urkraft zur Erkenntnis seiner selbst. Die Einheit aller Geschöpfe, daher auch der Menschen unter sich nach ihrem Ursprunge, ist die Wirklichkeit; die Individuation der Gattungen, Arten u. s. w. hingegen gehört in die Welt der Erscheinungen. Das Bewußtsein zeigt als Emanation der Urkraft mit Gewißheit unsere Zugehörigkeit zum All, während das übrige individualisierte Ich als nur äußerlich erfaßbare Constellation der Naturkräfte der ungewissen Welt unserer Vorstellungen angehört. Wir finden dies bestätigt, wenn wir dem Wesen der psychischen Erscheinungen auf den Grund gehen. Der Gedanke, das Gedächtnis, das Erstreben, kurz die Verwertung unserer sinnlichen Vorstellungen im Gehirn sind bei jedem Individuum anders; aber nicht darum, weil deren Bewußtsein verschiedenartig ist, sondern weil die Organe des Bewußtseins ungleich entwickelt sind. Schon die Sinne gestalten die Wahrnehmungen im Nervenleben verschiedenartig, denn die Sinne können krank sein; oder die Nerven vermitteln dem Gehirn die Empfindungen entstellt, weil auch sie krank sein können; oder das Gehirn erweckt nicht jene Associationsvorstellungen, die für eine richtige Schlußfolgerung nöthig sind, weil auch dieses krank sein kann. Anderseits werden wir einst physiologisch erweisen können, was wir jetzt schon annehmen dürfen: daß das Bewußtsein selbst in jedem zur Lebensfunction gelangten Organismus gesund ist; denn es ist als ungehemmte Emanation der Urkraft frei von aller individuellen Differenzierung.

Das Bewußtsein hat nur quantitative Schwankungen, gleich dem Unterschiede zwischen dem Glanze des Glühwürmchens und jenem der Sonne, wie das Bewußtsein einer Amöbe und das eines Menschen. Leben bleibt Leben, so wie Licht Licht; nur die Ursprungsconstellation bringt eine verschiedene Intensität hervor. Die qualitative Verschiedenheit der Bewußtseinseffecte wird durch die verschiedenartigen Organe des übrigen Ich herbeigeführt. Dieses durch die Qualität des Bewußtseinsorganismus individualisierte Bewußtsein, als quantitative Wirkung der Urkraft, ist der Intellect. Wenn auch der Mensch weiß, daß er mit seinem objectiven Bewußtsein auf dem Boden der Wirklichkeit steht, so ist doch die Erhaltung dieses Bewußtseins so sehr von den Lebensbedingungen des Ich in der Welt der Erscheinungen abhängig, daß er dieser und nicht der Wirklichkeit seine volle Aufmerksamkeit zuwendet. In dieser Richtung ist aber nicht das reine Bewußtsein, sondern der Intellect thätig, mit welchem der Mensch allen Bedürfnissen seines Ich und allen äußeren Einflüssen unterworfen ist.

5. Der biologische Ursprung des Bewußtseins.

Die Stellung des Bewußtseins im All fordert dazu auf, seinen Inhalt soweit aufzuklären als möglich, ohne den Boden wissenschaftlicher Überzeugung zu verlassen. Beobachten wir diese Vorsicht, so werden wir nie vergessen, daß jede Lebensemanation an der Gegenwart des Stoffes haftet, welchen wir als eine Modification der Urkraft kennen; denn es ist gewiß, daß jede Lebensäußerung unabhängig von einer Realität in das Gebiet der Phantasie gehört. Der Intellect hängt mit seinem materiellen Organismus innig zusammen. Er ist als Mittelpunkt aller Vorstellung und Erkenntnis auch die Quelle aller Bestrebungen. Denn wo sollten anders diese Antriebe entstehen als im Sitze des Bewußtseins, da wir doch wissen, daß mit seinem Erlöschen auch dessen reale Wirkungen ersterben und der Mensch fremden Bestrebungen, nämlich jenen der pathogenen Mikrobenwelt verfällt? Diese Abhängigkeit unseres Bewußtseins von unserem Organismus nöthigt auch, in diesem diejenigen Erscheinungen zu erfassen, welche in der Entwicklung die Veranlassung waren, daß die Ontogonese der Geschöpfe zum Bewußtsein geführt hat.

Die Welt ist ein Product der Differenzierung der ursprünglich einheitlichen Urkraft in die verschiedenen Erscheinungsformen. Indem die im unendlichen Raume gleichmäßig vertheilte Urkraft wahrscheinlich durch Ab-

fühlung zu einer ungleichen Vertheilung und in weiterer Folge in Bewegung kam, ergab sich ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis der Verdichtungscentren. Aus dem einheitlich Ganzen wurde ein Universum von in sich individualisierten oder verschiedenen Theilen. Diese Differenzierung in Zusammenhang mit einer Integrierung und ferner einer Individualisierung schließt die Entwicklung aller Erscheinungsformen des Universums bis zum Menschen in sich. Die Gegenstellung individualisierter Theile bringt mit sich, daß jeder Theil besondere Entwicklungsbedingungen hat; diese Sonderstellung ergibt aber, daß jedem Sondergebilde ein besonderes Interesse anhaftet. Jede Erscheinungsform, vom Himmelskörper bis zum Atom, und jeder Organismus ist mithin ein Theil der Urkraft mit einem anhaftenden Interesse an der zugehörigen Entwicklung. Diese beiden Factoren der Schöpfung sind das Ursprünglichste, was der Mensch an irgend einer Erscheinung bedingungslos vorfindet; sie sind das Princip der Schöpfung.

Wir haben bereits im früheren Abschnitte dasselbe Princip auf psychologischem Wege gefunden, indem wir erkannten, daß die in sich abgeschlossene Stellung eines bewußten Geschöpfes im All in dessen subjectivem Interesse wurzelt. Dieses subjective Interesse geht aber nicht aus dem reinen Bewußtsein, der Emanation der Urkraft, sondern aus seinem durch den concreten Bewußtseinsorganismus zum Intellect individualisierten, d. h. differenzierten Bewußtsein hervor. Dieser psychologische Beweissatz mit dem obigen ontologischen zusammengefaßt ergibt, daß das anhaftende Interesse nicht bloß bei dem Entstehen eines Geschöpfes bemerkbar wird, sondern daß es dem Sein jeder Erscheinungsform zugehört, — bis die Welt wieder eine einheitliche ruhende, daher interesselose Urkraft geworden ist. Die Urkraft ist das, was Aristoteles* das Unentstandene (ἀγένητον) und daher Unvergängliche (ἄφθάρτον) nennt, dem das Interesse der differenzierten Urkraft als das Vergängliche anhaftet.

Die bewegte Urkraft und die ihr anhaftenden Interessen, in Wechselbeziehung tretend, haben den ganzen Differenzierungsproceß der Schöpfung herbeigeführt. Jede Schöpfungsgestalt sucht die durch die universale Bewegung differenzierten und wechselnden Entstehungsbedingungen aus Interesse an der Vervollkommnung ihrer Individualität auszunützen, und geräth hiebei selbst in die Differenzierung. Dies gilt für die Sonnen, welche ihre Planeten, und für diese, welche ihre Monde abstoßen, für die Stoffe, welche sich von der

* De coelo, I, 12.

Urkraft durch die wechselseitigen Einflüsse in immer complicirtere Zusammensetzungen differenzieren, von den Organismen, welche immer reichere Gestaltungen annehmen und sich in der Fortpflanzung selbst differenzieren. Die Variierung der Arten ist eine Differenzierung der Organismen infolge ihres Interesses, die Lebensbedingungen auszunützen. In dieser bedingten Vervollkommnung der Schöpfung, sich den stets wechselnden Entstehungs- (Lebens-) Bedingungen anzupassen — was ein Wechselspiel aller Differenzierungserscheinungen ist, so wie die Differenzierung ein Wechselspiel von Antrieben der Urkraft und von Interessen ihrer Erscheinungsmodalitäten ist —, drängen Urkraft und Interesse immer weiter; sie halten nicht ein mit der Differenzierung und Ausnützung der Bestandesbedingungen bei den Schöpfungen der kosmischen oder der anorganischen oder der organischen Welt, sondern sie dringen vor zu einer bewußten Ausnützung der Lebensbedingungen durch die Thierwelt. Das Vervollkommnungsstreben bringt als Anpassungsproduct schließlich Geschöpfe hervor, die sich nicht mehr bloß durch Gravitation entwickeln, wie die kosmischen, oder durch Affinität, wie die anorganischen, oder durch einen physiologischen Vorgang, wie die Pflanzen, — sondern die durch Bewegung und bewußtes Handeln ihrem Interesse einen immer weiteren Kreis von Lebensbedingungen eröffnen und so eine sociale Welt hervorbringen, um sich im Interesse ihrer Entwicklung auch den Lebensbedingungen der wechselseitigen Berührung anzupassen.

Alle Erscheinungen der Entwicklung sind geleitet von dem anhaftenden Interesse, und das Bewußtsein selbst ist die vorgeschrittenste bekannte Wirkung der Urkraft in ihrem unaufhaltsamen Entwicklungsdrange, um an der Hand des Interesses die Bestandesbedingungen auszunützen. In der Ontogenese der Thierwelt ist die Entwicklung des Bewußtseins dem wachsenden Reichthum der Lebensbedingungen zuzuschreiben. Differenzierung und Complicierung des Organismus halten gleichen Schritt mit dem wachsenden Reichthum der Lebensbedingungen; ihr Erfolg ist die Entwicklung des Bewußtseinsorganismus. Und wenn Wundt es ausspricht, daß der Mensch ein somatischer Aufbau der Functionen ist, so streift er hart die Thatsache, daß jeder Organismus ein somatischer Aufbau seines anhaftenden Interesses ist, weil seine Functionen stets dem anhaftenden Interesse entspringen.

Obgleich diese Darlegung des Bewußtseinsursprunges auf wissenschaftliche Erkenntnis und auf Thatsachen gestützt ist, so erscheint es doch naheliegend, daß sie den Leser zunächst fremdartig berührt, und daß er besonders die philosophische Bedeutung des Schöpfungsprincips nicht sofort in ihrem

ganzen Umfange bewertet. Es wird daher im Folgenden mein Bestreben sein, diesen Ursprung des Bewußtseins beweiskräftig zu begründen. Welche Wichtigkeit aber das Schöpfungsprincip für die menschliche Erkenntis überhaupt hat, das wird mit dem Abschluß der vorliegenden Untersuchungen überzeugend dargelegt sein. —

Eine der auffälligsten Thatsachen und jedermann bekannt ist, daß der Mensch seinen Stoffwechsel so zu vollziehen strebt, daß für seine Entwicklung die günstigste Stoffconstellation gesichert ist. Da der Mensch seinen Organismus für alle menschlichen Functionen interessengemäß ernährt, nimmt das Bewußtsein an einem physiologischen Vorgange Antheil, den das anhaftende Interesse schon vor dem Erwachen des Bewußtseins und auch ohne Beihilfe desselben vollzieht. Alle unbewußten Lebensfunctionen (physiologische Nerventhätigkeit) zum Zwecke des Stoffwechsels sind interessengemäße Äußerungen derselben Lebensthätigkeit, deren höchste Leistung das Bewußtsein selbst ist. Es sind dies Lebensfunctionen, die erst dann bewußt werden, wenn sie sich nicht mehr interessengemäß vollziehen, also z. B. wenn der Stoff für den Wechsel nicht mehr hinreichend vorhanden ist oder der Organismus krankt; dann wird daß Bewußtsein angereizt und greift sofort interessengemäß ein. Nun vermag es wohl an der Zufuhr des Nährstoffes initiativ theilzunehmen, aber schon gegenüber einer Krankheit bleibt es nach unserer Einsicht bei dem bloßen Wunsche zu helfen, ohne stets bewußt interessengemäß eingreifen zu können; und doch ist dasselbe Interesse, welches auch dem Bewußtsein eigen ist, thätig, die Gesundung herbeizuführen.

Die organische Welt zeigt sich als eine Reihe von Schöpfungen, in welcher graduell das Leben vom Tode der anorganischen Welt unmerklich emporsteigt zum bewußten Leben der höchstentwickelten Geschöpfe. Das Leben, welches in den niederen Pflanzen besteht, ist nichts anderes als das Leben überhaupt, und die quantitative Steigerung des Lebens (Lebensintensität) bis zum Bewußtsein ändert nichts an der Qualität der Erscheinung als Emanation der Urkraft. Wir sehen dies bestätigt bei Beobachtung jener Geschöpfe, hinsichtlich welcher ein Zweifel ist, ob man sie dem Pflanzen- oder dem Thierreiche zugesellen soll. Wo sich beide Reiche nähern, wie bei den Algen und den geißeltragenden Protozoën, wo also auch die Sicherheit schwankt, was bloß vegetatives und was schon bewußtes Leben sei, verwischt sich der Übergang derart, daß sich alle Lebensfunctionen in einem Schwanken zwischen bewußter und unbewußter Thätigkeit erhalten. Diese Einsicht wird noch erhärtet, wenn wir höher entwickelte Pflanzen, die kein Bewußtsein

zeigen, im Interesse des Stoffwechsels Handlungen auf Grund von äußeren Anreizen vollziehen sehen, wie z. B. die fleischfressenden Orchideen — und bei den niedersten, sichtlich bewußt handelnden Thieren einen stumpfsinnigen Vollzug ihrer Lebensfunctionen beobachten, der, wie z. B. bei den Rhizopoden, mehr einer vegetativen Lebensthätigkeit zu entsprechen scheint. Da die höchstentwickelten Geschöpfe einer Entwicklungsreihe angehören, welche mit den niedersten Geschöpfen beider Reiche beginnen dürfte, so können wir wohl aussprechen, daß sich in jenen höchststehenden Geschöpfen alle Abstufungen der Lebensthätigkeit der ganzen Entwicklungsreihe vorfinden müssen, daß im Menschen die ganze vegetative Thätigkeit von der Flechte, und das ganze bewußte Leben von der Amöbe aufwärts sich nachweisen lassen. Das menschliche Bewußtsein thront gleichsam auf einer interessengemäßen Anhäufung aller Lebens- und Bewußtseinsgrade, die in der irdischen Natur zur Erscheinung kamen. Es bewährt sich hier das biogenetische Gesetz auch für das Bewußtsein.

Es ist ein Werk der vervollkommnenden Urkraft, daß mit jeder höheren Entwicklungsstufe die niederen Lebensfunctionen immer mehr in den Bereich der unbewußten zurücktreten; was das bewußte Leben niederer Thiere noch ausfüllt, tritt bei den höher entwickelten gar nicht oder nur vorübergehend, oder nur bei Functionsstörungen ins Bewußtsein. So scheint das Bewußtsein des Polypen vom Stoffwechsel und von der sich vollziehenden Knospung erfüllt zu sein, während ein Wiederkäuer seine mehrfache Verarbeitung der Nahrung, obwohl sie zeitweise Functionen wie die Rückentleerung des Netzmagens einschließt, bewußtlos zu vollziehen scheint. Dieses Emporheben des Bewußtseins zu höheren Lebenszwecken verändert auch gleichzeitig dessen Wert, sodaß seine Kraft der Stellung entsprechen kann, die das Geschöpf in der Natur erlangt hat, d. h. die Entwicklungshöhe des Bewußtseinsorganismus entspricht der Stellung des Geschöpfes in der Entwicklungsreihe; je vorgeschrittener diese Stellung ist, desto mehr ist das Bewußtsein von der Theilnahme an jenen Lebensfunctionen ausgeschaltet, die sich mechanisch-regelmäßig vollziehen können. Die vegetativen Functionen werden in das unbewußte Leben verwiesen, damit das Bewußtsein sich höheren Aufgaben zuwenden kann, deren Charakteristik es ist: das Wandelbare in den Lebensbedingungen und in den Vorstellungen ermessen und die Erkenntnis über den Bereich unmittelbarer Wahrnehmungen ausdehnen zu können. Dieser Entwicklung des Bewußtseins entspricht es auch, daß wir keinen bestimmten Sitz desselben zu ermitteln vermögen, sondern daß sich die Nervenleitungs-

bahnen als eine complexe functionelle Einheit darstellen, während die graue Substanz und die Großhirnrinde nur vermittelnd und stellvertretend, also einigend und aushelfend, wirken.*

Indem die niederen Lebensfunctionen bei höherer Entwicklung in den Bereich der unbewußten Functionen zurücktreten, hören sie nicht auf, dem Bewußtseinskreis anzugehören. Es ist eine Theilung der Arbeit im Bewußtseinsorganismus vor sich gegangen, entsprechend seiner höheren Entwicklung, Complicierthеit und der Verschiedenartigkeit seiner Aufgaben. Bei den wirbellosen Thieren finden wir kein Gehirn, sondern nur Nervensubstanz, sodaß sie von einem Nervenorganismus durchzogen werden, wie er gleichsam als einzelnes Ganglion auch dem Menschen zahlreich eigen ist. Die Functionen, welche z. B. die Schnecke zu erfüllen hat, stehen in demselben Verhältnis zu denjenigen eines Hundes, wie jenes bloße Gangliensystem zu dem reichen Nervensystem nebst Gehirn des letzteren. Während bei der Schnecke das Bewußtsein in dem Nervencentrum lebt, kommt es beim Hunde im Gehirn zur Geltung. Das Bewußtsein hat seinen Hauptsitz in der Centrale des Nervensystems; wenn diese bei complicierterem System ein Gehirn ist, so fällt ein um so größerer Theil der Nerventhätigkeit der scheinbar unbewußten Function anheim, oder vielleicht richtiger gesagt: ein um so größerer Theil der Lebensfunctionen belästigt bei normalem Verlaufe nicht mehr das Bewußtseinscentrum durch Anreize. Die Nervenfunctionen üben nicht, wie es manchmal scheinen könnte, eine Art Controle über den Verlauf des Stoffwechsels, sondern sie sind der Ausfluß der interessierten Urkraft, welche den Stoffwechsel besorgt, selbst. Daß die Nerven dem Bewußtsein jede Störung im physiologischen Proceß bekannt geben, liegt in dem Umstande, daß sie hiedurch in ihrer Arbeit gehemmt sind. Mag es den Blutumlauf oder die Verdauung u. dergl. betreffen, die Nerven als Bewußtseinsorgan sind es, welche die betreffenden Muskeln anreizen, das in ihnen wohnende Leben auszuüben. Nicht bloß die Erhaltung, sondern auch die Entwicklung des Organismus steht deshalb unter dem directen Einflusse der Nerventhätigkeit und daher auch des Bewußtseins, damit der Aufbau des Körpers und der Vollzug der Lebensfunctionen im Sinne des dem Individuum angebornen (artgemäßen) Interesses vor sich gehe.

---

* W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie (4. Aufl., Leipzig 1894), I, 140, 147.

Dieser interessengemäße Aufbau gehört nun wahrscheinlich bei allen thierischen Geschöpfen der ins Unbewußte gerückten Nervenfunction an, während nur die den zeitweiligen Handlungen angehörigen Functionen, wie die Zufuhr von Nahrung oder ein Geschlechtsact, bewußt erfolgen. Sobald etwas in der Entwicklung nicht interessengemäß fortschreitet, richtet sich das Bewußtsein darauf und nimmt Antheil an der physiologischen Thätigkeit, was dadurch erwiesen scheint, daß z. B. Menschen eine Krankheit rascher überwinden, wenn sie ihr hoffnungsreich, also bewußt interessengemäß, gegenüberstehen, während andere einer Krankheit verfallen, deren interessenwidrige Folgen sie fürchten. Kurz, das Gedeihen des Ich ist sichtlich die Äußerung der durch das angeborne Interesse geleiteten Urkraft in demselben. Im Bewußtsein erscheint dieses Interesse wie ein, sozusagen, theoretischer Antheil an unserer Entwicklung; dieser Antheil ist aber nur dasjenige, was in uns von diesem wirkenden Interesse bewußt wird. Es bedarf nur schwerer Gefahren, die eben alle in Störungen der Lebensfunctionen ausklingen können, um dieses Interesse mit der gesammten Kraft, welche ihm bewußt und unbewußt zur Verfügung steht, in das Gebiet des Bewußtseins zu rücken, d. h. um das ganze Ich bewußt einzusetzen.

Das angeborne Interesse ist nicht etwa eine jener Nominationen, welche — wie z. B. der Atombegriff — der Wissenschaft ein Mittel an die Hand geben, die Vorgänge der Natur zu erläutern, oder eine mystische Vorstellung wie z. B. der Schopenhauer'sche „Wille". Das angeborne Interesse ist eine reale Qualität, welche an den Lebensvorgängen untrüglich nachweisbar ist. Sobald ein Organismus eine Vorstellung appercipiert — sei es im Bewußtsein oder in einem jener Nervencentren, welche den physiologischen Proceß leiten —, die in irgend einer Beziehung zu dem angebornen Interesse steht, so veranlaßt dieses eine Beunruhigung des bisher ruhenden Nervenbezirkes. Diese Beunruhigung wird, geleitet durch das in unseren Anlagen zur Form gewordene Interesse, eine Empfindung der Lust oder Unlust, je nachdem die appercipierte Vorstellung dem angebornen Interesse förderlich oder hemmend erscheint. „Das Gefühl ist der Pionier der Erkenntnis"*; die Quelle dieser und aller Erkenntnis ist aber das anhaftende Interesse. Alle Abstufungen des „Gefühlstones"**

---

* W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie (4. Aufl., Leipzig 1894), II, 521.

** Ebendaselbst, I, 282.

stehen nun in einer mathematischen Relation zur Förderung oder Hemmung des angebornen Interesses. Wenn diese Relation dem Bewußtsein schwankend erscheint, weil gewöhnlich nur die Unlustgefühle positiv und zumeist sofort heftig auftreten, so beruht dies in dem Ursprung des Bewußtseins, welches nicht mehr der reine Ausdruck des angebornen Interesses ist, sondern eine subjective Entwicklung desselben. Die richtige Relation zwischen Bedürfnis, beziehungsweise Vorstellung und angebornem Interesse kommt hingegen bei den unbewußtbleibenden Anreizen in den secundären Nervencentren und annähernd im Instinct zum Ausdruck, weil da die subjective Modalität des angebornen Interesses, bedingt durch die erworbenen Eigenschaften des Bewußtseinsorganismus und durch die Erfahrungen, Erinnerungen, Associationen, in dem Maße schwächer sich geltend macht, als die betreffende Empfindung dem Bewußtsein und besonders seinen Associationen ferner steht. Alle Irrungen über das Bedürfnis des Individuums schleichen sich erst durch krankhafte Zustände des Bewußtseinsorganismus ein; das angeborne Interesse controliert aber diesen, denn der logische Takt ist nichts anderes als das durch die Richtigkeit des Denkprocesses befriedigte Interesse. Freilich, wenn die Eigenart des Bewußtseinsorganismus auch diesen Takt nicht zur Geltung kommen läßt, dann ist der Wille des Individuums von dessen angebornem Interesse ganz oder theilweise isoliert.

Das Lust- oder Unlustgefühl ist das Medium, in welchem alle jene Bewußtseinsvorgänge entstehen, welche wir als Associationen, Absicht und Wille noch des näheren zu behandeln haben, welche aber hier als Functionen des angebornen Interesses, ausgeübt vermittels des Bewußtseinsorganismus, erkannt wurden. Die Apperception, beziehungsweise die Vorstellung, die Aufmerksamkeit, die Empfindung, die Nervenunruhe sind Lebensäußerungen des angebornen Interesses, welches als Ausdruck der vorhandenen Anlagen des Individuums dessen Bedürfnis erkennt. Die Spontaneität des Denkens beruht auf dem Umherschweifen der Associationen im Interessengebiete des Individuums; es vermag nichts zu appercipieren und nichts zu denken, was nicht im anhaftenden Interesse liegt.

Vor dieser psychologischen Erkenntnis mit sociologischem Ausblick schwindet jenes Dunkel, in welches das Gefühlsleben allen philosophischen Schulen von Aristoteles bis zur Gegenwart gehüllt erscheint, und wir verfolgen im realen Zusammenhange mit den biologischen Vorgängen stufenweise den Vorgang, welcher zum Bewußtsein führt und dieses selbst in den bestimmten Bahnen seines Ursprunges erhält.

Wenn ich gesagt habe, das dem Geschöpf angeborne und dem Bewußtsein anhaftende Interesse ist nicht bloß der Ausgangspunkt unseres Handelns, sondern es ist diejenige Emanation der Urkraft, welche die morphologische Entwicklung des Individuums vom Zeugungsacte an und den physiologischen Proceß leitet, gegen pathogene Erscheinungen im Kampfe steht, aber auch das Bewußtsein lenkt, sich so zu entscheiden, wie es dem Gedeihen des Ich entspricht, — so wurde damit eine These zum Ausdruck gebracht, welche das Wesen der organischen Welt für alle Erscheinungen sowohl materieller als auch intellectueller Natur erklärt.

Das Interesse als Begleiter der differenzierten Urkraft kommt dem Leben überhaupt, also nicht bloß dem Individuum sondern der Gattung und aller Entwicklung zu. So wie mit dem Entstehen eines Geschöpfes dessen engeres Interesse entsteht, so auch haftet der Urkraft für jede Gattung, jedes Naturreich ein besonderes Interesse an, das sich als Differenzierungserscheinung des großen Entwicklungsinteresses überhaupt darstellt. Wenn Häckel die Fortpflanzung das „Wachsthum über das Maß des Individuums hinaus" nennt, so deutet er damit an, daß die Erweckung eines Nachkommens eine Fortsetzung der eigenen Entwicklung sei. Da diese Entwicklung eine Folge des angebornen Interesses ist, so ist auch die Hervorbringung von Nachkommen ein Ausfluß dieses Interesses. Viele Geschöpfe und auch viele Menschen nehmen ein bewußtes Interesse daran, gleichsam sich selbst in der Erzeugung von Nachkommen zu erhalten; sie sehen in deren Gedeihen einen Theil ihres eigenen Interesses. Nun ist dieser bewußte Antheil an der Fortpflanzung nur einem beschränkten Theile der organischen Welt möglich und auch der höchststehenden Thierwelt nur vorübergehend eigen; ja sogar der Mensch identificiert nur unter günstigen Lebensverhältnissen das Interesse seiner Nachkommen mit seinem eigenen. Die Natur hat daher die Fortpflanzung keineswegs zu einem freien Willensact des Bewußtseins gemacht, sondern den mächtigsten, unwiderstehlichsten Trieben überantwortet. Denn in der Fortpflanzung liegt der wesentlichste Theil des der Urkraft eigenthümlichen Interesses, die Continuität der Entwicklungsreihe aufrechtzuerhalten. Dieses Streben der Urkraft kommt in allen Formen der Fortpflanzung, in der überwältigenden Zahl der Keime und in der Gewalt der Geschlechtsliebe zum Ausdrucke. Um das Geschöpf zu einer Function zu zwingen, die über das Interesse seines Ich hinausgeht, also eine Mehrleistung von dem im Individuum lebenden Interesse fordert, muß die Urkraft die

unwiderstehlichsten Anreize in den Geschöpfen erwecken. Die Liebe mit all ihren Wirkungen, die Blume mit ihren Reizen, alles Schöne in der Natur mußte entfaltet werden, um das Geschöpf zu veranlassen, die Fortpflanzung zu besorgen; denn das im Bewußtsein individualisierte Interesse findet, daß die Fortpflanzung, also das Interesse der Gattung, mit dem Interesse des Individuums in Widerstreit steht, und daß jenes zu einer Function drängt, deren Zweck ein anderer ist als die veranlassende Empfindung zeigt. Es gibt daher auch keine sinnfälligere Erscheinung in der Natur als die, daß durch das Gattungsinteresse in der Fortpflanzung die allwaltende Urkraft, alle Hindernisse brechend, zur Geltung kommt. Obgleich der Pflanze die bewußte Bewegung zu fehlen scheint, suchen die Spermatozoiden von Fucus vesiculosus die Eizelle im Wasser auf und umschwärmen sie so heftig, daß sie in rotierende Bewegung kommt; das Interesse der Fortpflanzung hebt die Functionen der Zeugung über diejenigen der Art.

Durch die im Zeugungsact zur Reife gebrachten eigenen Keime wird das Interesse der Eltern an die künftigen Geschöpfe, an ihr Leben gefesselt, und mit dem Leben hat der geschlechtsreife Keim das Interesse an sich und seiner Gattung von seinen Eltern übernommen. Die Schwärmsprößlinge der Pilze und Infusorien sowie das menschliche Mutterei und die Spermatozoë des Vaters sind noch erfüllt mit dem Interesse ihrer Herkunft; sobald sie sich aber zur Reife vereint haben, ist ein Individuum erweckt und hiemit auch sein Interesse. Mag die Entwicklung des Keimes unabhängig erfolgen, wie bei der niederen Thierwelt, oder unter Aufsicht der Eltern, wie bei den Vögeln, oder im Mutterleibe der Säugethiere: das neue Geschöpf baut sich schon in seinem Interesse auf und ist selbst im Mutterleibe unter gewissen Umständen unabhängig; so hat der Fötus seine eigenen Krankheiten und bleibt manchmal sogar frei von den Krankheiten der Mutter. Dieses von den Eltern überkommene Interesse ist nicht bloß das Interesse an dem vorübergehenden Individuum, sondern es fällt ihm ein weiterer Einfluß auf die belebende Urkraft zu; dadurch, daß das Interesse von Generation auf Generation übergeht, ist es nach seiner Wesenheit nicht hauptsächlich das Interesse des Individuums, sondern jenes der Gattung, in deren Entwicklungsreihe es wirkt.

Wir müssen uns, um diese sociologisch höchst wichtige Lehre auf den Boden der Thatsachen zu stellen, in das Gebiet der Biologie begeben und fragen: wie vollzieht sich diese Übertragung des Interesses von einer

Generation auf die andere? — denn die erste Forderung jeder positiven Erkenntnis ist, daß wir die psychologischen Kategorien im stofflichen Vorgang erklärt finden.

Wenn einzellige Protozoën ihre Fortpflanzung durch Abschnürung einer zweiten Zelle vollziehen und so fortgesetzt aus jeder Zelle wieder neue Geschöpfe hervorgehen, so ist streng genommen jeder Nachkomme ein Theil der Vorfahren und das jüngste Thier so alt als die gesammte Entwicklungsreihe. Die Fortpflanzung im Wege der Theilung ist eine relative Unsterblichkeit und sichert jedem Individuum einen Antheil an der gesammten Art. Das, was wir grundsätzlich an den Protisten und ihrer Fortpflanzung beobachten, ist, wenn wir die Descendenzlehre anerkennen, der primitive Ausdruck jener Grundsätze, die allen Lebewesen und ihrer Fortpflanzung eigenthümlich sind; denn es ist nicht möglich, daß sich die Natur grundsätzlich ändert, sondern wir werden beobachten, daß sie nur, getrieben durch das Vervollkommnungsstreben der Urkraft, beeinflußt durch veränderte Lebensbedingungen, veränderte Mittel bei Einhaltung jener Grundsätze anwendet. Wir wissen nun, daß sich schon innerhalb der höher entwickelten Protozoën die Fortpflanzung durch Theilung, mit jener durch Theilung nach einer Conjugation und durch Ausscheidung von sich conjugierenden Schwärmern abwechselnd, vollzieht. Diese schwankenden Vorgänge können wir als Übergang zur geschlechtlichen Fortpflanzung auffassen, welcher schon die Metaphiten zuneigen. Das Bedürfnis, den verschiedenen Lebensbedingungen sich leichter anpassen zu können, d. h. die Variierung der Arten auf eine sichere Grundlage zu stellen, scheint die Erklärung für das Entstehen der geschlechtlichen Fortpflanzung zu sein. Daß die geschlechtliche Fortpflanzung selbst eine Variierung der primitiven Fortpflanzungsmodalität ist, wissen wir daher, weil gewisse Thierarten in der Fortpflanzungsweise wechseln und einige zur Parthenogenese übergegangen sein dürften, was an sich eine Rückkehr zur Zellentheilung, wenn auch mit complicierter Entwicklungsweise des Thieres, ist.

Als die niedersten Organismen die alleinigen Lebewesen waren, scheint sich die Erde in einem einförmigen Zustande hinsichtlich jener Lebensbedingungen befunden zu haben, welche für die Entwicklung der Organismen bedeutungsvoll sind. Die Erde war durchaus mit Wasser bedeckt und dieses mit mineralischen Stoffen erfüllt; aus diesen Verhältnissen gingen jene Arten hervor, deren Rückstände wesentliche Theile der Erdrinde bilden. Bei dieser Einförmigkeit war kein Bedürfnis vorhanden, ein Fortpflanzungs-

system zu entwickeln, welches die Variierung der Arten unterstützt hätte. Die einfache Theilung, wie sie den Urthieren eigenthümlich ist, bringt nothwendig bei gleichen Lebensbedingungen immer dieselben Geschöpfe hervor. Die geologischen Veränderungen sind es nun, die sodann eine Verschiedenheit der Lebensbedingungen durch den Wechsel von Land und Wasser, durch die Verschiedenheit des Klimas u. s. w. hervorriefen. Als daher nach und nach die Lebensbedingungen zu variieren begannen, lag es auch in dem der Urkraft innewohnenden Vervollkommnungsstreben, die Einförmigkeit der Geschöpfe aufzuheben.

Wir müssen uns bei der Frage der Entstehung der Arten von Haus aus zum Grundsatze machen, nicht — wie es bisher geschah — mit einer Ursache rechnen zu wollen; es ist vielmehr geboten, die meisten bereits angenommenen Einflüsse fortgesetzt bei den wissenschaftlichen Untersuchungen im Auge zu behalten und eher vorauszusetzen, daß noch weitere Einflüsse gefunden werden, als daß diese Erscheinung auf ein einziges Princip zurückgeführt werden könnte. Auch die großen Zeiträume, mit denen wir bei dieser Frage zu rechnen haben, machen die Entstehung der Arten aus einer Urform bei einer Annahme beschränkter Ursachen nicht erklärlicher; es muß unser Bemühen sein, nach allen möglichen Einflüssen zu forschen, welche die Descendenzlehre, als das Rückgrat unserer biologischen Erkenntnis, zu stützen vermögen.

Um den einfachsten uns bekannten thierischen Organismus, wie er den Protozoën zukommt, hervorzubringen, sind zunächst folgende Factoren bestimmend:

1. Die Urkraft, ausgestattet mit dem bedingten Vervollkommnungsstreben (Anpassungsvermögen).

2. Das Interesse, welches jedem Geschöpfe angeboren ist.

3. Die Assimilierung oder das physiologische Moment, wohl auch im Interesse wurzelnd, aber darum von besonderem Einflusse, weil sie nicht mehr rein durch die in dem Geschöpfe liegende Urkraft wirkt, sondern auswärtige Theile derselben heranzieht.

4. Der Einfluß der Vorstellungswelt, wonach das Individuum, angetrieben durch sein Interesse, beziehungsweise durch das Vervollkommnungsstreben, aus den vorhandenen Lebensbedingungen den möglichsten Vortheil zur Entwicklung seiner Art durch Variierung und Anpassung schöpft.

5. Die Individuation, wonach das Geschöpf durch das angeborne Interesse eine Bewußtseins-Einheit bildet.

6. Die Fortpflanzung als Folge der im Geschöpf wirkenden Continuität der Urkraft.

7. Die Vererbung, wonach das Geschöpf auf Grund seiner inneren Anlage nur einen gleichen Nachkommen hervorbringen kann. —

Da sich jene einförmigen Geschöpfe über den Erdball verbreiteten, dieser selbst aber geologisch fortschritt, traten sie in doppelter Hinsicht wechselnden Umständen gegenüber. Zunächst ist eine verschiedenartige Ernährung, wodurch eine Modification jenes Stoffes entsteht, welcher in dem Geschöpfe durch Assimilierung zum Leben gelangt, die erste Veranlassung zu einer Veränderung der individuellen Natur dieser Thiere. Das zweite Moment war das durch die Bewegung herbeigeführte Antreffen anderer Lebensverhältnisse, als sie dort herrschten, wo der Schöpfungsact der Thiere vor sich ging. Dieser Wechsel der Umstände, unter welchen nunmehr diese Thierwelt lebte, brachte in ihre Lebensfunctionen infolge alterierten Interesses jene Beunruhigung, die wir als den Anfang alles Strebens kennen. Es zeigte sich eine Differenz zwischen den Bedürfnissen im Sinne der organischen Gestaltung und den vorhandenen Lebensbedingungen; denn das erste Erfordernis für die Erhaltung einer Art ist, daß sich die individuellen Bedürfnisse mit den vorhandenen Lebensbedingungen decken, daß der Organismus die Verhältnisse vorfinde, welche seine Bedürfnisse befriedigen können. Jene Unruhe und diese Unbefriedigung haben in der organischen Welt vor allem unscheinbare Variierungen im innersten Wesen der Geschöpfe hervorgerufen, welche zu einer gewissen Annäherung interessenverwandter Individuen und zu einer Absonderung interessenfremder führten. Diese räumliche Trennung ergab sich schon allein durch das Aufsuchen passender und durch ein Ausweichen vor unpassenden Lebensbedingungen. Es ist dies der Ursprung der Selection mit ihren Consequenzen für die Entwicklung der Arten. Bei der Flüssigkeit der Urthiere als nackte Zellen oder als noch einfachere Lebensträger scheint sich das Vervollkommnungsstreben der Conjugation vor der Theilung bedient zu haben, um den verschiedenen Verhältnissen entsprechende Varietäten hervorzubringen. Daher auch zeigen die Urthiere eine wechselnde Fortpflanzungsweise; einmal theilen sich die Zellen, ein andermal fließen sie ineinander, um dann erst die Theilung vorzunehmen. Wo nun zwei Individuen zusammenflossen, die eine besondere Lebenskraft darum besaßen, weil sie durch die Lebensbedingungen bevorzugt wurden, dort ergab die Conjugation eine bessere Anpassung und daher gesteigerte Lebenskraft. Wir sehen in dieser Conjugation den Ursprung der geschlecht-

lichen Fortpflanzung und des socialen Princips, die Manifestation eines Gefühlslebens in der Natur.

Die aus einer interessenverwandten Vereinigung hervorgehenden Individuen brachten die Individualität ihrer Eltern, insofern sie eine Anpassung an die veränderten Lebensbedingungen war, gleichsam gekräftigt zum Ausdruck. Zu den erwähnten sieben Factoren für die Hervorbringung des organischen Lebens, welche bereits die Grundbedingungen für dessen Variierung enthalten, tritt nun als achter Factor die Selection. Gleichzeitig aber mit diesem neuen Factor und der Variierung der Arten ergab sich als neunter Factor die verdrängende Wirkung für minder veranlagte Individuen im Kampfe ums Dasein. Dieser ist zunächst nichts anderes als eine Bevorzugung der angepaßten Individuen bei der Heranziehung der Nährstoffe und Ausnützung der Lebensbedingungen, aber auch bei der Fortpflanzung. Solange Raum genug vorhanden ist, um die Art sich vermehren zu lassen, hat dieser Daseinskampf geringere Bedeutung; er wirkt erst dann auslesend und im Sinne des bedingten Vervollkommnungsstrebens der Urkraft, wenn der Raum und somit die Nahrung zu mangeln beginnt; die schwächeren Individuen werden beeinträchtigt und verdrängt, was das Emporblühen der geeigneten Varietät unterstützt. Ich nenne dies den „Daseinskampf innerhalb derselben Art", weil wir noch andere Formen desselben kennen lernen werden.

Sobald durch die fortschreitende geologische Veränderung der Lebensbedingungen und die erwähnten neun Factoren zur Variierung eine wirkliche Differenzierung der Arten eintritt, wird die Fortpflanzung weiteren Modificationen unterworfen. Wir wissen, daß die Algen (Zoosporeae) Schwarmzellen ausstoßen, welche sich conjugieren, um zu Individuen auszuwachsen, daß bei andern Algen (Conjugatae) sich Fäden nähern, um von einem Faden zum andern Keimzellen für später entstehende Individuen übertreten zu lassen. Ähnliche Vorgänge ergeben sich auch bei der niederen Thierwelt. Sich conjugierende Schwarmzellen wechseln mit Einkapselung derselben in Mutterthieren zu weiterer Entwicklung. Es dürfte wieder die interessengemäße Auslese gewesen sein, so wie bei der Conjugation, welche die Vereinigung der interessenverwandten Schwarmsporen unter sich und mit anderen Thieren herbeiführte. In dem Wechsel dieser Fortpflanzungsmodalitäten entwickelte sich die geschlechtliche Fortpflanzung, wonach einem (männlichen) Individuum ein für allemal die Ausschwärmung, und dem andern (weiblichen) die Aufnahme zufiel. Diese Fortpflanzung erscheint als eine natürliche

Entwicklung der Conjugation im Wege der Variierung der Individuen unter sich und der Arten im allgemeinen.

Durch die geschlechtliche Fortpflanzung ist in die organische Welt ein Factor zur Variierung der Arten gekommen, durch welchen auf Grund des Vervollkommnungsstrebens die möglichste Anpassung und die möglichste Ausnützung der gegebenen Lebensbedingungen erreicht wird. Wenn sich in der Zuchtwahl diejenigen Individuen paaren, welche am vortheilhaftesten den Lebensbedingungen zu entsprechen vermögen, so entwickelt sich in den Sprößlingen die geeignetste Varietät. Diese steht nun im Daseinskampfe bevorzugt gegenüber den andern zurückgebliebenen Varietäten da, und es vollzieht sich mit der Zeit im Vergleiche mit vorausgehenden Varietäten ein Artwechsel. Die Zuchtwahl ist eine so kräftige Manifestation des angebornen Interesses, daß sie bereits mit vielen bewußten Willensäußerungen ausgestattet ist.

Unsere Darstellung zeigt schon, daß der Übergang von einer Art zur andern nie beobachtet werden kann, sondern daß sich die verschiedenen Arten in einem gegebenen Augenblicke der Entwicklung den Vorstellungen als Thatsache darstellen, welche gemeiniglich dadurch hervortritt, weil der Daseinskampf die Vermittlungsglieder, als schwächere Erscheinungsformen jeder Art, vernichtet hat. In jedem ausreichenden Zeitraum wird sich die organische Welt in eine solche Zahl verschiedener Reiche, Gattungen, Arten und Varietäten differenziert haben, als den jeweiligen Lebensbedingungen entspricht. Diese Entwicklung des Stammbaumes der organischen Welt entspricht daher genau der geologischen Entwicklung der Erde und den kosmischen Einflüssen auf diese.

Sobald auf der Erde Lebewesen artlich differenziert sind, beginnt die zweite Form des Daseinskampfes, d. i. der Gegensatz der verschiedenen Lebensgebilde untereinander, theils herrührend von dem Platzmangel — was der ersten Daseinskampf-Form verwandt ist —, sodann aber von dem Streben nach Vervollkommnung im Wege des geeigneten Stoffwechsels, wonach eine Art der Assimilierungsstoff der andern wird. Je höher eine Art steht, d. h. je mehr Variierungsstufen sie durchgemacht hat, desto weniger wird sie ihren Stoffwechsel aus dem untersten Bereich der Materie besorgen, sondern bereits zur Lebenskraft entwickelten Stoff, also z. B. fertige Albuminate, zur eigenen Ernährung heranziehen. Diese höhere Form des Stoffwechsels ist ein erneuerter Anlaß zur Variierung der Arten. Das Geschöpf, welches leichter assimilierbaren

Stoff aufnimmt, ist geeigneter, seine Varietät den Lebensbedingungen anzupassen, d. h. dem Vervollkommnungsstreben der Urkraft den möglichsten Vorschub zu leisten; der Organismus entwickelt sich immer complicierter. Das der differenzierten Urkraft anhaftende Interesse drängt zu einer wachsenden Ausgestaltung des somatischen Theiles des Geschöpfes.* Das Individuelle erlangt immer mehr Übergewicht gegenüber der Gattungsangelegenheit; die Fortpflanzung beschäftigt das Geschöpf immer weniger, und die Zahl ihrer Producte nimmt fortgesetzt ab. Wir finden hier jene Sachlage, wo sich das Bewußtsein im Thierreich immer mehr von den vegetativen Lebensfunctionen auf die zeitweisen, infolge äußerer Vorstellungen stattfindenden Associationen zurückzieht. Mit der Differenzierung und Entwicklung des Bewußtseinsorganismus gelangt die Stoffaufnahme zur Assimilierungsfähigkeit in ein immer vortheilhafteres Verhältnis. Nunmehr wirken alle Factoren in gesteigerter Weise auf die Organismen ein, um sie zu jener äußersten Entwicklungshöhe zu bringen, welche wir kennen, und zu deren Erzeugung die Erde bisher fähig war.

Vergleichen wir diese Entwicklungshöhe mit dem geologischen Zustand der Erde, so scheint die Entwicklungsreihe bereits in jenem Stadium angelangt, wo in den höchststehenden Arten keine morphologische Variierung im veredelnden Sinne mehr zu erwarten ist, sondern wo sich die Fortsetzung ihrer Entwicklung auf eine Vervollkommnung der Bewußtseinsorgane, besonders des Gehirns, beschränkt. Während sich in den niederen Arten des organischen Lebens infolge Abschwächung der Triebkräfte unseres Planeten keine Neuschöpfungen mehr aus der unorganischen Welt zu ergeben scheinen, dürfte noch immer eine Entwicklung neuer Arten auf Grundlage des vorhandenen organischen Lebens stattfinden. Die Übervölkerung der Erde durch einzelne Arten, die wachsende Vielgestaltigkeit der Lebensverhältnisse und Stoffwechselformen unterstützen die Ausbreitung und Variierung der pathogenen Mikrobenwelt. Hiedurch wird eine dritte Form des Daseinskampfes hervorgerufen, in welcher der Mensch sammt der domesticierten Pflanzen- und Thierwelt in einen „Vertheidigungskampf" gegen jene Kleinwelt tritt, der vorwiegend dadurch geführt wird, daß sich der Mensch durch seine Intelligenz möglichst günstige Lebensbedingungen erhält.

---

* Aug. Weismann, Über Leben und Tod. Eine biologische Untersuchung. (Jena 1884), S. 9 u. a. O.

Wenn auch dieser Überblick über die Entwicklung der Arten zahlreiche Lehren für die Sociologie enthält, die wir später verwerten, so war doch hier meine Absicht, dadurch in die Herkunft des menschlichen Bewußtseins einen Einblick zu gewinnen. Die Entwicklung der Arten von den Protisten über den Menschen hinweg bis zur pathogenen Mikrobenwelt stellt sich als eine Lebenseinheit dar, die sich in der Fortpflanzung der Protozoen durch Zellentheilung anschaulich erfassen ließ. Als die Lebewesen zur geschlechtlichen Fortpflanzung vorschritten, ist diese selbst von ihrer ersten Form nicht grundsätzlich abgewichen. Schwärmzellen, welche sich conjugieren, sind nur Theilproducte der Mutterthiere, und sowohl das Ei als auch die Spermazelle bei der geschlechtlichen Fortpflanzung sind nur Zellentheilungsproducte des elterlichen Keimes. Der Geschlechtsact ist dasselbe wie die Conjugation der Urthiere. Die geschlechtliche Fortpflanzung ist also nur eine Variierung der ursprünglichen Fortpflanzung durch Theilung, mit dem Zwecke der Anpassung an die Vielgestaltigkeit der Lebensbedingungen. Diese Thatsache wird durch die Parthenogenese erhärtet, welcher sich unter gewissen Umständen einzelne Arten, z. B. Bienen und Wespen, ergeben, ohne eine abwechslungsweise Rückkehr zur geschlechtlichen Fortpflanzung auszuschließen. Die Parthenogenese ist aber nichts anderes als eine Wiederkehr der Fortpflanzung durch bloße Theilung mit Ausschluß der Variierung der Art, für welche z. B. Bienen in ihrem domesticierten Verhältnis zum Menschen die Veranlassung fehlt. Alle diese Fortpflanzungsmodalitäten erweisen aber dieselbe Unsterblichkeit der Arten, die wir bei der bloßen Zellentheilung der Urthiere erkannt haben; sie erweisen die Continuität der Entwicklungsreihen und sind der stärkste mir bekannte Beweis für die Richtigkeit der Descendenzlehre überhaupt.

Die Zellentheilung als Grundlage der Fortpflanzung zeigt aber auch, daß den Geschlechtern keine verschiedene Aufgabe bei der Fortpflanzung zufällt, sondern daß die geschlechtliche Erzeugung nur eine Theilung des Fortpflanzungsgeschäftes im Interesse der Artentwicklung ist, die streng genommen, wie die ursprüngliche Zellentheilung und die Parthenogenese zeigen, ohne letzteren Grund entbehrlich ist. Darum auch gelingt es nicht, nachzuweisen, daß eines der beiden Geschlechter eine wichtigere Stellung in der Zeugung einnimmt. Die geschlechtliche Fortpflanzung ist in erster Linie eine Theilung der Keimzellen in den Eltern und in zweiter Linie die uns bekannte Conjugation dieser Zellen zur Herstellung der befruchteten Keimzelle, wobei jene beiden Keimzellen gleichwertig sind.

Diese Einheit und relative Unsterblichkeit in der Entwicklungsreihe der organischen Welt gestattet uns, über das angeborne Interesse, welches mit jedem Geschöpf in das Leben und weiters in das Bewußtsein tritt, eine tiefgehende Schlußfolgerung festzustellen. Wenn mit dem Zeugungsact im befruchteten Mutterei ein neues Interesse dadurch in die Erscheinung tritt, daß die Interessen beider Eltern sich durch die Conjugation der Keimzellen in das einheitliche Interesse des werdenden Geschöpfes zusammenfinden, — dann besteht auch in der gesammten organischen Entwicklungsreihe eine Continuität des Interesses, welches nur bei jedem Befruchtungsact das Individuum wechselt. Die Fortpflanzung der Amöben durch Zellentheilung erläutert uns diese unabweisliche Thatsache auch für die geschlechtliche Fortpflanzung. Die eine abgeschnürte Amöbe ist von demselben Leben und Interesse erfüllt wie die andere, und alle bestehenden Amöben sind nur das entsprechend ausgebreitete Lebensinteresse der ersten Amöbe. Bei der geschlechtlichen Fortpflanzung sind die beiden Eltern-Keimplasmen die Träger der Urkraft, des Vervollkommnungsstrebens für das Wachsthum beider Eltern über ihr eigenes Maß hinaus; sie sind auch die Träger des Interesses der Eltern, daß sich ein Nachkomme entwickle, welche beiderseitigen Interessen in der Befruchtung der Eizelle zu dem Interesse des neuen Geschöpfes werden. Dieses befruchtete Ei ist wieder der Träger der Urkraft, des Vervollkommnungsstrebens, daher auch z. B. der Assimilierungsfähigkeit, d. h. des Interesses an sich und seiner Entwicklung. Die Eltern-Keimzellen und sodann das befruchtete Ei sind endlich die Träger der Bewußtseinsanlagen des Kindes.

Da die organische Welt in ununterbrochenen Entwicklungsreihen besteht, so steigt auch das Bewußtsein in dieser ununterbrochenen Reihe seiner Träger von dem primitivsten Geschöpf bis zum Menschen empor; es haftet dem Bewußtsein nothwendig infolge seiner Herkunft ein immanentes Bedürfnis an, sich mit seiner Entwicklungsreihe einheitlich zu wissen. Dieser Grundzug unseres Bewußtseins tritt je nach der Natur des Geschöpfes verschiedenartig in die Erscheinungswelt; aber seine wesentlichste Erscheinungsform ist das Interesse an der Fortsetzung der Entwicklungsreihe, also der Gattungs- oder Geschlechtstrieb. Während eine Bacterie durch die Raschheit ihrer Proliferation nahezu ununterbrochen mit dem Bewußtsein dieser Gattungspflicht erfüllt ist und fortgesetzt assimiliert und sich theilt, tritt dieses Interesse bei der höheren Thierwelt intermittierend auf, dafür aber macht es sich im Bewußtsein durch andere

Empfindungsformen, wie z. B. die Mutterliebe, bei der Vertheidigung der eigenen Herde u. dgl. geltend.

Wenn wir auch den Grundsatz erkannt haben, nach welchem in der organischen Welt durch die Fortsetzung der Entwicklungsreihe auch die Erhaltung des in ihr wohnenden Interesses gegeben ist, so veranlassen doch die verschiedenen Formen der Lebewesen, zur Erforschung des Bewußtseins tiefer in den biologischen Mikrokosmos dieser Frage einzudringen.

Bei der Theilung einzelliger Urthiere entsteht immer wieder nur ein einzelliges, morphologisch auf einfachster Stufe stehendes Geschöpf; es ist also verhältnismäßig kein wesentlicher Unterschied zwischen dem im Zellkerne lebenden Keimplasma und dem vollendeten Geschöpf. Bei der höheren Thierwelt hingegen muß sich ein äußerst complicierter Körper aus diesem Keimplasma aufbauen, sodaß dem befangenen Denken gegenüber der Aufbau des Geschöpfes aus dem Keime unverständlich erscheint.

Nach dem Grundsatze, daß in der Natur alle Qualitäten an bestimmten Stoffen haften, erscheint die Präformation als diejenige Lehre, welche die Entwicklung der Arten sowie der einzelnen Individuen allein erklären läßt. Die Epigenesis vermag sich einerseits selbst nicht zu erklären, weil sie einen haltlosen Zug von wunderbar wirkenden Kräften voraussetzt und weil anderseits durch sie der gesammten Schöpfung ein schwankender Zustand innewohnen würde, der ihr nach unserem Wissen nicht eigen ist. Wir vermögen keine Lehre anzuerkennen, welche eine verhältnismäßig rasche Differenzierung der Arten zuläßt, weil sich thatsächlich deren Bestand mit einer solchen Langsamkeit zu verändern scheint, daß die Entwicklung der Arten aus einer Urform trotz reicher Forschungserfolge noch immer eine Hypothese ist. Die Präformation hat ohnehin das epigenetische Moment in sich, daß jeder präformierte Keim sich interessengemäß entwickle. Einem Keim als formlosem Plasma zuzumuthen, sich zu einem bestimmten Individuum zu entwickeln, gibt der Meinung Raum, daß er sich vielleicht durch äußere Umstände oder verschiedene Assimilierungsverhältnisse zu einem Individuum anderer Art entwickeln könnte, während doch die Charakteristik aller Fortpflanzung ist, daß jeder Keim nur zu einer genauen Wiederholung der Wesenheit seiner Vorfahren führt. Wollte man hingegen sagen, so wie gewisse Epigenetiker von Functionen des Ortes im Keimplasma sprechen, daß die verschiedenen Moleküle des Keimes eben verschiedene Bestimmungen haben, so stände man eben wieder auf dem Standpunkte der Präformation, mit dem Hintergedanken, sie

nicht anerkennen zu wollen. Die Beispiele, welche die Epigenesis erhärten sollen, beruhen jedesmal auf einer falschen Auslegung der Erscheinung. Daß die Eidechse sich den abgebrochenen Schwanz nachwachsen läßt, beruht nicht auf dem epigenetischen Gleichgewichtsdrange des Geschöpfes und seiner Materie, sondern darauf, daß jene Thierwelt, zu welcher die Eidechsen gehören, eine andere Entwicklungsweise hat als z. B. Säugethiere. Bei den meisten Amphibien vollzieht sich die Entwicklung, zum Unterschiede von jener des Säugethieres, im bereits gebornen und bewußt lebenden Zustand. Der Ausbau des präformierten Keimes geschieht also während des vollen Lebens des Thieres, wie z. B. bei der Entwicklung der Kaulquappe zum Frosch. Der präformierte Keim wirkt daher im Geschöpf fort und entwickelt es, solange es volle Lebenskraft hat, interessengemäß. Da nun der in der Eidechse lebende Keim einen Schwanz präformiert hat, so ersetzt ihn das Thier, wenn es ihn verliert, so wie auch der Axolotl zum Lungenthier wird, wenn man ihn vom Besuche des Wassers abhält. Im gleichen Sinne gilt dies von dem Nachwachsen einzelner Gliedmaßen bei Salamandern und Fröschen. Diese Ansicht wird dadurch erhärtet, daß sich bei noch niederer stehenden Thieren, wie z. B. den Regenwürmern, das Individuum aus jedem seiner Theile ergänzt, weil der präformierte Keim auch der Fortpflanzung durch Theilung näher steht.

Die Präformation läßt alle jene Einflüsse zu, die wir früher als die Factoren der Entstehung der organischen Welt und der Veränderung der Arten erkannten. Die Präformation schließt ferner die Hypothese von der Vererbung erworbener Eigenschaften aus, nach welcher die Geschöpfe voll von jenen Gebrechen sein müßten, die sich in der Entwicklungsreihe vorgefunden haben. Wir wissen vielmehr, daß sich im Wechsel der Generationen alles Artwidrige ausscheidet, um den Gattungstypus zu erhalten, welcher durch den präformierten Keim von den Zufälligkeiten der individuellen Entwicklung verschont bleibt.

Wenn sich trotz Präformation der Geschöpfe im Keime die Arten variiert und entwickelt haben und noch entwickeln, so beruht dies auf einer Reihenfolge von Einflüssen, die im Wesen der für die Entstehung der thierischen Organismen maßgebenden Factoren liegen.

Es liegt im bedingten Vervollkommnungsstreben der Urkraft, daß der präformierte Keim interessengemäß den vorhandenen Lebensbedingungen möglichst anpassend entwickelt wird. Wenn auch der physiologische Vorgang die aufgenommenen Stoffe nach der Vorzeichnung des Keimes aufbaut, so

ist das Geschöpf selbst doch nur eine Modification jenes Stoffes, welcher mit den Lebensbedingungen qualitativ und verhältnismäßig quantitativ wechselt. Die Lebensverhältnisse, unter welchen der Keimträger die Keimplasmen vervielfältigt, ferner die Ernährung der Keimzellen werden bestimmend für die Lebenstüchtigkeit des künftigen Geschöpfes. Wir sehen dies am auffälligsten an allen Culturpflanzen, je nachdem ihnen die nothwendige Stoffzufuhr fehlt oder übermäßig geboten wird. Der schwächere Keim baut dasselbe Individuum wie der stärkere auf, aber sein Geschöpf bewährt sich nicht im selben Maße im Kampfe um das Dasein und bei der Zuchtwahl. So führt die Variierung der Stärke des Keimes im Zusammenwirken aller Factoren für die Artentwicklung insofern auch zur morphologischen Variierung der Individuen und ihrer Keime, als nur angepaßte Individuen die Führung in der Fortpflanzung behalten.

Gebrechen, die in dem ausgebildeten Individuum entstehen, haben erwiesenermaßen auf den Keim keinen Einfluß; sie benachtheiligen jedoch das Individuum bei der Zuchtwahl und im Kampfe ums Dasein, wodurch die Ausscheidung ihrer Erscheinungsform gewöhnlich schon durch äußere Umstände gegeben ist.

Der Streit um die Vererbung erworbener Eigenschaften wurzelt streng genommen in jenen Übertreibungen, zu welchen jeder Doctrinarismus geneigt ist. Frühzeitig, gleichsam anschließend an die Ideen Lamarck's und an gewisse Irrthümer des Darwinismus, bildete sich die Meinung, daß die Entwicklung der Arten aus erworbenen Eigenschaften hervorgehe, daß also die Entwicklung der organischen Welt bloß durch den Einfluß der Lebensbedingungen vor sich gehe. Dieser Auffassung widerspricht der Umstand, daß eine Entwicklung durch Kräfte von außen überhaupt nicht vor sich gehen kann. Jede Entwicklung kann nur einer inneren Kraft zugeschrieben werden, welche freilich auf äußere Verhältnisse und auch Widerstände stößt; jener wird sie sich interessengemäß bedienen, diese wird sie besiegen oder sich ihnen anpassen müssen, um nicht zu unterliegen. Die Entwicklung aller Dinge beruht auf innerer Kraft und auf äußerer zwingender Gegenwirkung; es ist dies nur eine andere Darlegung des Schöpfungsprincips. Damals wurde an die Unerläßlichkeit der Voraussetzung einer Urkraft, an das bedingte Vervollkommnungsstreben als Ursache der Anpassung und an die Continuität des Entwicklungsinteresses nicht gedacht. Gewiß ist es unzulässig, mit Nägeli eine Entwicklung anzunehmen, nach welcher das Idioplasma sich im Laufe der Generationen von innen heraus verändert, und

ich schließe mich voll Weismann darin an, daß die innige Anpassung der Organismen an ihre Lebensbedingungen die Erklärung für die Variierung der Arten ist.* Aber diese Anpassung setzt eben eine Kraft voraus, welche anpaßt, und von dieser Kraft wird von den meisten Biologen, in der Besorgnis, eines Mysticismus beschuldigt zu werden, zu wenig erwartet. Indem die Geschöpfe sich den Lebensbedingungen anpassen, folgen sie der geologischen Entwicklung unseres Planeten. Es wird wohl niemand einfallen, zu behaupten, daß sich diese Entwicklung etwa dem Variierungsvorgange der Geschöpfe unterwirft; sondern es wird wohl jeder Denkende dessen sicher sein, daß die Variierung der Arten sich der geologischen Entwicklung unterwirft. Und daß dies geschehe, dafür sorgt die Urkraft mit den verschiedenen angebornen Interessen. Die Selection steht unter dem Zwange der Lebensbedingungen; daß aber Varietäten der Arten entstehen, die sich den Lebensbedingungen angepaßt haben, um die Auslese bestehen zu können, dafür sorgen die physiologischen Vorgänge, in welchen Urkraft und angebornes Interesse wirksam sind. Da wird es nun geschehen, daß sich die Elemente des Keimplasmas einer Zusammensetzung zuneigen, die der physiologischen Kraftzufuhr und äußeren Einwirkungen entspricht. Wenn wir schon in den Mikrokosmos des Keimplasmas nicht vollständig einzudringen vermögen, so verlangt die positivistische Wissenschaft, daß wir den Haupterscheinungen der Natur die ergänzenden Überzeugungen entlehnen; und dazu gehört die unabweisliche Erfahrung, daß sich die Entwicklung der Geschöpfe in die Vortheile der Lebensbedingungen nicht etwa hineinfindet, sondern mit unwiderstehlicher Kraft hineindrängt. Darum steht die Variierung auch unter dem Einflusse der verschiedenen Formen des Daseinskampfes. Die Urkraft drängt zu den interessengemäßen Auslesen und Zuchtwahlen, und der Daseinskampf besorgt die Vorherrschaft der angepaßten und die Vernichtung der in ihren Anlagen zu den Lebensbedingungen zurückstehenden Individuen und Arten.

Die Variierung des Keimplasmas ist den Stoff- und Kraftmodalitäten unterworfen, welche die Lebensbedingungen bieten; daß dabei die Determinanten Verkümmerungen oder Verstärkungen erfahren, daß atrophische Ide (Moleküle des Keimplasmas) eingehen und starke den Platz behaupten, ist kaum zu bezweifeln.

---

* Aug. Weismann, Das Keimplasma. Eine Theorie der Vererbung. (Jena, 1892), S. 539.

Die Variierung der Arten bei Anerkennung der Unvererbbarkeit erworbener Eigenschaften wird aber erst verständlich, wenn wir die Abänderungen des Keimplasmas unter dem vollen Einflusse der Auslese und des Daseinskampfes beurtheilen, die ihrerseits wieder nur aus dem Wirken der Urkraft und den angebornen Interessen verständlich werden. Bei einer Beurtheilung, welche den Erscheinungen im Kleinen die mächtigen Einwirkungen im Großen zur Seite stellt, erscheint die Bahn geebnet, um den controversen Auffassungen über die organische Entwicklung gewachsen zu sein, um den Verschiedenheiten in den Artabänderungen nach Zeit und Wirkung verständnisvoll näher rücken zu können, als es die bisherige Biologie vermochte.

Der Continuität der Entwicklungsreihe, gestützt auf die Continuität des der Urkraft anhaftenden Interesses, steht die functionelle Continuität des Keimplasmas* zur Seite. Damit aber dieses Princip den Thatsachen entspreche, ist es nothwendig, daß nicht bloß die Continuität des Keimplasmas an sich erwiesen werde, sondern daß diese relative Unsterblichkeit der Entwicklungsreihe auch die Variierung des Keimplasmas und der ihm angebornen Interessen erkläre; insbesondere ist es wichtig, daß die Festigung der Art durch Einschränkung des Atavismus erklärlich sei. Wir dürfen in dieses große Gebiet der Biologie nur so weit eingehen, als für die Erläuterung des Bewußtseinsursprunges geboten ist. Weismann's berühmte Untersuchungen über das Keimplasma haben auch die letzteren Forderungen dieses Princips erfüllt, ohne daß dessen sociologische Bedeutung überhaupt in Betracht gezogen worden wäre.

Die Conjugation der geschlechtlichen Keimplasmen verdoppelt das Gewicht des befruchteten Keimes. Durch Spaltung oder durch Halbierung wird dieses Keimplasma auf die Größe eines einseitigen gebracht; der überschüssige Theil wird als sogenannter zweiter Richtungskörper ausgeschieden.** Wenn auch über diesen Vorgang noch mannigfaches Dunkel herrscht, so kann er doch als eine annehmbare Hypothese in den Gedankengang dieser Erwägungen aufgenommen werden. Erfahrungsgemäß ist das Kind eine Wiederholung der Eigenschaften seiner gesammten Ahnenreihe. Man weiß zunächst, daß sich bei beobachteten Geschlechtern Merkmale der Vorfahren in den verschiedensten Generationen und in den verschiedensten Combinationen

---

* Aug. Weismann, Über die Vererbung (Jena 1863).

** Joh. Ranke, Der Mensch (Leipzig 1886), I, 98.

wiederholen. Nach dem Principe, daß alles, was ist und wird, am Stoffe haftet und präformiert sein muß, stellt sich das continuierliche Keimplasma als die Combination der Plasmen in den Vorfahren dar. Es wird also durch die Conjugation die Vielgestaltigkeit des Keimplasmas stets verdoppelt, sodaß sich nach zehn Generationen in dem Keimplasma 1024 Ahnenplasmen der jüngsten Vorfahren befinden. Ferner ist es auch Erfahrung, daß die jüngsten Vorfahren den kräftigsten Einfluß auf ihre Nachkommen haben. Es scheint nun jene Ausscheidung der Richtungskörper eine Verminderung der Ahnenplasmen zu sein,* die naturgemäß die ältesten Einflüsse nach und nach abstumpft oder direct die ältesten Ahnenplasmen trifft. Eine Verminderung der Ahnenplasmen kann nun stattfinden, ohne daß hiedurch der Einfluß der ganzen Entwicklungsreihe verloren geht, weil sich dieser ohnehin in jedem Keimplasma insofern präformiert erhält, als sich nicht Variierungen der Art bereits im Keimplasma festgesetzt haben. Diese Erwägungen, sowie die fernere, die Massenhaftigkeit der Ahnenplasmen mit dem Anwachsen der Entwicklungsreihe nicht in Widerspruch mit der Möglichkeit jedes Mikrokosmos zu wissen, lassen es berechtigt erscheinen, daß bei der Ausscheidung der Richtungskörper die Ahnenplasmen auf eine mögliche Zahl der Combinationen verringert werden. Diese Lehre von der Abstoßung älterer Ahnenplasmen in jeder Generation stimmt mit den allgemeinen Beobachtungen über die Entwicklung der Arten auffallend überein.

Das wesentlichste Bedenken, auf welches die Präformationslehre stößt, ist seit jeher die Meinung, daß mit ihr ein Wechsel der Arten unmöglich sei, da bei der fortgesetzten Entwicklung der conservierten Keime die Entstehung der Arten auf einzelne Schöpfungsacte zurückgeführt werden müsse, was mit der allgemeinen Vorstellung über das Entstehen der organischen Welt in directem Widerspruche steht. Der Hauptsache nach habe ich diese Meinung bereits durch meine Lehre von den auf die Entstehung der Arten einwirkenden Factoren widerlegt, unter besonderem Hinweise darauf, daß gerade die Präformation einerseits die Vererbung und anderseits jene langsame Entwicklung der Arten erklärt, wie sie unseren Erfahrungen entspricht. Doch erwachen auch in dieser Hinsicht Bedenken, sobald wir eine Continuität des Keimplasmas, welches eine Combination der Ahnenplasmen ist, annehmen. Diese Bedenken zerstreut aber die erwähnte Abstoßung

* Aug. Weismann, Über die Zahl der Richtungskörper und über ihre Bedeutung für die Vererbung. (Jena 1887).

der Ahnenplasmen. Denken wir uns in jedem Keimplasma die Merkmale der ganzen Entwicklungsreihe aufgestapelt, so wäre die Annahme nicht ausgeschlossen, daß die Art in ihren Eigenschaften schwankt und einem tiefgreifenden artwidrigen Atavismus ausgesetzt ist. Nun ist es aber gewiß, daß die Arten constant sind, und daß Rückbildungen — abgesehen von jenen erneuerter Anpassung — gänzlich außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen. Wenn auch letztere Thatsache durch das längst vorausgesetzte, wenn auch nicht ausgesprochen anerkannte bedingte Vervollkommnungsstreben erklärt wird, so ist sie doch, wie die Constanz der Arten, besonders durch die Ausscheidung älterer Beziehungen in den Keimplasmen gesichert. Die Ausscheidung ist aber auch eine Unterstützung für die Variierung der Art. Wenn der Wechsel der Arten bei Präformation des Keimes trotz Anpassung an wechselnde Lebensbedingungen und trotz Vervollkommnungsstreben der Urkraft noch Bedenken erregen sollte, so schwinden diese, wenn wir annehmen dürfen, daß die älteren Ahnenplasmen ausgeschieden werden; denn dann schwinden auch die älteren Einflüsse mit dem Fortschritt der Generationen, und die Einflüsse der Anpassung gewinnen gegenüber dem Rückhalt der Art an der ursprünglichen Präformation Raum. Die Ausscheidung älterer Beziehungen im Keimplasma ist daher eine Hypothese, welche die Zweifel zerstreut, daß die Präformationslehre an innerer Unmöglichkeit scheitern müsse; es erwächst vielmehr die Hoffnung, daß sie in meiner Auffassung von der exacten Forschung bestätigt werde.

Weil die älteren Ahnenplasmen verschwinden, besteht auch zwischen den verschiedenen Arten, selbst wenn eine gewisse Verwandtschaft vorhanden ist, selten eine Befähigung, sich in der geschlechtlichen Fortpflanzung fruchtbar zu kreuzen; denn die verschiedenen Arten sind schon dergestalt mit unverwandtem Ahnenplasma behaftet, daß ihre Conjugation in der Sperma- und Eizelle als interessenwidrig zurückgewiesen wird. Die Ide der Keimplasmen vereinigen sich nicht mehr; sie haben kein einheitliches Interesse zur Entwicklung eines Individuums; die Amphimixis unterbleibt, denn es müßte sich eines jener fabelhaften Geschöpfe ausbilden, das im Hinblick auf die Lebensbedingungen keine Berechtigung des Bestandes hat. Das ist auch die Ursache, warum gekreuzte verwandte Arten getrübte Lebensverhältnisse zeigen oder gewisse Functionen nicht ausüben können. So ist solchen Mischlingen (z. B. Maulthieren und Mauleseln) die geschlechtliche Fortpflanzung versagt, weil, wenn sich auch noch die Keimplasmen der Eltern vereinigten, doch die gesteigerte Ahnenvermischung ihres eigenen Plasmas

entweder fortpflanzungsunfähig ist, oder vielleicht überhaupt die Aufbewahrung der Ahnenplasmen durch die interessenwidrige Mischung unterdrückt wurde.

Auch bei einer Abstoßung der ältesten Ahnenplasmen bleibt doch jedes Id des Keimplasmas eine wirkliche Fortsetzung der gesammten Entwicklungsreihe; die Beziehungen zur Urform können nicht ganz verwischt werden. Die Continuität des Keimplasmas ist nicht aufgehoben, weil es trotz jener Abstoßung ein Theilungsproduct aller Vorfahren ist. Darum bleiben in dem Keimplasma gewisse Erscheinungen der Entwicklungsreihe präformiert, die erst durch das überwiegende Interesse der Art bei der Entwicklung des Individuums überwunden werden. Das ist jene Erscheinung, welche in den ersten Entwicklungsstadien des Embryos nachweisbar ist und wonach sich an demselben morphologische Merkmale der Entwicklungsreihe vorfinden. Es ist dies z. B. am menschlichen Embryo die Kiemenbildung und die schwanzförmige Fortsetzung der Wirbelsäule, Erscheinungen, die in wenigen Wochen von dem Überwiegen des gattungsgemäßen Interesses überwunden werden. „Jeder Organismus", sagt von Baer, „hat auf seiner frühesten Stufe die meisten seiner Merkmale mit allen anderen Organismen auf ihren frühesten Stufen gemein. Bei einem späteren Stadium gleicht seine Structur derjenigen, wie sie auf entsprechenden Entwicklungsstufen bei einer weniger umfassenden Classe von Organismen hervortritt; in jedem folgenden Stadium kommen neue Züge hinzu, welche den sich ausbildenden Embryo immer mehr von Embryonen unterscheiden, denen er früher glich, bis schließlich der Embryo auf die Species zusammenschrumpft, zu welcher er gehört." Je höher ein Geschöpf in der Entwicklungsreihe steht, desto mehr bleibt dem artgemäßen Interesse seiner Mutter Einfluß vorbehalten, um die Rückstände vorausgehender Arten im Keime zu überwinden. Darum der Unterschied in der Ausbildungsweise des befruchteten Eies; während es in der niederen Thierwelt alsbald sich selbst überlassen gegenüber der kurzen Entwicklungsreihe seine Art zum Ausdruck bringt, geben ihm in der höheren Thierwelt die Eltern, besonders die Mutter, reiche Körperzellen im Ei mit, wodurch der Embryo längere Zeit dem artsichernden Einfluß der Eltern erhalten bleibt, und in der höchsten Thierwelt ist es der Mutter vorbehalten, dem Geschöpfe die artsichernde Ausgestaltung bis zur bewußtseinsfähigen Geburt zu bieten. Wir sehen auch, wie bei der niederen Thierwelt ein wesentlicher Theil der Metamorphose, in welcher die Beziehungen

zu vorausgehenden Entwicklungsstufen vom Artinteresse überwunden werden, jenseits des Geburtsactes liegt. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Metamorphose der Amphibien, die in ihrem ersten bewußten Stadium die Beziehungen zur Vorstufe deutlich erkennen lassen.

Das Fortpflanzungsgeschäft der höheren Thierwelt zeigt von der Vermehrung der Biophoren durch Theilung und ihrer Vereinigung zu Determinanten des amphigenen Keimplasmas bis zur Geburt lebendiger Jungen die ganze Entwicklungsweise der organischen Welt, die mit den einfachen Lebensträgern begonnen haben dürfte, um zu den höchstentwickelten Organismen zu führen. Das Keimplasma, von einer Generation auf die andere formell übertragen, ist bei der Fortpflanzung stets mit Körperzellen versehen, welche dessen erste Ernährung zu besorgen haben. Durch diese Körperzellen wird für den Anfang der Assimilation jene Stoffzufuhr gesichert, welcher das präformierte Keimplasma zum artmäßigen Wachsthum bedarf. Diese Assimilation ist die erste äußere Einwirkung der Mutter auf das befruchtete Keimplasma, denn die Körperzellen sind, anders als das Keimplasma, ganz das Product der Eltern und ihrer Lebensbedingungen. Das Vervollkommnungsprincip wird sofort thätig, um den Stoffwechsel im Interesse des embryonalen Individuums den Lebensbedingungen anzupassen.

Nach der Geburt erweckt das Interesse das Bewußtsein, und das Individuum tritt nebst der Stoffzufuhr auch den Vorstellungen der Außenwelt gegenüber. Nunmehr vollzieht sich dessen Entwicklung entsprechend den Einwirkungen von außen durch den inneren Antrieb zur artgemäßen Ausgestaltung und möglichsten Ausnützung der Lebensbedingungen.

Das Keimplasma, sowie jede befruchtete Keimzelle ist aber allen Zufällen ausgesetzt, welchen das Individuum durch äußere Einwirkungen, Erkrankungen ꝛc. ausgesetzt bleibt. Da nun kann es sich ergeben, daß ein solches Keimplasma Deformationen erfährt, die sodann im entwickelten Individuum als Gebrechen auftauchen, wie es auch der Träger pathogener Mikroben (Syphilis, Tuberkulose u. s. w.) werden kann, wodurch sich die Krankheit der Eltern auf das Kind überträgt. Da zu jeder Erzeugung zwei Keimplasmen gehören, so ist in der Amphimixis schon wieder die Grundlage geschaffen, wenigstens morphologische Entartungen abzustoßen. Es kommt nur darauf an, was auch gewöhnlich der Fall ist, daß das gesunde Keimplasma von dem kräftigeren Elterntheile herstamme. Wenn sich auch das Gebrechen im Keimplasma fortpflanzen sollte, so wird es doch in mehreren Generationen durch die fortwährende Vermischung der

beiderseitigen Geschlechter verwischt und schließlich als älteres Ahnenplasma abgestoßen. Dieselben Momente, welche die Variierung der Arten herbeiführen, nämlich das Vervollkommnungsprincip und die Anpassung an die Lebensbedingungen im besten Sinne, sind weiter die Ursache, daß Gebrechen in den Generationen verschwinden; dies schließt jedoch nicht aus, daß Merkmale sich in einzelnen Iden erhalten und noch, wie wir wissen, in späten Generationen auftauchen, aber selten als Gebrechen, sondern meist nur als morphologische Erinnerung. Es ist das derselbe Vorgang, welcher durch künstliche Zuchtwahl domesticierter Thiere herbeigeführte Varietäten wieder ausmerzt, wenn die Art der Einwirkung natürlicher Lebensbedingungen überlassen bleibt. Durch diese Erscheinung wurde bekanntlich Darwin in seiner ersten Meinung von der Möglichkeit eines raschen Wechsels der Arten erschüttert.

Vererbungen pathogener Natur hingegen werden in ähnlicher Weise ausgemerzt. Beruhen sie auf der Übertragung von Mikroben, dann freilich hängt es von den Lebensbedingungen ab, ob diese in einer Generation zum Absterben gelangen können oder nicht. Die von Syphilis erfüllten Mikronesier können natürlich dieser Vererbung nicht Herr werden, weil bereits von beiden Geschlechtern kranke Keimplasmen zur Vereinigung kommen. —

Unsere Untersuchung hat gezeigt, daß die Continuität der Entwicklungsreihen durch ernste biologische Forschungen gestützt erscheint, daß auch die sociologische Erkenntnis hiedurch eine Continuität des Wirkens der Urkraft mit dem anhaftenden Interesse in ihren Differenzierungserscheinungen bewiesen findet. In dem angebornen Interesse sehen wir eine Vorstufe des Bewußtseins, welches in den Organismen manchmal nicht erwacht oder manchmal zurücktritt, aber stets, solange das Geschöpf lebt, durch das erzeugende Interesse substituiert wird. Das Bewußtsein ist daher nur als Emanation der Urkraft auf Grund des angebornen Interesses denkbar; es ist eine Entwicklungsmodalität des Schöpfungsprincips, durch welche es Geschöpfen möglich werden kann, ihr Interesse bis ins Unbegrenzte schweifen zu lassen.

6. Der angeborne Inhalt des Bewußtseins.

Ich habe im Vorstehenden versucht, in den Mikrokosmos der lebenden Organismen näher einzudringen, und zwar hinsichtlich jenes Abschnittes ihrer Entwicklung, in welchem die Wechselbeziehungen der Generationen

untereinander erkennbar sind, in welchem also nicht, wie beim ausgewachsenen Geschöpf, das Individuum gleichsam zusammenhanglos von der Entwicklungsreihe dazustehen scheint. Es ist hiedurch möglich, jene socialen Beziehungen des einzelnen Individuums kennen zu lernen, welche nicht bloß der Vorstellungswelt seiner Umgebung während des bewußten Lebenslaufes, d. i. der Welt des schwer faßbaren Scheines, zugehören — sondern welche an seiner stofflichen Entwicklung haften und daher, insoweit es uns möglich ist, gestatten, in die Welt der Wirklichkeit annähernd einzudringen. Unsere sichersten socialen Beziehungen liegen einerseits in der Abkunft von einem Elternpaar, anderseits in dem Antheil an der Erzeugung von Nachkommen. Die Vermittlung innerhalb dieser socialen Beziehungen gründet nicht auf Gefühlen, Gedanken, Nützlichkeitserwägungen u. dergl., welche ewig dem Zweifel unterworfen sind, sondern auf Keimzellen und dem befruchteten Ei, welche der experimentellen Forschung zugänglich sind. Da wir es hier mit dem Mikrokosmos künftiger Individuen zu thun haben, so hängt unsere exacte Erkenntnis von dem Fortschritt unserer Instrumente ab; da dieser aber begrenzt ist und keinesfalls bis zur Bloßlegung aller embryonalen und ovogenen Erscheinungen vorschreiten dürfte, so bleibt der Speculation immer ein gewisses Feld bewahrt, um aus der biologischen Einsicht hypothetisch den Vorgang bei der Entwicklung des Embryos klarzulegen. Die biologische Einsicht ist jedoch immer in einem gewissen Sinne kurzsichtig, weil sie nicht die Stellung der Geschöpfe zur übrigen Natur und zur Gesellschaft in Betracht zieht, was jedoch bei der Einheit der Naturgesetze für alle Erscheinungen rathsam wäre. Die biologische Einsicht bedarf daher der psychologischen und sociologischen Beihilfe. Der sociologischen Einsicht ist es anderseits unentbehrlich, auf dem sicheren Boden der Biologie die socialen Momente in der Keimzelle zu erfassen, um zu wissen, was im Bewußtsein der Menschen nothwendig zur Erscheinung kommen muß, weil es schon im Mikrokosmos des befruchteten Eies stofflich und so indirect auch als Kraft gegeben ist.

Sobald sich die geschlechtlichen Keimzellen zum befruchteten Ei conjugiert haben, liegen folgende Krafterscheinungen in demselben:

1. Die zum Leben differenzierte Urkraft, der wir überhaupt das Hervorbringen der ganzen Entwicklungsreihe zuschreiben und durch die das organische Leben mit den Kräften des Kosmos im Zusammenhang steht. Derselben wohnt das bedingte Vervollkommnungsstreben inne, wonach das

Leben alle Verhältnisse ausnützt, um das relativ vollkommenste Geschöpf hervorzubringen. Dem Leben ist also die Anpassung zuzuschreiben, aber nicht in dem leidenden Sinne des Darwinismus, sondern eine Anpassung aus innerem Drange, ein Vordringen an die Schranken der Lebensbedingungen. Diese Auffassung des Lebens ist ein biologisches Gesetz, welches auf dem kosmologischen über das Wesen der Urkraft basiert, daher es auch für alle socialen Gebilde gilt. Im Leben liegt auch die Veranlassung zum Daseinskampfe und zur Zuchtwahl; denn das Vordringen zu den günstigsten Lebensbedingungen setzt das einzelne Geschöpf in Gegensatz mit den andern seiner Art, und es drängt das Individuum, bei der Fortpflanzung jenen Geschlechtsgenossen auszuwählen, der für den Daseinskampf begünstigte Nachkommen verspricht.

2. Das angeborne Interesse, welches durch die Lebensbedingungen des sich entwickelnden Individuums in mehrere Erscheinungsformen differenziert wird:

a. Das Gattungsinteresse ist eine Äußerung des Lebens, hat aber die besondere Charakteristik für sich, die Art, der das Geschöpf angehört, durch Fortpflanzung zu erhalten. Dem Vervollkommnungsstreben würde es entsprechen, daß die Art die vorhandenen Lebensbedingungen durch raschen Artwechsel ausnütze und daß die Arten daher auch stets höhere Lebensbedingungen aufsuchen. Weil aber die Continuität des Keimplasmas dem Drange des Lebens eine Beschränkung auferlegt, so bleiben die Arten innerhalb ihrer passenden Lebensbedingungen erhalten; nur einzelnen gelingt es, durch die besten Lebensbedingungen zur möglichsten Vervollkommnung vorzudringen. Die Vielgestaltigkeit der organischen Welt ist durch die Vererbung stabilisiert und jener äußerst langsamen Entwicklung überantwortet, die sich im Wege der Variierung der Arten ergeben kann. Das Gattungsinteresse zeigt sich auffällig bei jenen Geschöpfen, welche, wie z. B. viele Insecten, mit der Erledigung des Fortpflanzungsberufes auch ihr Leben beschließen.

b. Das physiologische Interesse wird hauptsächlich von der Mutter übernommen, weil das Geschöpf gleichsam eine Fortsetzung ihrer physiologischen Thätigkeit ist. Mit dem Augenblicke der Befruchtung wird dieses mütterliche Interesse, je nach dem längeren oder kürzeren Zusammenhang mit der Mutter, ein combiniertes und nach der Abtrennung von der Mutter ein selbständiges physiologisches Interesse des Kindes. Sobald ein Geschöpf entsteht, steht es unter dem Einflusse der Umgebung, und

zwar weniger durch deren Vorstellung im Bewußtsein als durch den Drang nach Stoffaufnahme und Stoffwechsel. In diesem Interesse kommt das Leben und das Gattungsinteresse gleichsam zur Erfüllung, weil die Entwicklung ohne jene Stoffzufuhr und ihre Assimilation unmöglich ist. Für dieses Interesse kommen auch die Lebensbedingungen in Betracht, und zwar so, daß die anderen Factoren durch die Erfüllung des physiologischen Interesses ihre Bahn vorgezeichnet finden. Je höher entwickelt die Art ist, desto mehr wird die erste Anstrengung des physiologischen Interesses durch Leistungen der Mutter unterstützt. Je nachdem das Individuum sich mehr oder weniger compliciert ausgestaltet, tritt es später oder früher aus dem physiologischen Zusammenhange mit der Mutter, resp. erschöpfen sich die von ihr beigegebenen Körperzellen des Keimes und Eies. Erst mit dem Erwachen des Bewußtseins wird das physiologische Interesse des Geschöpfes sozusagen mündig, um dessen weiteren Aufbau unter dem Eindrucke des Daseinskampfes und der obwaltenden Lebensbedingungen zu besorgen. —

Mit diesen Krafterscheinungen ausgestattet gelangt das Geschöpf zum Bewußtsein; um sich seinen Anlagen gemäß zu entwickeln, bedarf es keiner andern Factoren; das Bewußtsein kann mit diesen vollkommen erfüllt sein, wie wir an der niederen Thierwelt beobachten. Auch der Mensch scheint einst auf einer Entwicklungsstufe gestanden zu sein oder kann auch gegenwärtig in einen Zustand gerathen, in welchem seinem Bewußtsein als Äußerung des Lebens keine anderen Empfindungen zukommen als diejenigen, welche das physiologische Interesse fortgesetzt und das Gattungsinteresse gelegentlich hervorrufen. Die genannten Interessen sind daher der *ursprüngliche Inhalt des Bewußtseins*, ohne welchen das Leben nicht auftritt.

Mit dem Erwachen des Bewußtseins, welches zu dem Zwecke von der Urkraft hervorgerufen wird, dem Geschöpf einen weiteren Kreis von Lebensbedingungen zu unterwerfen, wird sich dieser ursprüngliche Interesseninhalt des Bewußtseins mehr oder weniger entwickeln. Es werden die vorstehenden Interessen differenziert, wodurch sie neue Erscheinungsformen zeigen, wenn sie auch nie ihren Interessenursprung verleugnen.

c. Das physiologische Interesse entwickelt sich zu einem *Individualinteresse*. Nicht bloß der Stoffwechsel, sondern alle Beziehungen des Geschöpfes zum Innenleben und zur Außenwelt werden hiedurch in das enge Interesse des Individuums gezogen. Je mehr es wächst und sodann das Bewußtsein heller wird, desto deutlicher tritt dessen Individualinteresse

in den Vordergrund der Beobachtung, sodaß es scheint, als hätte das Geschöpf kein anderes Interesse als das seiner individuellen Entwicklung und Erhaltung; da es aber das relativ unvergängliche Keimplasma bewahrt und vermehrt, so ist das Gattungsinteresse im Individuum unauslöschlich vorhanden, und es erfüllt, gewöhnlich bloß seinem Individualinteresse lebend, die große Absicht der Urkraft, d. i. die Fortpflanzung der Gattung. Je mehr ein Geschöpf im Vergleich zur Keimzelle somatisch entwickelt ist, desto mehr wird das physiologische Interesse das Gattungsinteresse verhüllen, denn jenes hat auch durch Assimilation und Aufbau viel mehr zu leisten, um das Individuum zu entwickeln, als bei niederen Geschöpfen. Je geringer der Unterschied zwischen dem Keim und dem ausgestalteten Individuum ist, desto unverhüllter kann das Gattungsinteresse herrschen, denn das physiologische Interesse ist weniger angestrengt. Darum zeigen auch die niedersten Organismen die größte Proliferation, leben also überwiegend der Erhaltung der Art. Unter solchen Umständen entwickelt sich auch kein Individualinteresse. Weil im Gattungsinteresse das Wirken der Urkraft deutlicher hervortritt, zeigen auch deren früheste Schöpfungen eine überreiche Vermehrung, während in den späteren, durch die vorgeschrittene Differenzierung hochentwickelten Geschöpfen das Individualinteresse mächtiger hervortritt und die Vermehrungsfähigkeit abnimmt. Der Mensch kann daher als ein Triumph der Differenzierung und Individuation über das Wesen der Urkraft erscheinen, wenn er alles Gattungsinteresse in sich erstickt und nur dem Individualinteresse lebt, wodurch er aber den Wirkungen der Urkraft nicht entgeht. Wir sehen, daß diese Erwägungen mit der Lösung der tiefsten Probleme der Ethik in Beziehung stehen.

Um aber in die Entwicklungserscheinungen des angebornen Interesses weiter eindringen zu können, müssen wir unsere Untersuchungen auch auf die Vorstellungswelt des Individuums ausdehnen.

Der Mensch vermag seine intellectuellen Kräfte nur in der Weise zu erkennen, wie sie sich in seinem Bewußtsein geltend machen. Darum hat Descartes seine Philosophie mit dem Ausspruche eingeleitet: „Ich denke, daher bin ich". Hiemit wurde gleichsam die Kindheit aller rationellen Einsicht zum Ausdruck gebracht, durch welche der Mensch das Sein mit einem erst nach dem Bewußtsein auftauchenden Proceß des Denkens eingeleitet glaubt. Der Mensch, welcher auf seine Gedanken das Sein begründet erachtet, ist in demselben schon weit vorgeschritten; das Bewußtsein ist im Sinne der psychologischen Functionsfähigkeit erwacht, bevor

äußere Vorstellungen im Wege der Sinneswerkzeuge in seinem Bewußtseinsorganismus Gedanken erwecken. Diese Erwägung ändert aber nichts an der Thatsache, daß der Mensch vom Gedanken die Erkenntnis des Seins ableitet, weil das Bewußtsein leer ist und daher ohne Apperception auch die Vorstellung des Seins nicht in ihm vorhanden ist. Nur muß der cartesianische Satz lauten: „Es denkt, darum weiß ich, daß ich bin", — weil die Urkraft sich im Bewußtsein als Vorstellung des individuellen Lebens manifestiert.

Wir wissen, daß in dem Individuum Kräfte thätig sind, die, auch ohne in den Kreis seiner Vorstellungen gelangt zu sein, seine Entwicklung entsprechend der Art, den individuellen Anlagen und den gegebenen Lebensbedingungen möglichst vollkommen anstreben. Dabei besteht nicht bloß ein physiologischer Vorgang, sondern auch schon ein reflectorischer mit Bezug auf äußere Einwirkungen, wie schon die Bewegungen des Kindes im Mutterleibe zeigen. Biologisch genommen erstreckt sich daher das Sein des Individuums vom Augenblicke der Befruchtung des Eies bis zum Zerfall seines Körpers durch die Verwesung; in diesem Sinne ist es den Ägyptern gelungen, durch die Mumification das individuelle Sein für eine lange Zeit zu bewahren. Psychologisch hingegen beginnt das Sein erst mit dem Erwachen des Bewußtseins und währt bis zu dessen dauerndem Erlöschen; sociologisch aber beginnt das Sein mit der ersten Vorstellung und währt bis zum dauernden Erlöschen der Gedankenfähigkeit. Was also Descartes als den Beweis des Seins angesehen hat, liegt im Bereiche der menschlichen Wechselbeziehungen zur Außenwelt, und es erscheint diese Einsicht durch die Thatsache bestätigt, daß der Mensch, was er ist, nur im Rahmen der Umgebung wird. Die Vorstellungswelt, die socialen Beziehungen machen ihm erst das Leben inhaltsvoll; ohne diese ist es leer und zwecklos. Wenn auch der Mensch erst durch die Eröffnung socialer Beziehungen in das inhaltsvolle Leben tritt, so schließt dies doch nicht aus, daß die Kräfte, welche ihn bestimmen, vor dem Gedanken vorhanden sind. Der Gedanke selbst steht unter der Herrschaft dieser Kräfte, weil der Gedanke eine Function des Bewußtseinsorganismus, und dieser durch den physiologischen Proceß jener Kräfte entstanden ist.

Das Bewußtsein steht vor allem unter dem Einflusse des physiologischen Interesses. Erst wenn der Mensch den physiologischen Vorgang seiner Entwicklung gesichert fühlt, hebt sich das Bewußtsein (Perception) über den Einfluß auf diesen Vorgang empor; derselbe erfolgt sodann auto-

matisch und reflectorisch, manchmal auch instinctiv als Action der subcorticalen Nervencentren, in der Regel als selbstthätige Function der Ganglien. Das hiedurch unabhängiger gewordene Bewußtsein ist, wenn das physiologische Interesse nicht durch Assimilationsstörungen in Betracht kommt, dem Individualinteresse untergeordnet. Wir wissen, daß streng genommen auch dieses am physiologischen Proceß im Wege des gesammten Bewußtseinsapparates mitwirkt; aber der wesentliche Unterschied gegenüber dem physiologischen Interesse ist, daß das Individualinteresse den ganzen Vorstellungskreis der Lebensbedingungen in sein Streben einbezieht. Das Bewußtsein steht daher gewöhnlich unter der Herrschaft des Individualinteresses, wodurch jede Vorstellung und Apperception implicite eine Auffassung erlangt, welche das Gedeihen des Ich selbständig und rücksichtslos zu wahren strebt. Auf Grund des Individualinteresses kann der Mensch zu einem in sich abgeschlossenen Vorstellungskreis gelangen, der sein Bewußtsein voll auszufüllen scheint; denn die Befriedigung des Individualinteresses reicht hin, den Menschen bis zum Abschluß seines Lebens im Daseinskampfe zu entwickeln und zu erhalten.

Nun macht sich aber das Gattungsinteresse durch den Geselligkeitstrieb, die Elternliebe und insbesondere den Geschlechtstrieb geltend, welche den Menschen über das Individualinteresse hinausheben und dieses, in ähnlicher Weise wie das physiologische Interesse, im Bewußtsein zurückdrängen. Da der Mensch stofflich ein Theil seiner Eltern ist und seine Kinder stoffliche Theile von ihm sind; da er durch das Keimplasma mit seinen Vorfahren und Nachkommen, durch die Abstammung mit der Sippe, dem Stamm, dem Volke, der Rasse, und durch die Entwicklungsreihe vielleicht mit der Menschheit, aber gewiß mit der ganzen organischen Welt, ja mit dem Kosmos, in stofflicher Beziehung steht, erweitert sich sein Gattungsinteresse zu

d. dem Socialinteresse, dem er, je nach der Macht des Individualinteresses, einen kleineren oder größeren Einfluß über sich einräumt.

Bei der überwiegenden Masse der Menschen ist immer eine gewisse Liebe vorhanden. Die Liebe nun ist, gleichbedeutend welches Object sie habe, ein Bemühen um etwas anderes als das Ich, ein vergleichsweises Vorziehen dieses Anderen gegenüber sich selbst. Obwohl die Liebe mit einer Erregung unseres Nervenapparates in Zusammenhang steht und auch physiologisch wirkt, ist sie doch an sich kein physiologisches Bedürfnis. Der bloße Geschlechtsreiz steht wohl physiologisch mit dem Gattungsinteresse

in functionellem Zusammenhange, ist aber keineswegs die Liebe selbst; daher kann er auch im Individualinteresse durch die verschiedenen Formen unnatürlicher Ausschweifung befriedigt werden; erst das Gattungsinteresse erhebt ihn zur Geschlechtsliebe durch die Stellungnahme des Individuums gegenüber einem andersgeschlechtlichen unter denjenigen, welche in seinen Vorstellungskreis treten. Die vergleichsweise Auswahl des Gegenstandes der Liebe ist die Bethätigung der Zuchtwahl, welche im Interesse der Gattung liegt. So wie aber der Mensch das physiologische und das Individualinteresse in seinem Bewußtseinsorganismus zurückzudrängen vermag, so kann auch die Geschlechtsliebe zurücktreten, um einer sinnlich unabhängigeren Auffassung des Gattungsinteresses Raum zu geben. Schon durch die Ehe wird das Socialinteresse erweckt und auf Grund des Geschlechtstriebes eine mit einem Pflichtenkreis umgebene Gattenliebe hervorgerufen, die sich zu den Tugenden der Familie überhaupt ausgestalten kann. In dem Maße, als der Mensch durch äußere Eindrücke befähigt wird, das Gattungsinteresse auf allgemeine Interessen seiner Mitwelt auszudehnen, fordert das Socialinteresse immer mehr Aufopferung des Ich. So vermag der Mensch auch das Familieninteresse in das Gebiet der normalen Lebensfunctionen zurückzudrängen und gleichsam als einen integrierenden Theil seines Individualinteresses anzusehen aus Liebe für den Stamm, bei höherer Cultur für die Nation und auch für andere Socialgebilde.

Wie sehr verschieden dieses Social- von dem Individualinteresse ist, zeigt sich am besten, wenn dieses, das Socialinteresse zurückdrängend, wieder in den Vordergrund des Bewußtseins tritt. Ernste Bedrohungen der individuellen Existenz oder körperliche Schmerzen, z. B. durch die Folter, vollziehen gewöhnlich solche Umwälzungen; dann weist der Mensch alle Bestrebungen von sich ab, welche nicht seinem Ich zum Heile dienen. Das Socialinteresse kann in jener Weise verstummen, wie wir es an Egoisten beobachten, welchen überhaupt ein Verzicht für Nebengeschöpfe unverständlich ist. Das Individualinteresse verhindert in jenem Maße das Auftreten des Socialinteresses, als es sich um ein unserer Individualität näher oder ferner stehendes Gebilde handelt. Der Mensch wird die Menschlichkeit im allgemeinen zurückdrängen im Interesse der Nation, aber auch das Interesse dieser für jenes der Familie. Je näher ihm das Gebilde steht, desto kräftiger wirkt das Socialinteresse, um ihn zur Aufopferung des Ich zu veranlassen. Diese Erscheinung weist darauf hin, daß das Socialinteresse eine Entwicklungsmodalität des Gattungsinteresses ist.

Das Socialintereſſe kann ſich ſogar auf die ganze Entwicklungsreihe ausdehnen, indem es zum Mitgefühl für jedes lebende Weſen veranlaßt, ja endlich mit ſeiner Liebe die geſammte Natur umfaßt, — eine Erſcheinung, in welcher die äſthetiſchen Beziehungen zu dieſer und ihre Bewunderung liegen.

Je nach dem Vorherrſchen des Individual- oder des Socialintereſſes wird vom Bewußtſein die Außenwelt als dem Ich oder das Ich als der menſchlichen Umgebung untergeordnet angeſehen. Bei Herrſchaft des Individualintereſſes betrachtet ſich der Menſch nicht bloß phyſiologiſch ſondern auch real als Mittelpunkt des Alls, während bei herrſchendem Socialintereſſe die Außenwelt für die Empfindung eine Wirklichkeit erlangt, die ſie pſychologiſch nicht hat. Das Socialintereſſe nimmt daher einen weſentlichen Antheil an allen Lebensäußerungen, wodurch ſich die Außenwelt als real erweiſt und wir zu einer Vorſtellung von ihrer Wirklichkeit kommen. Das Socialintereſſe erweitert unſere Individualität, ſodaß wir Erſcheinungen der Außenwelt als integrierende Theile des Ich annehmen. Die abſolute Wirklichkeit, die ſich in unſerem Bewußtſein ausſpricht, wird durch das Socialintereſſe auch unſerer Umgebung zuerkannt; ſo wird das Univerſum dem Ich real (Real-Idealismus). Das vorherrſchende Individualintereſſe hingegen verachtet die Außenwelt und iſt nicht geneigt, ihr als Welt des Scheines etwas hinzugeben (Ideal-Peſſimismus). Wenn auch ein aufgeklärtes Individualintereſſe die Abhängigkeit des Ich von den Nebengeſchöpfen, von der Umgebung und von der Vorſtellungswelt unabweislich fühlt, ſo iſt doch dieſe Einſicht nicht hinreichend, das Socialintereſſe zu entwickeln. Iſt das Individualintereſſe lebendig, ſo vergißt der Menſch die realen Beziehungen zur Mitwelt, und das Ich iſt der ganze Inhalt des angebornen Intereſſes.

Im allgemeinen hängt die Entwicklung des Socialintereſſes davon ab, daß Umſtände beſtehen, welche das phyſiologiſche und das Individualintereſſe zurücktreten laſſen; die höheren Intereſſen werden in dem Maße hervortreten, als die niederen geſichert erſcheinen. Das befriedigte phyſiologiſche Intereſſe gibt intellectuellen Individualintereſſen Raum, und die engere Gattungsentwicklung muß geſichert ſein, um das Intereſſe an weiteren Socialbeziehungen lebendig werden zu laſſen.

In der Thierwelt kommen alle Erſcheinungsmodalitäten des angebornen Intereſſes vor. Viele Säugethiere werden zeitweiſe vom Gattungsintereſſe ganz beherrſcht, um zu anderer Zeit nur dem phyſiologiſchen Intereſſe zu leben; die Fortpflanzungsperioden ſind es, welche ſie ſocial

vereinen. Wir kennen andere Thiere, z. B. die Ameisen, in welchen das Socialinteresse herrscht, weil ihre Fortpflanzung und Erhaltung mit ihrem socialen Verbande in Zusammenhang steht. Andere Thiere, z. B. die Katzen, zeigen ein sehr schwaches Gattungsinteresse und ein besonders kräftiges, dem physiologischen naheſtehendes Individualinteresse; der Löwe frißt seine Jungen wie von einem plötzlichen Geschmacksreiz ergriffen. Diese Schwankung in der Vorherrschaft der einzelnen Erscheinungsmodalitäten des angebornen Interesses hängt von den Lebensbedingungen und von der Anpassung der Art an die Verhältnisse im Daseinskampfe ab. Wenn auch bei jeder Art der Thierwelt ein bestimmter Interessenzug zu beobachten ist, weil sie meist bestimmten Lebensverhältnissen unterworfen ist, so gibt es doch innerhalb derselben Varianten. Beobachter der Thiere vermögen unter den meisten Arten der höheren Thierwelt Vertreter des Socialinteresses, Helden ihrer Herde, Egoisten und bloße Fresser als Anhänger des physiologischen Interesses zu erkennen. Ähnlich ist es in den Menschenrassen. Auch sie haben einen bestimmten Interessenzug, welcher aber durch die verschiedenen Lebens- und Kampfesbedingungen nach allen jenen Momenten variiert wird, welche die betreffende Gesellschaft gliedern.

Das Zurücktreten der niederen Interessen durch ihre Befriedigung gegenüber den höheren wird dadurch modificiert, daß die Interessenrichtungen der Menschen nach den natürlichen Anlagen und Lebensbedingungen unendlich variieren. Diese Variierung führt aber zu einer höchsten Entwicklungserscheinung des angebornen Interesses, der wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Schon in der höheren Thierwelt sehen aufmerksame Beobachter des Gemüthslebens eine Furcht, ein Bangen vor übernatürlichen Gewalten. Die schweigende Finsternis, in der das Bewußtsein gleichsam allein zu leben und die Umgebung erstorben scheint, versetzt manche Thiere in Angst, und ungewohnte Geräusche erfüllen sie dann mit Entsetzen. Das weiß z. B. jeder Reiter von den Pferden. Im unbefangenen Menschen, im Kinde, zeigen sich ähnliche Affectionen, welche, je höher der Mensch in seiner Apperceptionsfähigkeit steigt, eine bestimmte Vorstellungsweise über das Geheimnis seiner Herkunft oder seines Hinganges annehmen (Gespensterglaube), um endlich zu einer systemgemäßen Auffassung des Ursprunges seiner selbst (Religion) zu führen. Es durchdringt ihn gewöhnlich die Empfindung einer Abhängigkeit von jener Urkraft, die sein Bewußtsein wachrief. Es müssen besondere Umstände auf den menschlichen Intellect einwirken, um dieses Abhängigkeits-

gefühl zu unterdrücken. Manchmal ist es die Vorherrschaft des sonst zurückgedrängten physiologischen Interesses, sodaß der Mensch über dem Kampf ums Dasein den vollen Ausblick des Bewußtseins einbüßt; gewöhnlich aber ist es der Umstand, daß der Mensch durch einen Überreichthum an Vorstellungen beschäftigt wird, sodaß er sich der Fülle des angebornen Interesses nicht bewußt werden kann. Oft wirken auch beide Umstände zusammen, und der Mensch geräth zwischen materieller Noth und reicher Vorstellung in einen überreizten und krankhaften Zustand des Bewußtseinsorganismus. Es sind dies die Opfer des gesellschaftlichen Kampfes: Verbrecher, Recht- und Hilflose und solche, die unter dem Eindrucke besonders krisenhafter Zustände die volle Sammlung des Bewußtseins verloren. Irrlehren, wie z. B. die materialistische Weltanschauung, unterstützen solche Zustände. Doch ist diese Gefühlsarmut gegenüber dem Ursprung des Bewußtseins nur Übergangsperioden in der Entwicklung einer Gesellschaft eigen, in welchen alte Überzeugungen ihre Kraft eingebüßt haben, um über den Zustand einer inneren Blindheit hinweg zu einer neuen Überzeugung in dieser Hinsicht zu gelangen. Gewinnt der Mensch wieder ein gewisses Gleichgewicht seiner Bewußtseinskräfte, dann stellt sich jenes Abhängigkeitsgefühl in irgend einer Weise ein. Entweder wird es zu einer inneren Unruhe über unsere Beziehungen zum All, über Herkunft und Hingang des Bewußtseins, welche das Individualinteresse zur religiösen Empfindung drängt, — oder es wird zum Vollbewußtsein der Unerforschlichkeit des Absoluten, aus dem unser Bewußtsein in die Welt des Scheines emportauchte, was das Socialinteresse zum moralischen Verzicht gegenüber den Bedürfnissen der Mitwelt veranlaßt. So tritt als Entwicklungsabschluß aller durch die Urkraft in uns waltenden Interessen

e. das Transcendentalinteresse auf. Auch dieses vermag die anderen Interessenerscheinungen im Bewußtsein mehr oder weniger zurückzudrängen, wie es umgekehrt unter vorerwähnten Umständen nicht ins Bewußtsein tritt. Anschließend an das Individualinteresse läßt es das Socialinteresse nicht aufleben und macht den Menschen zum religiösen Fanatiker und Asketiker, welchen das Gefühl der unendlichen Abhängigkeit seines Ich von jeder Aufopferung für seine Umgebung ablenkt, sodaß er auch in seinem Transcendentalinteresse eigennützig bleibt. Schließt jedoch dieses Interesse an das sociale an, dann bringt es die Bedürfnisse des Menschen zu jenen seiner Umgebung in ein edles Gleichgewicht; es kräftigt in ihm das Bewußtsein für die Vorstellungen der Außenwelt; er sieht sodann die

Wirklichkeit nicht bloß in seinem Ich, sondern auch in seiner Umgebung (Ideal-Realismus). Ein solcher Mensch vermag auf Grund des Transcendentalinteresses mit den Vorstellungen nicht einzuhalten an den Schranken seines realen Vorstellungskreises. Selbst bei naiver Einsicht erstreckt sich sein Socialinteresse auf die ganze organische und irdische Welt, auf das Universum; er sieht im All den Sitz jener Urkraft, deren Emanation er und seine Umgebung sind. Es erfüllt ihn ein Gedanke an die Unendlichkeit nach Zeit, Raum und Kraft, der unwillkürlich die Bedeutung des Ich in das richtige Verhältnis zu diesen Größen bringen kann. Ob das Transcendentalinteresse zu einem Gottesglauben oder zu einer philosophischen Überzeugung führt, es nöthigt dem Menschen eine Erkenntnis von Pflichten innerhalb jener Welt ab, in welcher er sich psychologisch als Mittelpunkt fühlt. Die Stellung des Menschen zum Ursprung des Bewußtseins regelt also die Vorherrschaft der einzelnen Interessenerscheinungen; verleugnet er diese Beziehung oder sieht er in ihr nur eine Ergänzung seines Individualinteresses über die reale Welt hinaus, so bleibt ihm die volle Tiefe des Socialinteresses verschlossen. —

Die Erscheinungsmodalitäten des angebornen Interesses bestimmen je nach den äußeren Einwirkungen und den Anlagen des Keimplasmas entweder abwechslungsweise oder einzeln herrschend den Grundzug des lebenden Wesens und seines Bewußtseins. Nach dem einheitlichen Ursprung sollten eigentlich diese Interessenerscheinungen harmonisch zur Geltung kommen, wonach das physiologische Interesse sich außerhalb des Bewußtseins erfüllt, das Individualinteresse kräftig genug ist, den Menschen nach allen Richtungen seiner Lebensfunctionen zu vervollkommnen, das Socialinteresse ihn vollbewußt der Realität seiner Umgebung gegenüberstellt und das Transcendentalinteresse seinen Zusammenhang mit dem All lebendig erhält. Abweichungen von dieser Harmonie der Interessenerscheinungen sind aber infolge des Wechsels der Lebensbedingungen unausweichlich. In diesem Schwanken der Herrschaft der Interessenmodalitäten über das Bewußtsein vollziehen sich die Schicksale der Menschen und ihrer Gesellschaft. Diese Beziehungen bis zur letzten positiven Einsicht zu enthüllen, ist Sache der sociologischen Erkenntnis. Hiebei wird es auch gelingen, den Interesseninhalt des Bewußtseins als Princip der Psychologie zur wissenschaftlichen Überzeugung werden zu lassen.

Trotz der Differenzierung des angebornen Interesses bleibt aber dieses selbst hinsichtlich jedes Geschöpfes eine Einheit, welche nur infolge

der verschiedenen Vorstellungsimpulse eine verschiedenartige Reaction nach außen zeigt. Wir dürfen nie vergessen, daß die Erscheinungsmodalitäten des angebornen Interesses in der Differenzierung der Urkraft ihren einheitlichen Ursprung haben. Vor der amphigenen Fortpflanzung fällt das Gattungsinteresse mit dem physiologischen überein, weil die Fortpflanzung, z. B. einer Amöbe, nur eine Consequenz der Assimilation, also ein Wachsthum ist, das durch die artmäßige Begrenzung des Körpers zur Vermehrung der Individuen führt; das Bewußtsein ist daher auf dem einfachen angebornen Interesse begründet. Die geschlechtliche Fortpflanzung differenziert sodann dieses Interesse, ohne seine einheitliche Wesenheit aufzuheben; denn die amphigene Fortpflanzung ist nur eine Modalität jenes Wachsthums, angepaßt an differenzierte Lebensbedingungen. Und so sind alle Interesseneerscheinungen nur Entwicklungsmodalitäten des ursprünglichen, der Urkraft anhaftenden Interesses, welche im Menschen zur höchsten Ausnützung der Lebensbedingungen wirksam sind. Der Differenzierung des angebornen Interesses folgt Schritt für Schritt die Complicierung des Organismus; denn schon die Organe der Fortpflanzung rufen das aus der Conjugation erwachsende Gattungsinteresse hervor, und die Differenzierung des Nervenapparates in zahlreiche gegenseitig unter- und beigeordnete Nervencentren entspringt dem entwickelnden Drange des Individual- und Socialinteresses. Wie aber das angeborne Interesse und das Bewußtsein ursprünglich einheitlich sind, so bleiben auch Interesse und Bewußtsein einheitlich bei allem Reichthum ihrer Zwecke und aller Complicierheit des Organismus. Alle Theilerscheinungen des Interesses und des Bewußtseins werden bei jedem Geschöpf organisch derart zusammengefaßt, daß nur ein einheitliches Subject zur Erscheinung kommt. Die Vielheit des Lebens in den Zellen der Heteroplastiden und Polyplastiden wird durch die Einheit des Interesses und des Bewußtseins auch zu einer organischen Lebenseinheit, wie es ihrem Ursprunge aus Monoplastiden entspricht.

7. Das Bewußtsein gegenüber der Außenwelt.

Die vorstehenden Untersuchungen lassen erkennen, daß unser Bewußtsein nach zwei Richtungen Erkenntnisse anstrebt:

1. in der Richtung der sinnlichen Wahrnehmung (Perception) der Vorstellungs- und Außenwelt, welche für uns die Welt des Scheines und der Ungewißheit ist;

2. in der Richtung des Ursprungs des Bewußtseins, welches die Welt der Gewißheit ist.

Durch das Bewußtsein haben wir Kenntnis von dieser Wirklichkeit und vom All; in dieser Kenntnis wurzelt unsere inspirative oder instinctive Theilnahme für die Urkraft, deren Theil wir sind. Wir haben aber mit unserem Bewußtsein keinen Einblick in die Richtung seines Ursprungs, weil wir hiefür sinnlich nicht ausgerüstet sind. So natürlich es wäre, die zweite Richtung als Grundlage unserer Erkenntnis einzuschlagen, um auf dem Boden der Gewißheit zu bleiben, so ist sie doch unserer sachlichen Erforschung verschlossen; es fehlt uns die Wahrnehmungsfähigkeit für alles Wirkliche, von dem wir nichts als die Thatsache unseres Bewußtseins kennen. Trotz dieser sachlichen Unergründlichkeit suchen wir doch unser Empfinden über dasjenige, was jenseits des Bewußtseins liegt, mannigfach zu stützen. Wenn z. B. unser Empfinden zu einem Glauben an die Unsterblichkeit des Bewußtseins drängt, so ist dies nur eine Intuition von der Unvergänglichkeit der Kraft und von der Rückkehr der in uns wirkenden Urkraft nach dem Verlöschen des Bewußtseins aus der individuellen Abgeschlossenheit zur Einheit im All. Die positive Philosophie muß es sich jedoch bedingungslos versagen, in dieses Gebiet der Meinungen zu streifen, wenn sie auch in die Lage kommt, Anknüpfungspunkte für eine Metaphysik zu bieten, welche ernster genommen werden können als die bisherigen Vernunftschlüsse der Ontologie.

Da wir also von einer directen Ergründung des Wirklichen, ausgehend von dem Bewußtsein, abstehen müssen, so drängt es uns umsomehr, in der Welt der Vorstellungen, für deren Wahrnehmung wir sinnlich ausgestattet sind, die Wirklichkeit wiederzufinden. Dieser Drang ist so heftig, daß der unbefangene Mensch gar nicht im stande ist, den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden, und daß er geneigt ist, die Welt der Vorstellungen als das Reale anzunehmen und das Gewisse, welches sich in unserem Bewußtsein äußert, leichtsinnig als ein Phantom zu verwerfen. Diese Neigung ist aber bei unserem Zustande, und insoweit es sich um das im Bewußtsein lebende Individuum handelt, praktisch gegeben; denn gerade weil sich nur dasjenige in unserem Bewußtsein darstellt, was ihm durch die Sinne bekannt wurde, erscheint uns die Existenz mit der Welt der Vorstellungen abgeschlossen. Diese Fiction hat folgenden psychologischen Grund: das Leben erscheint uns, gleichsam als Vollstrecker der Urkraft, außerhalb unseres Bewußtseins thätig und wird uns als Erstreben von

Dingen der Außenwelt fühlbar. Uns kümmert scheinbar nur die Welt der Vorstellungen, weil das Leben als Wirklichkeit selbstverständlich da ist; wenn es die Stoffconstellation zur Erhaltung des Bewußtseins nicht mehr vorfindet, dann schweigt manchmal das Erstreben nach Äußerem und der Mensch denkt vor dem Tode an die wirkliche Innenwelt.

Auf die Welt der Vorstellungen angewiesen, wollen wir uns daher gegenüber der Außenwelt klar werden:

1. was wir von ihr erkennen,
2. wie wir dies erkennen nach dem Wesen unseres Bewußtseinsorganismus, und
3. was von diesen Vorstellungen jener Wirklichkeit angehört, die sich in unserem Bewußtsein manifestiert.

Unser Bewußtsein ist an sich leer; es ist nur geeignet, Vorstellungen aufzunehmen. Dieser Vorgang beruht auf dem Contact der grauen Substanz des Gehirns durch die subcorticalen Centren der Perception mit dem Rückenmarke und auf dem Contacte dieser durch die Ganglien verschiedener Ordnung und die Nervenfasern mit den Sinneswerkzeugen. Wir vermögen uns keine Vorstellung von äußeren Eindrücken zu machen, die nicht der Natur unserer Sinne entsprechen. Unsere Sinne umschreiben daher genau das Reich unserer Wahrnehmungen.

Nun handelt es sich aber vor allem darum, was Sinnesvorstellungen sind, um folgern zu können, was wir überhaupt in unserem Bewußtsein wahrnehmen. Jede Sinneswahrnehmung ist der Zusammenstoß einer von außen kommenden Bewegung mit unserer Gefühlsnerven-Peripherie. Je nachdem der berührte Punkt der letzteren uns verschiedene Qualitäten dieser Bewegungsart im Bewußtsein zur Kenntnis bringt, haben wir auch verschiedenartige Vorstellungen. Die Vorstellung ist uns entweder das Treffen auf ein positives Berührungshindernis, oder durch das Anschlagen der Schallwellen ein Ton, oder durch die chemischen Reize der betreffenden Ausdünstungen und Ingredienzien ein Geruch und Geschmack, oder als Wirkung der Vibration der Lichtstrahlen eine Farbe. Das Reich der Vorstellungen ist hiemit wohl für das Ich umgrenzt, aber nicht für das Bewußtsein, welches auch Vorstellungen über den Zustand des Ich bis zum letzten Sitz unseres Lebens aufnimmt. So ist z. B. der Hunger sowie die Sättigung für das Bewußtsein eine Vorstellung. Das, was für die Vorstellungen von der Außenwelt als Stoß und Widerstand empfunden wird, macht sich im Ich als Schmerz oder Lust fühlbar, welche

Empfindungen nur Modificationen des Stoßes und Widerstandes sind, welche innerhalb der Nervenbahnen das Leben fördern oder hemmen. Weil der Bewußtseinsorganismus im ganzen Körper (abgesehen von den Vegetativ-Gebilden, wie Haare, Federn, Nägel u. s. w.) ausgebreitet ist, und wir einerseits nicht im stande sind, einen Bewußtseinssitz zu umgrenzen, anderseits auch jeder Körpertheil auf die Individualität des Geschöpfes Einfluß nimmt, so ist auch das ganze Geschöpf und nicht eine idealistische Emanation desselben das „Ich" der positiven Psychologie.

So verschiedenartig diese Wirkungen des Zusammentreffens unserer Bewußtseinsorgane oder Gefühlsperipherie mit Bewegungen (Hemmnissen) im Ich oder in der Außenwelt sind, so haben sie doch einen gemeinsamen Grundzug: alle diese Vorstellungen sind nur Flächenvorstellungen. Stoßen nämlich unsere peripheren Nerven oder die Neuronen mit etwas in der Außenwelt beziehungsweise im Ich zusammen, so erlangt unser Bewußtsein die Vorstellung einer Berührungsfläche. Daher tastet der Blinde längs der Berührungsfläche fort, um sich aus den Vorstellungen von der Gestalt dieser Fläche im Associationswege ein Urtheil zu erwecken über den Gegenstand, mit dem er zusammentraf. Empfindet der Mensch einen Schmerz, so umtasten seine Nervenfasern den Ursprungsort dieser Empfindung, um sich im Associationswege ein Urtheil zu bilden über das Hemmnis, welches dem normalen physiologischen Proceß entgegensteht (z. B. pathogene Mikroben). Was also hinter der Berührungsfläche ist, darüber haben wir keine Vorstellung. So ist das durch die Lichtstrahlen auf unserer Retina erregte Bild eine Schnittfläche dieser Lichtstrahlen; in unserem Bewußtsein erwacht im Wege des Sehnervs die Vorstellung von diesem durch die Lichtstrahlen ausgeübten Reiz, welchen die Oberfläche unserer Retina erfährt. Was aber die Lichtstrahlen uns vermitteln, das sagt die Vorstellung nicht; denn wir wissen auch nicht, was die Lichtstrahlen sind, die doch unmittelbar mit der Retina zusammenstoßen, geschweige denn was das Bild ist, welches in unserem Bewußtsein erweckt wurde. Die Vorstellungen selbst sind also überhaupt nicht in der Außenwelt vorhanden, sondern liegen in uns; daß z. B. „roth" etwas ist, was nicht in der Außenwelt, sondern nur in uns liegt, zeigt die Verschiedenartigkeit der Äußerungen, welche das gedankenassociierende Bewußtsein infolge der Vorstellungen zurückgibt. Wir dürfen uns nicht durch den Umstand irre machen lassen, daß durchschnittlich das Urtheil über die Vorstellung „roth" gleich scheint, sondern müssen an den Farbenblinden denken, dem es mit einer Nuance von „grün" übereinfällt.

Je nach der Beschaffenheit der Sinneswerkzeuge und des Nervenapparates wird jeder Mensch den Flächenzusammenstoß seiner Gefühlsperipherie mit der Außenwelt eigenartig empfinden und sich dagegen individuell verhalten. Ebenso sind Lust- und Schmerzvorstellungen etwas individuell Eigenthümliches. Daß in verschiedenen Menschen verschiedene Wahrnehmungen derselben Vorstellung erstehen, rührt gewöhnlich weniger von den Sinneswerkzeugen als vom Bewußtseinsorganismus her. Wenn ein Maler die Dinge mit anderen Farben darstellt, als wir sie sehen, so liegt dies nicht immer darin, weil er es anders sieht, sondern weil er das, was er ebenso wie andere gesehen hat, anders darstellt infolge einer vielleicht verschrobenen Auffassung des Gesehenen. Denn würde er z. B. eine andere Farbe sehen als andere Menschen, so würde er auch gewöhnlich dieselbe Farbe auswählen, welche diese gesehen haben, weil sie sich ihm auch bei der Auswahl auf der Palette so darstellt, wie er sie in der Natur gesehen hat. Wir wissen ja überhaupt nicht, ob wir von etwas dieselbe Wahrnehmung haben wie andere Menschen, aber wir urtheilen bei gesunden Bewußtseinsorganen und Sinneswerkzeugen gleichartig über dieselbe Vorstellung. Da aber im Gehirn und im Nervensystem vorwiegender als in den Sinneswerkzeugen das Individuelle liegt, so werden die Lust- und Schmerzvorstellungen noch ausgesprochener als die der Außenwelt bei verschiedenen Geschöpfen verschieden sein, was aber nicht hindert, daß im Associationswege gleichartige Urtheile über die vermuthete Wirklichkeit (Veranlassung der Vorstellungen) gefällt werden.

Nicht das Bild auf der Retina oder die Tonwirkung in der Ohrschnecke oder die Empfindung, die das Tastorgan hat, ist unsere Vorstellung selbst; diese bildet sich vielmehr erst auf dem Wege von den Sinnesorganen bis zu den das Gehirn vertretenden Nervencentren oder bis zum Gehirn selbst, je nachdem sie automatisch oder bewußt verwertet wird. Die Vorstellung liegt daher nicht nächst dem Sinnesorgan, sondern sie liegt in den das Bewußtsein vertretenden oder enthaltenden Neuronen. Wir erkennen dies an dem im Gehirn entstehenden Traume, der unserem Bewußtsein Bilder darstellt, die sich ebenso der Erinnerung einprägen wie Bilder, welche durch den chemisch wirkenden Anreiz der Lichtstrahlen auf der Retina erschienen sind. Diese Vermittlung der Vorstellung vom Sinnesorgan oder einem Nervencomplex bis zum Bewußtseinssitz ist für die Wirkung der Vorstellungen auf uns von höchster Bedeutung.

Die Vorstellungen sind als Flächenerscheinung nothwendigerweise einfacher Natur, woraus hervorgeht, daß in unserem Bewußtsein a priori keine

Gedankenkategorien über Verhältnisse in der Umgebung des Bewußtseins möglich sind; nichts als Flächenvorstellungen. Wenn sich nun der Mensch, in dessen Auge sich ein Bild darstellt, den gesehenen Dingen nähert, bis er auf dieselben stößt, wodurch der Gesichts-Flächenvorstellung eine verhältnismäßig spätere Gefühls-Flächenvorstellung im Bewußtsein an die Seite gestellt wird, so erweckt das in ihm im Associationswege die Vorstellung des Raumes. Wenn in dem Menschen die Vorstellungen ohne Ortsveränderung der Reihe nach auftreten, so erweckt dies Nacheinander in ihm im Associationswege die Vorstellung der Zeit.

Die Vorstellung des Raumes, bereits ein Aggregat von Vorstellungen, bringt uns das erste Wirkliche in der Umgebung zur Erkenntnis; denn nunmehr vermögen wir aus der Flächenvorstellung, die noch keine stoffliche Ausdehnung erklärt, die Vorstellung jener dritten Dimension zu gewinnen, von deren Bestand die Wirklichkeit unserer Vorstellungswelt abhängt. Mit der Raumvorstellung betritt der Mensch die exacte Erkenntnis, da er durch sie mit Dimensionen, Verhältnissen, Körpern, kurz mit exacten Größen zu rechnen beginnt. Die Meinung, daß der Raumbegriff a priori in unserem Bewußtsein lebe, wurzelt zum Theil in dem Umstande, daß jedes bewußte Geschöpf von Anbeginn mit Raumverhältnissen zu rechnen scheint. Dies ist aber bei genauerer Beobachtung nicht der Fall. Einer der ursprünglichsten Instincte des Menschen ist das Nehmen der Mutterbrust. Das neugeborne Kind erkennt dieselbe als Bild nicht, und das physiologische Interesse wirkt erst, wenn die Brustwarze ihm in den Mund gesteckt wird; sehr bald aber identificiert das Kind die Bildvorstellung der Brust mit der Empfindungsvorstellung im Munde und versucht die Brustwarze zu erhaschen. Über die Entfernung, also das Raumverhältnis zwischen Mund und Brust, entwickelt sich die erste Vorstellung des Raumes, indem sich das Kind anfangs darüber täuscht, aber nach einiger Zeit mit wachsender Sicherheit zu unterscheiden vermag, ob die Brustwarze noch fern oder schon in Saugnähe ist. So ist das Verständnis für Raumverhältnisse eine Folge der Erfahrungen jedes einzelnen Individuums. Ähnlich lernt der Mensch durch Schmerzvorstellungen die anatomischen Verhältnisse seines Ich innerhalb der Nervenperipherie kennen; er gewinnt Vorstellungen und Erfahrungen über die Raumverhältnisse seines Körpers und seiner Organe.

Anders ist es mit den Vorstellungen der Zeit. Durch diese resultiert keine unmittelbare Erkenntnis über die Wirklichkeit; im Gegentheil, die Zeitvorstellung ist eine Täuschung, denn es gibt keine Zeit. Dieselbe ist

nur eine Begriffssubstitution für das Nacheinander eintretender **Zustände**, deren Wechsel wir wahrnehmen. Es verschwände für uns der **Begriff** der Zeit, wenn jeder Wechsel, jede Veränderung aufhören und die Entwicklung plötzlich stillstehen würde. Schon aus diesem Grunde **kann** die Zeit keine im Bewußtsein liegende Gedankenkategorie sein. Sie **wurzelt** in der als Flächenvorstellungen in uns sich darstellenden Reihenfolge der Erscheinungen, exact gemessen an den sich inzwischen vollziehenden regelmäßigen Veränderungen. Freilich liegen viele dieser Erscheinungen schon im Ich, wie z. B. der Hunger, d. i. das physiologische Interesse, welches sich durch alle jene Flächenvorstellungen, die ein verzögerter Stoffwechsel hervorruft, in unserer Nervenwelt fühlbar macht. Es erwachen also auch ohne Vorstellungen außerhalb des Ich durch den Wechsel innerer Umstände Zeitvorstellungen in uns. Die Zeit, welche man tief verschläft, ist für den Betreffenden nicht vorhanden; erst durch Hunger oder den Wechsel der Tageszeit wird er sich der Zeit, d. i. der Vorstellung von der vorgeschrittenen Entwicklung im All, bewußt. Streng genommen ist jedem Geschöpf nur der physiologische Ablauf des Lebens der wahre Zeitmesser.

Deutlicher noch als Raum und Zeit sind Causalität und Identität keine Vorstellungen a priori, sondern Wirkungen der zu Erfahrungen sich verdichtenden Reihenfolge von Flächenvorstellungen. Da ich nicht den Zweck verfolge, eine Psychologie zu schreiben, sondern nur die Sociologie begründen will, so unterlasse ich es, in diesen Untersuchungen fortzufahren, um aus dem Vorstehenden dasjenige zu entnehmen, was dem gegebenen Zwecke dient.

Die simultanen und successiven Flächenvorstellungen, welche uns das lebende Bewußtsein mittelst der Nerven und Sinneswerkzeuge von der Vorstellungswelt bietet, sind als *Erfahrungen* dasjenige, was unser Bewußtsein erst wertvoll macht. Die Erfahrungen werden als Erinnerungen im Gehirn deponiert. Nunmehr erst beginnt die Gedankenarbeit des Vergleiches der Erfahrungen; die active Apperception — hervorgerufen durch das dem Leben angeborne Interesse und an sich anatomisch nicht nachweisbar — arbeitet in den verschiedenen Fasern, leiterartigen Verästelungen und Centren des Gehirns und Nervensystems, um uns durch Vorstellungen, Erinnerungen und Ideenassociationen die Wirklichkeit außerhalb des Bewußtseins faßbar und interessengemäß verwertbar zu machen. Daß es uns auch hiedurch nicht möglich wird, das Was sondern nur das Wie der Wirklichkeit zu erkennen, liegt in der

bereits bewiesenen Unzulänglichkeit des Bewußtseinsapparates, dem nur Flächenvorstellungen zugänglich sind.

Da unser Bewußtsein ursprünglich leer ist, und unsere gesammten Beziehungen zur Umgebung aus jenen einfachen Vorstellungen hervorgehen, so ist der nach den Anlagen entwickelte Intellect eine Wirkung der Umgebung. Ob es sich um die Vorstellungen und einfachen Associationen des Säuglings, oder um die vielfachen Complicationen der Schlußfolgerungen eines Genies handelt, es bleibt sich gleich, — jede Leistung der Lebenskraft im Bewußtseinsorganismus ist die Wirkung der Erfahrungen des Bewußtseins im Ich und in der Außenwelt. Der Glaube, daß im Gehirn eine unabhängige, selbstentwickelnde Thätigkeit bestehe, hat alle jene idealistischen Irrwege hervorgerufen, welche das philosophische Denken jemals wandelte.

Wir vermögen zwischen den Leistungen des Bewußtseinsorganismus verschiedener Entwicklungsstadien der Menschen nur eine verschiedene Fähigkeit desselben im Gebrauche der Vorstellungen zu constatieren, wonach eine größere oder geringere Leichtigkeit besteht, daß Wahrnehmungen und Gedanken die Nervenbahnen passieren, oder positive Störungen im Nervenorganismus (Gehirn- und Nervenkrankheiten) bestehen, welche gewisse Functionen der Erinnerung oder der Association verhindern, hemmen oder mißleiten. Diese Thatsachen kommen nicht bloß im einzelnen Individuum, sondern auch als Eigenthümlichkeit der Art zur Geltung, d. h. die Entwicklung des Gehirns und der Nervenbahnen ist der Art durch Vererbung eigenthümlich und sie unterliegen, wie jedes andere Organ, der Anpassung überhaupt, sowie einer bedingten Vervollkommnung und auch der Rückbildung und Degeneration im besonderen. Das scheinbar complicirtere Wesen größerer Geistesfähigkeiten gegenüber geringeren löst sich in eine schnellere und vielseitigere Empfänglichkeit der Organe für Vorstellungen und Ideenassociationen gegenüber einer langsameren und beschränkteren auf. Hierin besteht z. B. der Unterschied zwischen Talent und Genie. Das Talent ist die Befähigung des Bewußtseinsorganismus, Vorstellungen rasch, geordnet und mit den Thatsachen der Außenwelt übereinstimmend zu verwerten; die Ideenassociationen bewegen sich ausnahmslos im Geleise vorhandener Erinnerungen. Das Genie hingegen verwertet Vorstellungen über den Bereich der Erinnerung hinaus, indem es aus dem Vergleiche der Erfahrungen causale Vorstellungen im Bewußtsein schafft, die trotz ihres Schrittes in das Unerfahrene verhältnismäßig dieselbe Raschheit, Ordnung

und Richtigkeit zeigen, wie die bloßen Ideenassociationen des Talents. Darum kann das Genie — wie Goethe sagt — „durch Handeln und Thun Gesetze und Regeln" geben. Das Talent setzt mithin einen im allgemeinen oder wenigstens in einer besonderen Gedankenrichtung vollkommen wirkenden Bewußtseinsorganismus voraus. Beim Genie wird im allgemeinen oder in jenen Richtungen, in welchen sich die geniale Begabung zeigt, ein vorzüglich wirkender Bewußtseinsorganismus mit einer besonderen Empfindlichkeit der vermittelnden Neuronen zusammenfallen; daher auch die in manchen Richtungen überspannte Denkungsweise des Genies und die leicht eintretende Erkrankung seiner Gehirn- und Nervenorgane. Das Universalgenie, wie es sich in den größten Denkern, Staatsmännern oder Feldherrn manifestiert, beruht auf dem vollkommenst gesunden Bewußtseinsorganismus bei gesteigerter Empfindsamkeit für Ideenverbindungen. Dieses Genie ist aber von der Erkrankung ebensoweit entfernt als der gesunde Naturmensch und das wohlentwickelte Talent.

Wenn in einer Art gewisse Vorstellungs- und Associationsbahnen der Nerven besonders geübt sind, dann ist dies auch eine im Keimplasma fortgepflanzte Eigenthümlichkeit der Art. Wir wissen, daß der in der Wildnis lebende Indianer weitaus rascher und sicherer Raumverhältnisse oder Naturerscheinungen u. dgl. aufzufassen vermag, als der in Schulstuben aufwachsende Europäer. Welcher Qualität der Bewußtseinsorganismus aber immer sei, sein Inhalt wird durch die Vorstellungen und Erfahrungen auf Grund der individuellen Anlagen bestimmt; z. B. anhaltende Schmerzzustände im Ich oder eine stets einseitige Darstellung der Außenwelt im Bewußtsein werden den Charakter, das Urtheil, die Auffassung der Menschen krankhaft, beziehungsweise einseitig machen.

Damit sich das bewußte Geschöpf zu einem erfahrenen Individuum entwickle, muß, abgesehen von seinem Bewußtseinsorganismus, das Erstreben in ihm wirksam sein; denn die Vorstellungen würden ohne dieses wohl eintreten, aber schon ihre Festhaltung als Erinnerungen unterbleiben. Das Leben ohne Erstreben gleicht jenem des Blödsinnigen, an dessen Bewußtsein wohl Vorstellungen vorüberziehen, ohne aber einen Eindruck hervorzurufen. Was bei dem Blödsinnigen eine Folge erlahmter Gehirn- und Nerventhätigkeit ist, das könnte bei einem gesunden Menschen nur die Folge der Negation seiner Individualität und seines Bestandes sein.

Der Ursprung unseres Erstrebens liegt in der in uns wirkenden Urkraft, mit dem angebornen Interesse, das Individuum zu erhalten und

zu entwickeln. Das Erstreben wirkt daher als physiologisches Interesse zunächst auf einen anstandslosen Stoffwechsel hin; um den Stoffwechsel zu sichern, werden Vorstellungen angehäuft und verwertet. Unser Erstreben sucht die richtige Constellation des Stoffes zu erhalten, damit das Bewußtsein nicht erlösche. In dem Maße, als der Stoffwechsel gesichert ist, erwächst sofort ein weiteres Erstreben, das mit dem früheren im causalen Zusammenhange steht. Wenn der gesättigte, nackte Wilde nach einer Körperhülle verlangt, so befriedigt er äußerlich wohl das Bedürfnis nach Wärme, thatsächlich aber regelt er durch Verlangsamung des Wärmeabflusses im Körper den Stoffverbrauch; er sichert seinen Bestand voraussichtig und unter Heranziehung eines größeren Kreises von Dingen der Außenwelt, als die bloße Ernährung verlangt. Wenn aber ein gewisses Maß, also eine Diät in der Befriedigung des physiologischen Interesses bewußt eintritt, dann nimmt das Erstreben auf Grund der Erfahrungen bereits einen weitsichtigen Charakter an, bei welchem der gesicherte Stoffwechsel wohl nicht immer die unmittelbare, aber doch stets die letzte Veranlassung ist. Das Erstreben des Menschen, zur Befriedigung seiner Interessen Sinne und Gehirn zur Aufnahme von Vorstellungen und zu deren Verwertung anzustrengen, ist der Proceß, der dem Ich seine Stellung zur Außenwelt gibt.

Weil wir aus innerer Nothwendigkeit die Außenwelt im Interesse der Erhaltung unseres Ich beurtheilen, stehen wir ihr mit einem voreingenommenen Bewußtsein gegenüber; der Mensch vermag die Welt der Erscheinungen unmittelbar nur in seinem Interesse aufzufassen. Es ist dies eine physiologische Thatsache, welche den Hauptzug der Wechselbeziehungen der Menschen unter sich erklärt. Ohne zu begreifen, daß der Mensch dieser Auffassungsweise aus biologischen und physiologischen Ursachen unterworfen ist, vermögen wir die Erscheinungen der socialen Welt nicht zu verstehen. Wie die niedrigsten Geschöpfe bloß für Vorstellungen empfänglich sind, die mit dem Stoffwechsel in Zusammenhang stehen, so ist der Mensch in weiterer Auffassung dieser Angelegenheit unmittelbar nur für Vorstellungen empfänglich, die mit der Erhaltung und Entwicklung seines Ich in Zusammenhang stehen. Diese Begrenzung der Vorstellungen hat auf die physiologische Entwicklung unserer Bewußtseinsorgane innerhalb des Lebens jedes Menschen einen tiefgehenden Einfluß; es werden vorwiegend jene Bahnen der Apperception und Association geübt, welche dem physiologischen und dem Individualinteresse dienen.

Jedes bewußte Geschöpf hat fortgesetzt Sinnesreize; seine Nerven und Sinne vermitteln automatisch dem Bewußtsein die Vorstellungen. So wissen wir, daß der Mensch im Schlafe alle Tonempfindungen hat wie ein Wachender; sie erwecken aber in ihm erst dann eine Vorstellung und Association, wenn sie mit seinem Interesse in einem Zusammenhange zu stehen scheinen. Das Erwachen ist eine Reflexerscheinung unserer Gehirnthätigkeit, wonach die Vorstellung mit Erinnerungen oder mindestens mit einem Schrecken in Zusammenhang gebracht werden muß, um das Gehirn zu veranlassen, den Impuls für das Erwachen zu geben. Gewohnter heftiger Lärm stört nicht im gesunden Schlaf, während z. B. der leise Zuruf des Namens aufweckt. Es treten also nur jene Vorstellungen vom Bewußtsein appercipiert auf, welche dem angebornen Interesse dienlich sind; nur muß hiebei beachtet werden, daß die angebornen Interessen verschiedene Bedürfnisse haben.

Alle Geschöpfe sind die mittelbare Wirkung ihrer Vorstellungen; jeder interessengemäßen Action geht eine Erinnerung an die entsprechende Vorstellung voraus, insofern sie nicht schon in den Schatz der interessengemäßen automatischen oder reflectorischen Functionen aufgenommen ist. Die Pflanzen können, abgesehen von einigen niederen Arten, zu ihrer Entwicklung des Lichtes nicht entbehren. Ihr physiologisches Interesse drängt daher nach dem Lichte und bildet nicht bloß die Gestalt der Pflanze zur Aufnahme des Lichtes, sondern bewegt und modificiert sie sogar für diesen Zweck. Um z. B. das Blatt der Sonne zuzuwenden, muß zuerst eine Empfindung (unvollkommene Vorstellung) des Lichtes auf das physiologische Interesse der Pflanze einwirken; die beabsichtigte physiologische Wirkung tritt erst ein, wenn das Blatt sich der Sonne zugewendet hat.

Trotz variierter Anlagen zeigt sich durchschnittlich innerhalb derselben Menschenrasse eine gleichartige Befähigung für Vorstellungen und für das Erstreben, was auf der Continuität der Keimplasmen beruht. Für die individuelle Entwicklung der Anlagen des Menschen sind hingegen die Lebensbedingungen maßgebend, unter welchen er aufwächst. Wie oft wurden Kinder der benachtheiligtesten und der bevorzugtesten Stände gegenseitig verwechselt und lebten unbefangen in der ihrer socialen Stellung entsprechenden Lebensauffassung! Die Vorstellungen bestimmen die intellectuelle Wesenheit des Menschen, und insofern sie in Beziehung zum physiologischen Interesse stehen, bringen sie die erworbenen Eigenschaften des Individuums hervor. Verwechselt man z. B. Kinder verschiedener Rassen, so werden auch diese durch die Vorstellungen den unverwandten Lebensbedingungen angepaßt;

zeigen sich Rasseneigenthümlichkeiten, so liegt dies nicht in der Auffassung der Umgebung durch das Bewußtsein, sondern in den angebornen Anlagen ihrer Art, also ihres Erstrebens. Dieser Einfluß der Vorstellungen auf das Individuum kommt der ganzen organischen Welt zu; denn wenn sich wilde Thiere zähmen und domesticieren lassen, wenn Pflanzen unter verändertem Klima ein anderes Wachsthum zeigen, so ist das dem Einfluß der Empfindungen und Vorstellungen, unter welchen sie ihre Interessen zunächst verfolgen können, zuzuschreiben. Ein Geschöpf, dessen Gattung in der heißen Zone zur Entwicklung kam, wird, in die kalte verlegt, nach der Natur seiner Lebenserfordernisse seine Interessen z. B. nicht befriedigt finden; es wird sich daher in die Umgebung nicht finden und dieselbe zu verlassen streben oder sterben; das Individuum entflieht oder erliegt der Einwirkung der Umgebung. Dasselbe Individuum in die gemäßigte Zone verlegt wird daselbst seine Interessen wenn auch schwierig, aber doch zu befriedigen vermögen, und es wird, den Impulsen der Umgebung zugänglich, mit der Zeit ein Anpassungsproduct seiner Vorstellungen. Ein Mensch, welcher in ärmlicher Lebenslage aufwuchs, dehnt sein Erstreben auf Genüsse, für die er keine Erfahrung hat, nicht aus; er ist ohne sie befriedigt. Wer aber reichere oder edlere Genüsse kennt, entbehrt sie vielleicht so fühlbar, daß es seinen Bestand bedrohen kann; die erfahrenen Vorstellungen bestimmen, welche Lebenslage sein Individualinteresse als Lebensbedingung ansieht.

Schon die bloße Thatsache des tiefgehenden Einflusses der Vorstellungswelt auf das Ich und auf die intellectuelle Capacität des Bewußtseins — dieses als Wirklichkeit erkannt — ist ein directes Anzeichen, daß die Außenwelt der Wirklichkeit angehöre. Diese Relation der in uns lebenden Wirklichkeit mit der außerhalb bestehenden aufzuklären, ist die zweckvollste Aufgabe alles Denkens, sie ist der positive Inhalt aller Wissenschaft.

Da das Bewußtsein die einzige unmittelbare Gewißheit ist und die Vorstellungen nur ein Flächenbild seiner Umgebung sind, so ist es selbstverständlich, daß wir nie das Ding an sich (die differenzierte Urkraft) erkennen, sondern höchstens zu einer vergleichsweisen Erkenntnis desselben gelangen. Die erste Spur einer Wirklichkeit in unserer Umgebung findet sich in der Erfahrung des bewußten Individuums, daß die aufgenommenen Lebensbedürfnisse jenen Stoffnachschub bilden, der zur Aufrechthaltung der bewußtseinerhaltenden Kraftconstellation unentbehrlich ist. Diese Spur ist für alles weitere Denken von grundlegender Bedeutung. Wir entnehmen ihr nämlich die Erfahrung, daß unsere Nahrungsmittel Modificationen

derselben Urkraft sind, welche das Licht unseres Bewußtseins entzündet hat. Die physiologische Stoffaufnahme ist die Quelle jener Kraft, welche durch die präformierte und interessengemäße Ausgestaltung in uns alle Entwicklungsformen von der Keimzelle bis zum lebensvollen Menschen annimmt. Wir begegnen daher bei dem unentbehrlichsten Erstreben in der Vorstellungswelt denselben Kräften, welche wir im All voraussetzen, um unser Bewußtsein erklärlich zu finden. Wir finden dieselbe Wirklichkeit, die in unserem Bewußtsein zur Gewißheit wird, auch in der Vorstellungswelt, — mit dem Unterschiede, daß das Bewußtsein die absolute Wirklichkeit ist, durch die wir mit dem Weltganzen zusammenhängen, während die mit unserem Ich selbst in engste Beziehung tretende Vorstellungswelt nur als relative Wirklichkeit aufgefaßt werden kann. Denn zwischen der vorausgesetzten Wirklichkeit der Vorstellungswelt und der sicheren des Bewußtseins liegt der individuelle Bewußtseinsorganimus, dessen Functionen erst durch Vergleiche auf ihre Verläßlichkeit geprüft werden müssen. Diese Vorstellungswelt ist aber eigentlich diejenige Wirklichkeit, die unser Bewußtsein ausfüllt, im Gegensatz zur absoluten Wirklichkeit, die uns verborgen bleibt. Durch den Einfluß der Vorstellungen auf unser Bewußtsein und durch das Streben, unsere Interessen aus dem Bereiche der Vorstellungswelt zu befriedigen, haben wir die Gewißheit, daß diesen Vorstellungen eine Wirklichkeit entspricht, deren Verborgenheit identisch ist mit der Verborgenheit der Wirklichkeit in uns. Hiedurch wissen wir, daß für unser Ich die Welt der Vorstellungen die positive Welt unserer Lebensbedingungen ist, und daß es sich nur darum handelt, dieser Welt das Wesen ihrer Wirklichkeit abzulauschen. Dies thun wir, indem wir den gesetzmäßigen Vorgang, wie sich die Erscheinungen in dem gesunden Bewußtseinsorganismus äußern, ermitteln.

Wir sind an der Hand der physiologischen Bedürfnisse des Ich der Identität der Wirklichkeit in uns mit jener in der Außenwelt auf die Spur gekommen, und es wird nunmehr entscheidend sein, dem Antheil der Wirklichkeit an unseren Vorstellungen möglichst nahezurücken. Wenn wir schon bei den in unserem Ich sich abspielenden physiologischen Vorgängen verzichten müssen, das Wirkliche zu erkennen, um wieviel mehr ist dies hinsichtlich derjenigen Dinge der Fall, die außerhalb der Nervenperipherie bleiben. Auf die Ergründung des „Was" müssen wir also ebenso wie bei dem Wirklichen im Bewußtsein verzichten, um hingegen das „Wie", also das Verhalten des Wirklichen mit Bezug auf unser Bewußtsein festzustellen. Im Geiste der positivistischen Wissenschaft, die zweckvoll sein soll, können

wir zufrieden sein, das Wie zu erkennen, denn dieses spricht die Nutzanwendung der Vorstellungen für uns aus, während eine Erkenntnis des Was stets nur von problematischer Bedeutung sein kann. Die Erkenntnis des Dinges an sich würde sich, wenn sie möglich wäre, schließlich als Sache der Neugierde und als ein fictiver Gewinn erweisen. Der Positivismus bricht aber mit allen Fictionen und mißt der Vorstellungswelt im Interesse der Wissenschaft die Realität unseres Seins bei.

Unser Bewußtsein nimmt gegenüber allen Vorstellungen die uns bekannte Interessenstellung ein; diese äußert sich zuerst als bloßes Wirken des Lebens, später aber in der Erfahrung dadurch, daß sich das Ich in voller Abhängigkeit zur Außenwelt entwickelt. Um das Wie der Wirklichkeit zu erkennen, beobachten wir vor allem, ob die Vorstellungen des einen gesunden Bewußtseinsorganismus in quantitativer Hinsicht gleiche, in qualitativer Hinsicht ähnliche Vorstellungen bei allen andern gesunden Bewußtseinsorganismen hervorrufen. Die Vorstellungen, welche durch hinreichende Erfahrung verbürgt sind, wie z. B. die Causalität zwischen Licht und Wärme der Sonnenstrahlen, bilden den verbürgten Erfahrungsschatz der Menschen. Das Bewußtsein der Geschöpfe ist erfüllt mit solchen Causalitätsvorstellungen; auf ihnen beruht alles Denken und Handeln. Die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit der Natur ist längst Eigenthum unserer Intelligenz und sprachlich formuliert, sodaß eigentlich die Wissenschaft dieses Bewußtsein der Gesetzmäßigkeit nur vertieft und ordnet. Es ist Thatsache, daß die Menschen in ihrem Streben, die Wirklichkeit zu erkennen, erst über eine Welt von Irrthümern hinweg dazu kommen, das zu begreifen, was dem angebornen Interesse jedes organischen Geschöpfes unzweifelhaft innewohnt. Die instinctive Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit in der Vorstellungswelt zeigt sich in dem interessengemäßen Verhalten aller organischen Geschöpfe gegenüber der Außenwelt. Es ist dies die Wirkung jener Summe von Vorstellungen, die sich in der gesammten Entwicklungsreihe der Geschöpfe durch Anpassung im Aufbau der Bewußtseinsorgane, überhaupt des ganzen Organismus angehäuft hat. Die Einwirkung der Außenwelt auf unser Bewußtsein finden wir in der biologischen Entwicklung aller Organismen bestätigt. Der somatische Bau eines Geschöpfes ist ein Entwicklungsproduct der von seinem angebornen Interesse benützten Erfahrungen über die Gesetzmäßigkeit der ihn umgebenden Natur. Wenn der Molch, zum Leben auf dem Lande genöthigt, von der Kiemen- zur Lungenathmung übergeht, so ist dies nur eine durch die Erfahrung über die

gesetzmäßigen Verhältnisse seines neuen Lebenselementes stattfindende Entwicklung der Urkraft. Eine Erfahrung, welche in der Entwicklungsreihe zur Form geworden ist, bringt das Geschöpf in ein richtiges Verhältnis zur Umgebung. Bringt man ein solches Geschöpf aus dieser Umgebung fort, dann hören die automatischen und reflectorischen Functionen und der Instinct auf, das Leben zu sichern; der formell gesicherte Erfahrungsschatz bewährt sich nicht mehr, und das Geschöpf muß neue Erfahrungen sammeln, um sich anzupassen. Vermag es dies nicht, bleibt es in Unbekanntschaft mit der Umgebung, dann ist es und seine Art der Vernichtung preisgegeben.

Ein bewußtes Geschöpf, in fremde Verhältnisse versetzt, wird, nachdem die physiologische Natur und sodann auch der Instinct es im Stiche lassen, die bisherigen Erfahrungen mit den Vorkommnissen vergleichen. Dieser Gedankengang äußert sich z. B. dadurch, daß das Geschöpf den feindseligen Verhältnissen zu entfliehen trachtet. Ist es aber nicht in der Lage, den Verhältnissen zu entfliehen, dann forscht es nach Vorkommnissen, die ihm die Existenz möglich machen. Dies müssen gesetzmäßige Vorkommnisse sein, denn nur solche ermöglichen die Anpassung. Diese Anpassung an die Vorstellungswelt führt die Variierung der Art herbei, und es wird wieder formalisierte Erfahrung angehäuft, die in den späteren Generationen zum automatisch und instinctiv richtigen Handeln führt. Weil der Organismus der lebenden Geschöpfe das Product der Erfahrungen der ganzen Entwicklungsreihe ist, aufgenommen durch das angeborne Interesse und gegebenen Falles appercipiert durch den Bewußtseinsapparat, verwertet durch das Vervollkommnungsstreben der Urkraft, so findet sich jedes neue Geschöpf so rasch in die ihm durch den Organismus vorgezeichnete Lebenslage und vermag es so rasch seine artmäßigen Fertigkeiten zu erlernen. Was nicht in diesem organisierten Erfahrungsschatz liegt, bleibt dem Geschöpf fremd. Wird es in der Gattung erfahrungswidrige Lebensbedingungen gebracht, so kann wohl eine vorübergehende individuelle Anpassung erfolgen, die aber sofort abgestoßen wird, wenn die gewohnten Lebensbedingungen eintreten oder wenn die artmäßige Natur mit dem höheren Alter vollends durchbricht. Wir sehen dies bei gezähmten Raubthieren und bei äußerlich cultivierten Naturmenschen.

Der Mensch als höchstentwickeltes Geschöpf begnügt sich aber nicht mit den im einzelnen Individuum entstehenden Causalitätsvorstellungen; sein Erstreben will den Erfahrungsschatz vieler Entwicklungsreihen und im weiteren Entwicklungsgange den der ganzen Menschheit in den Dienst der

Interessen des Einzelnen stellen. Bei diesem positiven Wollen erhebt sich die Verwertung der Erfahrungen über den physiologischen Vorgang und ergreift den Bewußtseinsorganismus im vollen Umfange, mit der Absicht, einerseits die Gesetzmäßigkeit der Wirklichkeit möglichst kennen zu lernen, und anderseits die Lebensbedingungen über den Wahrnehmungsbereich des Einzelnen hinaus auszunützen. Im Wege dieser vertieften und ausgebreiteten Verwertung der Erfahrungen wird die enorme Zahl gesammelter Causalitätsvorstellungen zum Wissensschatze der Menschen, und dieser, in Systeme gebracht, zu ihren Wissenschaften.

Die Menschen streben, die Identität einzelner Vorstellungen in verschiedenen Menschen festzustellen, um daraus zu schließen, daß jedem dasselbe Wie der Wirklichkeit in der Vorstellungswelt gegenübertritt, wodurch die Gesetzmäßigkeit der Vorkommnisse durch fortgesetzte und von verschiedenen Standpunkten ausgehende Betrachtungen erkannt wird. Vorstellungen, die ohne inneren Zusammenhang am Einzelnen vorübergehen, haben den Charakter der Vorstellung überhaupt, d. i. des Scheines infolge der Äußerlichkeit alles Wahrgenommenen und der Unverbürgtheit infolge der Unverläßlichkeit der Sinnes- und Bewußtseinsorgane. Vorstellungen aber, welche sich durch Erfahrungen über die Causalität der Erscheinungen in den Rahmen der Gesetzmäßigkeit fügen, weisen auf Vorkommnisse hin, die der Wirklichkeit von unserem Beobachtungsstandpunkte aus eigenthümlich sind. Sobald der Mensch in der Beobachtungswelt das Wie der Wirklichkeit gefunden hat, strebt er, sich deren Gesetzmäßigkeit und nicht den Schein der Vorstellungen zu nutze zu machen. Es resultiert aus allen Richtungen seines Erstrebens die Absicht, den Nebel der Subjectivität zu durchdringen, welcher sich zwischen die Wirklichkeit in der Vorstellungswelt und seine eigene Wirklichkeit im Bewußtsein setzt. Damit haben wir die Quelle jenes großen Gegensatzes berührt, der die Menschen, ja sogar die meisten bewußten Geschöpfe bewegt. Es ist der Gegensatz der Individualinteressen zur Objectivität ewiger Wahrheiten, der Kampf zwischen Aberglaube und Wissen, zwischen Barbarei und Civilisation, zwischen Vorurtheilen und Erfahrung, — der Kampf, dessen Ziel der endliche Sieg der Wirklichkeit über den Schein ist.

Die Irrungen in der Beurtheilung der Erfahrungen liegen nur in den Functionen des Bewußtseinsorganismus; soweit das physiologische und das Gattungsinteresse herrscht, irrt das Individuum nur dann, wenn dieser Organismus krankt. Sobald aber das Individualinteresse die Herr-

schaft antritt, beginnt der Irrthum auch bei voller Gesundheit, indem sich das Subject als Mittelpunkt des Alls erfaßt und so mit seiner absoluten Abhängigkeit in Widerspruch gelangt. Erst das Socialinteresse weist den Einzelnen auf die Bahn der richtigen Auffassung seiner Stellung zur Umgebung; die Erfahrungen werden wieder objectiv verwertet. Das Transcendentalinteresse, als Entwicklung des socialen, stellt das ursprüngliche Gleichgewicht unseres Urtheils über die Erfahrungen wieder her, mit dem Beifügen, daß diese Objectivität nicht bloß das Werk der waltenden Urkraft ist, wie bei der bewußtlosen Welt und im physiologischen Interesse, sondern auch der Sieg des Bewußtseins über die Aspirationen der Individuation.

Die Herstellung der Überzeugung von der Identität der Wirklichkeit, die wir in unserem Bewußtsein wissen, mit der Wirklichkeit in der Vorstellungswelt — da wir beide als Emanationen der Urkraft kennen, die in uns physiologisch wirkt — ist der wissenschaftliche Ausgangspunkt der sociologischen Erkenntnis. —

Bei dem Blick in die Innenwelt unseres Bewußtseins und bei dem Erforschen der Vorstellungswelt finden wir schließlich das einheitliche, unendliche Absolute, jedoch mit dem wichtigen Unterschiede, daß es als Ursache des Bewußtseins überhaupt unerforschlich ist, während in der Außenwelt sein gesetzmäßiges Verhalten erforscht werden kann, insoweit unserem Bewußtseinsorganismus Vorkommnisse zugänglich sind. Die Zugehörigkeit des Einzelnen zum Absoluten ist der Grundzug aller Ideenassociationen, deren wir über die Quelle des Bewußtseins fähig sind. In irgend einer Weise, die naturgemäß eine Wiederspiegelung unserer intellectuellen Abhängigkeit von der Umgebung ist, erkennt sich jeder Mensch als herkommend vom und rückkehrend in das All. Es ist keine positive Vorstellung möglich, welche das Individuum als Theil in der Unendlichkeit erhalten annimmt; um diese Vorstellung erwecken zu können, müssen wir den Boden der Erfahrung verlassen und der Seele eine unerweisliche Unabhängigkeit vom Körper beimessen. Da aber die Seele nur ein Hilfsbegriff für die Individuation unseres Bewußtseins ist, welches mit dem Aufhören der bewußtseinserzeugenden Stoffconstellation erlischt, so findet der Glaube an eine Unsterblichkeit der Seele in der positiven Erkenntnis keine Stütze; noch ferner steht ihr aber der Materialismus. Wenn jener als ein Blick über den Bereich unserer Erkenntnis gelten muß, so ist letzterer hingegen eine kurzsichtige Auffassung des Wesens der Urkraft. Während aber jene Ideenrichtung wenigstens die Überzeugung von dem Herrschen einer bewußtseins-

vollen Kraft ausdrückt, sieht der Materialismus in der Natur eine Zweiheit von Kraft und Stoff, die ewig unerklärlich die Kraft in die Bewußtlosigkeit des Stoffes versinken läßt. Das Transcendentalinteresse kann durch jenen Glauben Befriedigung finden, den Materialismus weist es aber von sich, und auch ein geklärtes Individualinteresse muß ihn verleugnen, weil er in den Erfahrungen keinen Rückhalt findet, obwohl er sich allein auf sie zu stützen trachtet.

Der unausweichlichen Stellung des Einzelnen zur Unendlichkeit steht eine gesetzmäßige Stellung des Einzelnen zu seiner Umgebung zur Seite; denn es ist kein Mensch denkbar, der sich der Abhängigkeit von der Außenwelt zu entledigen vermöchte. Wir sehen in Menschen, deren Selbstsucht alle Beziehungen verleugnen möchte, den vergeblichen Versuch, sich der Abhängigkeit zu entringen, während wir in einer vollständigen Aufopferung der Individualität für die Umgebung den Sieg des Socialinteresses bewundern. Da wir die Wirklichkeit der Außenwelt mit der Wirklichkeit in unserem Bewußtsein identisch wissen, so läßt sich das Transcendentalinteresse vom Socialinteresse nicht absolut trennen; beide haben dasselbe Ziel: die Wirklichkeit, — nur sind die transcendentalen Erwägungen bloß innere Angelegenheiten des Bewußtseins, während die socialen Angelegenheiten den Einzelnen in einen verpflichtenden Zusammenhang mit dem All bringen.

Eine frühe Erfahrung des Menschen ist, daß er seine Individualität ohne Kampf mit der Umgebung nicht erhalten kann, sodaß seine Existenz, je mehr er sich dem Individualinteresse ergibt, als ein Zustand zwischen Lust und Unlust angesehen werden kann. Die Welt der Vorstellungen erscheint ihm unvollkommen, erfüllt von einem tiefen Widerspruch zwischen demjenigen, was unser Interesse erstrebt und was die Lebensbedingungen bieten. Die Sehnsucht nach vollkommenen Verhältnissen wird um so mächtiger, jemehr sich der Mensch seiner Doppelstellung zur Unendlichkeit und zur Umgebung bewußt wird. Jene Gegensätze, die wir in der Welt der Vorstellungen als die Ursache des Daseinskampfes kennen, glauben wir in der Unendlichkeit versöhnt. Die idealistische Vollkommenheit des Unendlichen sehen wir im Sinne einer schaffenden und vervollkommnenden Urkraft, in der Auflösung aller Schmerzen zur unendlichen Liebe. Die Versöhnung im realistischen Sinne liegt in dem versöhnenden Tode. So extrem diese Auffassungen sich entgegenstehen, so bleibt doch die Wurzel beider die Versöhnung und die Rückkehr zur absoluten Vollkommenheit.

III. Die naturwissenschaftliche Grundlage der Sociologie.

8. Beziehungen der Naturgesetze zur sociologischen Erkenntnis.

Die Vorstellungen dringen im Wege der Nerven und Sinneswerkzeuge wahllos auf das Bewußtsein ein; sie werden ursprünglich zu einer Menge ungeordneter Erfahrungen, welche vor allem auf uns eindringende Kräfte erkennen lassen. Das durch unsere Bedürfnisse geleitete Erstreben, die geeigneten Kräfte für die Selbsterhaltung zu verwerten, rückt gleichzeitig aus dem Dunkel des Instincts in das Licht des Bewußtseins. Innerhalb dieser niedersten Beziehungen des Bewußtseins zur Außenwelt ist von dem Erkennen eines gesetzmäßigen Verhaltens der Erscheinungen keine Rede; ein solches tritt erst ein, wenn das Erstreben sich über die unmittelbare Selbsterhaltung erhebt, um durch Einsicht in die Relationen der Erscheinungen jenes Streben zu unterstützen. Freilich wird anfangs die wirkliche Gesetzmäßigkeit in den Erscheinungen nicht erkannt. Der Gedankengang der Naturvölker zeigt heute noch die naturwidrigsten Trugschlüsse, obgleich auch bei diesen die Relation von Ursache und Wirkung mitspielt. Die geistige Entwicklung der Menschen vollzieht sich dadurch, daß mit der Vermehrung der Erfahrungen der Irrthum immer mehr ausgeschlossen wird und die Causalitätsvorstellungen mit der Gesetzmäßigkeit der Wirklichkeit in Übereinstimmung kommen. Vorstellungen, welche eine auffällige Wiederholung gleichartiger Umstände und klar erkennbare Wechselbeziehungen zeigen, führen am frühesten zum Einblick in die natürliche Gesetzmäßigkeit. So sind also kosmische Erscheinungen, wie die Beziehungen der Gestirne zur Erde, bei allen Völkern der wesentlichste Anlaß zu gesetzmäßigen Erkenntnissen. Die Tages- und Jahreszeiten

mit ihren Wechselbeziehungen zu Licht und Wärme und zu dem Verhalten des organischen Lebens und die meteorologischen Erscheinungen führen frühzeitig zu causalen Vorstellungen, die vor allem an eine ordnende Macht und an das Bestehen von Urkräften glauben lassen. Die entscheidendsten Anfänge einer civilisationsfähigen Cultur liegen in dem Bemühen, diese Vorstellungen gesetzmäßig aufzufassen, und die Unfähigkeit, eine solche Cultur zu entwickeln, äußert sich durch nichts deutlicher als z. B. durch die Gleichgiltigkeit des Mikronesiers über den Verbleib der Sonne nach ihrem täglichen Untergange.* Im Ausblicke des menschlichen Intellects auf die kosmischen Erscheinungen liegen die Keime des gesammten exacten Wissens. Der Mensch wird durch sie veranlaßt, die Außenwelt quantitativ zu beurtheilen, er ist genöthigt, mit Zeit- und Raumgrößen zu rechnen, welche in ihrem exacten Grundzug auf untrügliche Wahrheiten führen. Es erwacht im Menschen das mathematische Denken und damit der Anfang aller Wissenschaft. Die Astronomie bringt daher zumeist die ersten unverwüstlichen Culturelemente.

Der Beurtheilung kosmischer Vorgänge kommt aber auch der verläßlichste Grundzug qualitativer Erkenntnisse zu; denn die Großartigkeit der Erscheinungen, welche allen verwirrenden Einzelheiten entrückt sind, lassen uns am frühesten eine qualitative Gesetzmäßigkeit erkennen. Alle aus der kosmischen Ordnung abgeleiteten Erfahrungen sind, wenn sie einmal causal verstanden werden, möglichst unzweideutig und relativ sicher; sie regeln am frühesten den Gedankengang und drängen — insofern die Vernunft nicht durch Vorurtheile getrübt ist — auf die Bahn wahrer Einsicht. Die gesetzmäßige Erkenntnis über die kosmische Welt beherrscht daher unser gesammtes Denken und berichtigt nach allen Richtungen der Forschung unsern Einblick in das Wesen der Wirklichkeit. Die Menschheit kennt keine bedeutungsvolleren Errungenschaften als die Entdeckungen Ptolemäus', Galilei's, Kopernikus', Kepler's, Newton's und die Kant-Laplace'sche Hypothese; sie sind die Wendepunkte unserer intellectuellen Entwicklung. Weil diese Errungenschaften Universalgesetze erkennen ließen, so entspringen ihnen auch solche für die Sociologie, deren Grundgesetz lautet: Alle Dinge sind einer gegenseitigen Abhängigkeit unterworfen. Dieses Gesetz ist eine Modification des Gravitationsgesetzes im Geiste sociologischen

* J. Lubbock, Die Entstehung der Civilisation. Deutsch von A. Passow (Jena 1875), S. 8.

Denkens; es steht in Übereinstimmung mit der psychologischen Erkenntnis, daß wir ein Product der Urkraft und des Einflusses der Außenwelt sind.

Die Kant-Laplace'sche Hypothese wird mit dem Wachsen der kosmologischen Kenntnisse immer mehr zur Gewißheit. Die gegenwärtige kosmische Welt ist aus einer im unendlichen Raume aufgelösten Einheit der Urkraft hervorgegangen; in dem Maße, als die örtliche Verdichtung dieser Einheit vor sich ging, vollzog sich die Differenzierung der Urkraft in verschieden interessierte Erscheinungsformen. Von der Einheit der aufgelösten Urkraft über die Entwicklung der Himmelskörper, die geologische Entwicklung unserer Erde, das Entstehen des organischen Lebens hinweg bis zur Entwicklung des Menschen in der heutigen Gesellschaft beobachten wir eine fortgesetzte Differenzierung der Urkraft. Aus unserem Gesichtspunkte, über den wir nicht hinweggelangen, ist die Entwicklung des Menschen selbst der Höhepunkt der individualisierenden Differenzierung des Weltalls. Aber von diesem Höhenpunkte aus vermögen wir auch schon Anzeichen einer Verminderung dieser individualisierten Vielheit zu constatieren. Das Verschwinden zahlreicher organischer Arten höherer Ordnung ohne deren Ersatz, die fortschreitende Verminderung der vulkanischen Thätigkeit unserer Erde mit ihren geologischen Consequenzen für dieselbe, die leblose Natur des Mondes, die Zerstörung einzelner Himmelskörper, welche die mit andern Himmelskörpern sich vereinigenden Meteoriten bilden, sodaß die Vereinfachung unseres Sonnensystems in den Bereich gesetzmäßiger Erkenntnis gezogen werden kann, — das alles läßt auf eine Rückbildung der differenzierten Vielheit zu vereinfachten Erscheinungsformen schließen. Die Anwendbarkeit der kosmologischen Lehre von der Entwicklung des Alls aus der Einheit zur Vielheit und seine Rückbildung zur Einheit kann sich nicht bloß auf die Entwicklung des Weltsystems beschränken, sondern steht nothwendig auch in Beziehung mit der Entwicklung jedes Weltkörpers, seines organischen und socialen Lebens.

Richtet der cultivierte Mensch sein Auge von den großen Verhältnissen des Universums auf seine engere Umgebung, so tritt ihm eine Vielheit entgegen, deren gesetzmäßiges Verhalten selbst durch reiche Erfahrung nicht erkannt werden kann. Die Vielgestaltigkeit der socialen Vorstellungen und das individuelle Leben verwirren; vergeblich sucht man hierin Übereinstimmung. Die Menschen verzichten vorerst, in dem verhältnismäßig so kleinen Bereiche des organischen Lebens Gesetzmäßigkeit zu suchen. Noch imponieren dem Einzelnen die Räthselhaftigkeiten des Mikrokosmos nicht; das Ich und

seine Phantasiegebilde stehen noch im Mittelpunkte aller Einsicht, und der Mensch vermag sich nicht zur Frage zu erheben: Ist es denn möglich, daß dieses organische Leben unserer Erde in seiner verschwindenden Bedeutung gegenüber dem All außerhalb jener Gesetze stehen sollte, von welchen dieses in seiner Unendlichkeit beherrscht wird? — Der subjective Widerstand gegen das Zugeständnis dieser Gesetzmäßigkeit ist ursprünglich durch das individualisierende Streben aller Geschöpfe so mächtig, daß sich der Mensch nur widerwillig der gebotenen Einsicht erschließt. Ist doch noch heute ein Theil der Gelehrten, welche sich mit menschlichen Wechselbeziehungen beschäftigen, dem Gedankengange geradezu feindselig, daß die Kosmologie die Grundlage aller Gesetzmäßigkeit ist; statt die Complication der Dinge durch die Einfachheit des Ursprünglichsten zu entwirren, verstrickt man sich immer mehr in ein heilloses Durcheinander von Meinungen. Dieser individualistische Drang in dem Menschen ist auf die verhältnismäßige Jugend der Gattung zurückzuführen, in welcher die Leidenschaften die Einsicht überwiegen, oder diese von der kräftigen Individualität, die eine „Willensfreiheit" behaupten will, zurückgewiesen wird.

Wir wissen, daß der gesammte Entwicklungsgang des Universums eine fortschreitende Regelung sich widerstreitender Kraftemanationen ist. Wenn wir es auch noch nicht völlig einsehen, so scheint es doch unbestreitbar, daß die Gesetzmäßigkeit der Natur die Resultierende aus allen Kraftwirkungen ist; daher auch die allseitige Abhängigkeit. Diesen Kampf der Kräfte bis zu einem gewissen Grad des beruhigenden Gleichgewichtes, wo dann die errungene Gesetzmäßigkeit die Ereignisse der Hauptsache nach beherrscht, beobachten wir nach allen Richtungen unserer Vorstellungen. Obgleich in der kosmischen Welt die Gesetzmäßigkeit überwältigend zum Ausdruck kommt, so treten doch auch in ihr Erscheinungen auf — wie die Irrsterne, Nebelflecke, Doppelsterne, das Stern-Erlöschen und -Aufleuchten, die Sternschnuppen und Meteoriten — welche, als Reste eines heftigeren Kampfes der Universalkräfte, auf ein einstiges Überwiegen der Unregelmäßigkeiten hindeuten. Dies tritt um so auffälliger bei den tellurischen Erscheinungen hervor. Der verlöschende Vulkanismus und die Erdbeben können als Reste jener Erscheinungen angesehen werden, welche einst unsere Erdoberfläche in häufigere und heftigere Schwankungen brachten, als sie unserer Entwicklungsperiode eigen scheinen.* Diese allesbeherrschende

* M. Neumayr, Erdgeschichte (Leipzig 1886), I, 140.

Milderung der Kraftausbrüche erlaubt auch unserer Ideenwelt, die Bahn extravaganter Meinungen über unsere Entwicklung zu verlassen, und unterwirft uns nach und nach der Einsicht in jene Gesetzmäßigkeit. Kurz, wir werden immer reifer zur sociologischen Erkenntnis.

Die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit in den Erscheinungen der kosmischen Welt veranlaßt sodann den Menschen, zu versuchen, die exacten Wahrheiten der Mathematik auf die Erforschung menschlicher Wechselbeziehungen anzuwenden. Naturgemäß konnte dies zunächst nur für Angelegenheiten geltend werden, die sich unzweifelhaft mit Quantitäten beschäftigen, bei welchen die meritorische Unergründlichkeit von Qualitäten und die Unzuverlässigkeit individueller Wesenheit in den Hintergrund trat. Beinahe das ganze wirtschaftliche Leben der Menschen wird mit Hilfe der Mathematik geregelt und durch den Einblick in die Gesetzmäßigkeit mechanischer Kräfte ausgestaltet.

Da die Quantitäten beinahe stets als Qualitäten in die Erscheinung treten, so erwacht das Streben, auch diese gesetzmäßig zu erfassen. Die Lehren von dem arithmetischen Mittel, von dem Verhältnis und den Gleichungen gehen hiebei an die Hand. Schon früh erwacht die Einsicht, daß eine größere Zahl von identischen Vorkommnissen gleichen Ursprungs eine gewisse Gesetzmäßigkeit gegenüber einer Minderzahl solcher unter sich abweichender Vorkommnisse bestätigt. Der mathematische Gedanke der Proportionalität zeigt sich anwendbar bei Causalitätsvorstellungen über qualitative Vorkommnisse. Man erkannte, daß die Relation der Ursachen auch eine Relation der Wirkungen bedinge. Diese anfangs als subjective Meinung auftretende Erkenntnis gewinnt mit der vorschreitenden Erfahrung einen wissenschaftlichen Grundzug; denn man weiß jetzt, daß die Qualität der Ausdruck von Quantitäten ist, die nach unserer bisherigen Einsicht noch nicht meßbar sind. Wir setzen daher einstweilen die Vorkommnisse mit ihrem Qualitativausdruck unter sich in Relation, in der Hoffnung mit vermehrter Einsicht für diese Qualität Quantitäten substituieren und so aus dem unsichern Gebiete der Begriffe und Gleichnisse in das exacte der Größen gelangen zu können. Die philosophische Überzeugung, daß alle Qualitäten nur Differenzierungserscheinungen der einheitlichen Urkraft sind, ist der wissenschaftliche Untergrund dieses Strebens.

Die Naturwissenschaft wandte zuerst dieses Verfahren an, indem sie auf beschreibendem Wege die Relation von Ursache und Wirkung, also

das Erfahrungsgesetzliche, aufzudecken trachtete. Später gelang es ihr, in den verschiedensten Richtungen auf meßbare Größen zu stoßen, wodurch eine bisher angenommene Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen theils exact erhärtet, theils berichtigt und erweitert wurde. Die Astronomie und die Mechanik behielten in dieser Hinsicht wohl die Führung; alsbald aber lernen auch Physik und Chemie, ihre Lehren auf den Boden der exacten Forschung zu verpflanzen. Dieses Resultat des philosophischen Gesetzes der qualitativen Causalität erfuhr die tiefgreifendste Bestätigung durch quantitative Messungen. So sehen wir schon heute voraus, daß auch die scheinbar geistigen Bewegungen in der Gesellschaft — aufgebaut auf die Einsicht in die nothwendige Stoffconstellation für die Erhaltung des Bewußtseins im Menschen — auf Quantitäten des Stoffwechsels beruhen. Es ist erkennbar, daß alle Wechselbeziehungen der Menschen auf physiologischen Momenten beruhen, so wie das Grundgesetz von der Abhängigkeit aller Dinge unter sich in der menschlichen Gesellschaft durch physiologische Vorgänge zum Ausdruck kommt.

Diese Einsicht, wenn auch als sociologische Hypothese von unbestrittener Richtigkeit, kann jedoch nicht bei allen socialen Vorkommnissen erläuternd, d. h. von der ersten Ursache bis zur letzten Wirkung exact verwertet werden, denn eine Überzahl der einflußreichsten Erscheinungen und ihrer Factoren ist theils jetzt noch nicht, theils überhaupt nie quantitativ feststellbar. Es ist eine wichtige Lehre der intellectuellen Entwicklung der Menschen, daß aller exacten Einsicht eine hypothetische auf dem Wege qualitativer Forschung vorausgehen muß, soll nicht die quantitative Forschung überwiegend auf falscher Fährte bleiben. Es gibt keine nennenswerte wissenschaftliche Errungenschaft, der nicht eine Reihenfolge tastender Hypothesen und sodann eine leitende Synthese vorausgegangen wäre. Man versuchte auch sociale Umstände ohne vorhergehende speculative Klarlegung quantitativ auf ihre Gesetzmäßigkeit zu prüfen. Die Statistik hat mit unsagbarer Mühe colossale Zahlenreihen zusammengetragen, ohne daß es auf diesem Wege gelungen wäre, sociologische Gesetze zu gewinnen. Die Statistik will, verleitet durch die exacten Erfolge anderer Naturwissenschaften, die Gesetze der menschlichen Wechselbeziehungen durch quantitative Beurtheilungen ermitteln, bevor noch jener Entwicklungsvorgang aller anderen Wissenschaften verfolgt wurde, welcher der exacten Forschung speculativ die Bahn weist. Wie bei der Entwicklung jeder Wissenschaft kommen auch bei jener des socialen Lebens vorerst vereinzelte

zutreffende Ansichten zum Vorschein, welchen erst die richtige Methode ihre Stellung im wissenschaftlichen System anweist.

Die Statistik legt einen hohen Wert auf das arithmetische Mittel und auf das sogenannte Gesetz der „großen Zahl" und hat hiedurch die bedeutungsvolle Thatsache erwiesen, daß die Anzahl bestimmter Vorkommnisse nach Art und Verhältnissen durchschnittlich gleich bleibt. Dieser exacte Beweis von der Gesetzmäßigkeit socialer Erscheinungen hat viel dazu beigetragen, die menschlichen Wechselbeziehungen mit vermehrtem Eifer zu erforschen. Aber je mehr man hierin leistete, desto deutlicher zeigte sich, wie es statistischen Zahlen im allgemeinen versagt ist, sociale Gesetze zu enthüllen. Abgesehen von offen zu Tage liegenden Sentenzen hat daher auch die Statistik keine Entdeckungen gemacht; ja man kann sagen, daß sie zu Fehlschlüssen in der Volkswirtschaft Veranlassung gab. Insbesondere leistete sie der Mehrdeutigkeit der Vorkommnisse in der Politik Vorschub, da statistische Zahlen nur zu oft geeignet sind, jeder Meinung willige Dienste zu leisten. Freilich wurzeln diese Übelstände zum Theil in dem unzulänglichen statistischen Material. Das zeigt aber, daß die Statistik noch für lange Zeit der Grundlagen entbehrt, um, wenn es ihr überhaupt je möglich, sociologische Lehren zu schöpfen. In den wichtigsten Fällen handelt es sich um Qualitäten, die vielleicht manchmal mit einer enormen Vielheit von exacten Größen umschrieben werden könnten, zumeist aber überhaupt quantitativ unfaßbar sind. Das, was die Statistik aus ihrem Material lehrt, weiß man in der Regel vorher; und wenn sie unsere sociologische Erkenntnis verblüfft, so kann man in der überwiegenden Zahl der Fälle nachweisen, daß die statistische Zusammenstellung tendenziös, lückenhaft oder irrthümlich war. Wenn ich aber die quantitative Ermittlung sociologischer Gesetzmäßigkeit für aussichtslos halte, so bin ich anderseits ebenso überzeugt, daß die Statistik als Hilfswissenschaft der sociologischen Specialforschung von hervorragendster Bedeutung ist.

In nicht geringerem Grade als die Mathematik mit ihren Gedanken über proportionale Verhältnisse und Durchschnittswerte lenkte schon frühzeitig die Mechanik die Aufmerksamkeit des sociologischen Denkers auf den allgemeinen Wert der Lehre von der Resultante mehrerer Kräftecomponenten. In den verschiedensten Aussprüchen von Staatsmännern, Dichtern und Denkern findet sich die Erkenntnis, daß die in der Gesellschaft gemeinschaftlich thätigen Kräfte eine resultierende Wirkung haben.

Diese Lehre, auf dem Grundgesetz von der gegenseitigen Abhängigkeit der Dinge beruhend, in das schwer faßbare Element des individuellen Strebens übertragen, erläutert die wesentlichsten Fragen des gesellschaftlichen Kampfes.

Überhaupt liegt es im Ursprung der socialen Welt aus der organischen und in ihrem Zusammenhange mit der anorganischen im Wege des Stoffwechsels, daß die allgemeinen Eigenschaften der Körper ihre entsprechende Anwendbarkeit auf Socialgebilde haben müssen.

Da wir unser Entstehen, Bestehen und Vergehen als Resultate des Stoffwechsels ansehen, so muß auch die Erforschung der Zusammensetzung der Stoffe das sociologische Denken erweitern. Die Hauptgesetze der Chemie müssen in entsprechender Auffassung auch sociologische Gesetze sein. Die Chemie lehrt uns das Bewegungsbestreben der Stofftheile kennen, welches sich im „Element-Atom" als Anziehung oder Abstoßung äußert. Dieses Bewegungsstreben ist wahrscheinlich eine grundlegende Emanation der Urkraft, welche auch im Licht, in der Wärme, Elektricität und im Magnetismus zum Ausdruck kommt. Während aber bei diesen Bewegungen nur eine mechanische Fortpflanzung des Stoßes stattzufinden scheint, ist der chemischen Bewegung der „Element-Atome" eine dauernde Verrückung ihrer Lagerung beizumessen. Die Chemie hat nun die Gesetze aufgedeckt, nach welchen die bei unserer beschränkten Einsicht scheinbar einfachen Stoffe sich verbinden oder trennen. Die Affinität der Elemente liegt wahrscheinlich in dem Wesen der in ihnen wirkenden Urkraft. So wie diese in der socialen Welt das Streben zeigt, den höher entwickelten Organismen die Herrschaft über die niederen zu verleihen, so gibt sie auch den innigeren Verbindungen durch nachhaltigere Wirkungen den Vorzug gegenüber einem flüchtigen Zusammenhang. Die „Element-Atome" verbinden sich in einem festgestellten Gewichtsverhältnis, wodurch das qualitative Wesen der Chemie den Boden exacter Forschung betreten hat. Die Verwandtschaft der Elemente, die größere oder geringere wechselseitige Affinität oder deren Abneigung gegen gewisse Verbindungen sind Erscheinungen, die den Leidenschaften im socialen Leben, Liebe und Haß, nicht bloß ähnlich, sondern mit ihnen ursächlich identisch sind. Bedenken wir, daß der Stoffwechsel die Ursprungserscheinung aller menschlichen Beziehungen nach außen ist, so scheint es klar, daß mit der Zeit die ganze Reihenfolge der Ursachen und Wirkungen von der chemischen Anziehung und Abstoßung bis zur Liebe und zum Haß im menschlichen Bewußtsein und in der menschlichen

Gesellschaft aufgedeckt wird.* Heute beruht der Dualismus in der Weltanschauung und auch in der Wissenschaft gewöhnlich auf der unzulänglichen Einsicht in die Wechselbeziehungen unserer Bewußtseinsvorgänge mit den physiologischen Erscheinungen; zwischen den Thatsachen des Lebens, daher auch des socialen Lebens, und jenen des Stoffwechsels glaubt man unaufklärbare Widersprüche zu sehen. Alle Vorgänge in der Natur weisen auf das einheitliche Wirken der Urkraft hin; wäre sie eines inneren Gegensatzes fähig, dann wäre auch die Vollkommenheit des Absoluten, in welcher Glaubensform immer wir dasselbe erkennen wollen, unmöglich. Da die dualistische Weltanschauung einerseits die unabhängige Seele nicht in Frage stellen will, compromittiert sie anderseits denselben Gottesbegriff, um dessen willen sie jene behauptet. — Die Sociologie zeigt, daß die Wechselbeziehungen der Menschen, ihre Vereinigungen sowie ihre Gegnerschaften auf dem Drang nach jenem Stoffwechsel beruhen, der für die Erhaltung des Menschen unentbehrlich ist. Die Ernährungsfragen sind die wesentlichsten Anlässe aller socialen Bewegungen, und selbst die elementarsten Gesellschaftsverbände, wie die Ehe, können ohne Beziehungen zum erhaltenden Stoffwechsel nicht gedacht werden. Alle Beschränkung oder Entziehung des nothwendigen Stoffzuflusses ruft im socialen Leben Gegnerschaft und Haß hervor.

Was einer dauerhaften chemischen Verbindung im Wege steht, was sich also zwischen die im Wesen der Atome liegende Stoffvereinigung einschiebt und ihr entgegenstellt, wird ausgeschieden; Bicarbonate ruhen nicht eher, als bis sie Carbonate geworden sind. Sobald ein Element in einer Verbindung einen festeren Zusammenhang gewinnen kann, verläßt es bei entsprechender Berührung sein bisheriges Verhältnis und tritt unwiderstehlich in das neue. Der Sauerstoff der Überverbindungen verläßt seinen Zusammenhang, sobald er mit einem Stoff in Berührung kommt, mit dem er eine dauerhafte Verbindung eingehen kann. Die Unwiderstehlichkeit solcher Verbindungswechsel ist sociologisch lehrreich. Der Wechsel des socialen Verbandes, die Kräfteverschiebungen im politischen Parteileben sind identische Erscheinungen. Wie Explosivstoffe um so heftiger wirken, wenn ihnen der Raum entzogen wird, den die angestrebte neue Verbindung nach der Explosion braucht, so wird ein nothwendiger socialer Vorgang sich um so heftiger vollziehen, wenn seine Verhinderung versucht wurde.

---

* W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie (4. Aufl., Leipzig 1893), I. Bd., 6. Cap.

Damit sich aber sociale Processe überhaupt vollziehen können, ist es unerläßlich, die Gesellschaftsgebilde in unmittelbare Berührung und Vermischung zu bringen. Gesellschaftliche Wirkungen sind ohne Contact so wenig möglich als chemische Vorgänge ohne diesen; je heftiger die Affinität, beziehungsweise die sociale Verwandschaft, oder die Abstoßung, beziehungsweise die sociale Gegnerschaft ist, desto rascher wird die geringste Berührung den socialen, beziehungsweise chemischen Vorgang herbeiführen. Blutfeindschaft führt zu Ausbrüchen der Leidenschaften, ähnlich der Entzündung von Explosivstoffen. Sind hingegen die Beziehungen chemischer, beziehungsweise socialer Natur schwächlich, dann bedarf es oft der intensivsten Vermischung, vielleicht sogar einer Reibung oder Erhitzung, wie sie z. B. die Trennung von Sauerstoff aus dauerhaften Verbindungen verlangt und wie sich manche Partei im Staate schwer zu einer That aufrafft, wenn nicht die Leidenschaften agitatorisch erhitzt werden.

Wenn auch der exacte Nachweis der Wirkungen des Stoffwechsels auf die socialen Vorgänge schwerlich befriedigend gelingen dürfte, so verstehen wir doch diese Wechselbeziehung schon heute vollkommen und vermögen sie belehrend zu gebrauchen. Wir sind noch weit davon entfernt, den socialen Vorgang quantitativ so beweisen zu können, wie es die Chemie hinsichtlich der Elementwerte bei Verbindungen vermag, obgleich besonders über die Beziehungen der Volksernährung zum socialen Zustand die Statistik sehr Ersprießliches geleistet hat. Ist ja auch die Chemie noch nicht befähigt, die Vielgestaltigkeit der Kohlenstoffverbindungen zu erklären, wenn sie es auch versteht, deren Elementverhältnis festzustellen. Hier muß auch die Chemie den Boden exacter Einsicht aufgeben und an deren Stelle die Molekulartheorie als Krücke für das Verständnis der Vorgänge anwenden. Diese Hypothese findet aber auch in den socialen Beziehungen ihre vergleichsweise Bestätigung, und ich habe den Muth, es auszusprechen, daß die Identität der Ursache bei chemischen und socialen Vorgängen geeignet ist, eine Stütze der Molekulartheorie zu sein.

Je entwickelter das sociale Leben ist, desto reicher finden Trennungen und Verbindungen statt, desto verschiedenartiger kann sich ein Gesellschaftsgebilde durch die Berührung mit außerhalb stattfindenden gesellschaftlichen Vorgängen individualisieren. Die socialen Vorgänge einer primitiven Gesellschaft sind den einfachen Verhältnissen anorganisch-chemischer Vorgänge ähnlich, während die höher entwickelte Gesellschaft Vorgänge zeigt, die jenen der höher entwickelten organischen Stoffe entsprechen. Die Menschen

sind als Gesellschaftsatome in einer steten Bewegung, um molekulare Gruppierungen anzunehmen und zu wechseln. Die Impulse, welche im Wege der Vorstellungen über die günstigsten Verhältnisse für den Stoffwechsel auf das Individuum einwirken, erhalten die Gesellschaft in einer steten inneren Bewegung, um Genossenschaften in ihrem Interesse zu bilden und zu wechseln. Die Wesenheit des Individuums bestimmt, welchem Gesellschaftsgebilde, welchem Stamm, welcher Nation oder Partei es angehört, so wie dem Elemente durch seine Wesenheit die chemischen Verbindungen vorgezeichnet sind.

Wenn ich es hier versuchte, einige Grundzüge der natürlichen Gesetzmäßigkeit auch für das sociale Leben als bestimmend hinzustellen, so verfolgte ich zunächst nur den Zweck, darauf aufmerksam zu machen, wie durchgreifend die sociologische Erkenntnis auf dem Boden der positiven Wissenschaft steht. Die thatsächliche Übereinstimmung dieser Gesetzmäßigkeit zu beweisen, ist aber die Aufgabe des ganzen Buches.

9. Die Lehren der Universalentwicklung.

Bisher wurden jene Erscheinungen in der Natur mit dem sociologischen Denken in Verbindung gebracht, welche zeigen, wie sich die Urkraft gesetzmäßig in den Gebilden äußert. Wir müssen nunmehr jene Erscheinungen in Betracht ziehen, welche bei der Entwicklung der Individualitäten, also bei der Differenzierung der Urkraft gesetzmäßig zur Geltung kommen.

Die Gravitation, die Affinität, das Interesse, die Liebe haben zur Folge, daß sich in der Natur abgeschlossene Gebilde entwickeln; sie gehören durch die Eigenart, wie sich die Urkraft in ihnen äußert, entweder der kosmischen Welt an, wie unsere Erde, der anorganischen, wie irgend ein Mineral, der organisch-bewußtlosen Welt, wie eine Pflanze, oder endlich der organisch-bewußten Welt, wie Thiere und Menschen. Das wichtigste Naturgesetz, die Gravitation, führt die Individualisierung der Urkraft zum Stoffe herbei, und die stofflichen Individualitäten stehen unter sich, demselben Gesetze entsprechend, in einem Abhängigkeitsverhältnis. Durch die Differenzierung scheidet sich die Urkraft in eine unendliche Zahl von Individualitäten, und nichts berechtigt uns, diese Charakteristik nur den Gebilden der organischen Welt beizumessen, weil bei dem unendlichen Formenreichthum in der Natur kein Gebilde dem andern gleich ist. Wenn auch in der anorganischen Welt die Individualität in den Theilen derselben Arterscheinung nicht hervortritt,

so ist doch durchaus eine morphologische oder quantitative Verschiedenheit gegeben, welche allen Dingen eine besondere Erscheinung und ein besonderes Verhalten im Raume anweist. Wir müssen ferner alle Dinge als Individualitäten auffassen, weil wir in der Entwicklung keine unzweifelhafte Grenze zwischen dem Anorganischen und Organischen nachzuweisen vermögen. Wohl aber berechtigt uns das selbstthätige Leben in der organischen Welt, das Ding von der Allgemeinheit einer Individualität zur Besonderheit des Individuums entwickelt zu sehen, während social verbundene Individuen durch die gegenseitige Gebundenheit wieder zur Individualität werden.

Die für uns maßgebende kosmische Individualität, die Erde, befindet sich in jenem Zustande der Abkühlung, wodurch Temperatur- und Flüssigkeitsverhältnisse gegeben sind, in welchen sich die organische Welt entwickeln konnte. Dies ist ein Übergangsstadium von der Feuerflüssigkeit zur Erkaltung, und dieser fortschreitende Zustand hat im besonderen die Gestaltung jener Fläche herbeigeführt, auf welcher wir leben. Die erste Haupterscheinung in dieser Hinsicht ist die Contraction der Erdrinde, wodurch diese tektonisch gefaltet und gespalten wird und die Schichten durcheinandergeworfen gelagert werden. Die zweite Haupterscheinung ist der Vulkanismus, wodurch sich die zusammengepreßte flüssige Masse des Erdinnern gewaltsam einen Ausweg durch die Erdrinde verschafft, und dessen großartigstes Product im Gebirgs-Rückgrat Amerikas zur Erscheinung kommt. Dieser Contraction, Aufschüttung und Eruption (Lakkolithen) steht als dritte Haupterscheinung die zersetzende Thätigkeit der Atmosphäre und der Sonne gegenüber, wodurch mit Hilfe des Wassers eine Einebnung der Höhenunterschiede der Erdoberfläche Platz greift. Wenn wir bedenken, daß die Schichten unserer Erdrinde überwiegend das Product der atmosphärischen Einwirkung sind, so können wir annehmen, daß die Erdoberfläche in der archäischen Periode eine Zerissenheit und Höhenentwicklung hatte, von welcher wir uns kaum mehr eine Vorstellung machen können. Die heißen Wasserdünste, unterstützt von dem Bersten der Erdoberfläche, zersetzen relativ bald die früheſten Gebilde der Eruptivthätigkeit. Die Sonne mit ihren in ungeheure Höhe emporgeschleuderten Protuberanzen gibt uns das verhältnismäßige Beispiel für die Vorgänge, welche auf der feuerflüssigen Erde stattfanden. Die relativen Erhebungen des rascher erkalteten, kleinen Mondes bis zu etwa 7000 Meter bieten zu den jetzigen absoluten Erhebungen unserer Erde einen Vergleich, um sich vorstellen zu können, welche Höhenunterschiede in den früheſten geologischen Zeitperioden auf unserer Erde bestanden. Die atmosphärische Thätigkeit hat unsere Erd-

oberfläche bis zu relativ unbedeutenden Erhebungen eingeebnet, und die plutonische Eruption ist erloschen. Der Zustand des Mars scheint mit seinen nach allen Richtungen sich kreuzenden Gewässern und erkennbaren Untiefen jene vorgeschrittene Einebnung zu zeigen, welcher sich auch die Erde nähert. In den Erdbeben und den wenigen thätigen Vulkanen erkennen wir noch die fortschreitende Contraction der Erdrinde und den Vulkanismus. Die herrschende Annahme der geologischen Wissenschaft, daß, im Gegensatze zur früheren Katastrophen-Theorie, stets nur dieselbe Thätigkeit in der Veränderung der Erdoberfläche wirkte wie jetzt, ist ungerechtfertigt. Die Wahrheit liegt zwischen beiden Theorien. Gewiß haben stets nur dieselben Kräfte an der Veränderung der Erdoberfläche gewirkt, welche noch jetzt wirken und die wir bei der Sonne beobachten und rückschauend beim Monde annehmen; jedoch hatten diese Kräfte, wie diese Beispiele nach beiden Richtungen zeigen, eine verschiedene Intensität, und zwar so verschieden, daß einst für große Theile der Erdoberfläche ebenso locale Katastrophen eingetreten sein dürften, wie sie jetzt entsprechend der geringeren Erdwärme für kleine Theile noch eintreten. Die geologische Entwicklung der Erde zeigt eine fortschreitende Beruhigung der ursprünglich waltenden Feuerkraft und eine fortgesetzte Einwirkung der die Erdoberfläche zersetzenden und einebnenden atmosphärischen Kräfte. Gewiß ist, daß die Erosion infolge von Gas- und Dampfausströmungen des Erdinneren geraume Zeit im Wachsen war; es scheint aber, daß auch ihre Einwirkung bereits abnimmt, weil durch die fortschreitende Abkühlung jene Ausströmungen sich vermindern, ferner die zersetzende Kraft der Atmosphäre und, wie der Mond zeigt, sie selbst quantitativ schwindet.

Diese Veränderungen werden nun von der Entwicklung der organischen Welt begleitet, welche einerseits durch die Schöpfungskraft der Erde und anderseits durch die Einflüsse von außen (Sonne) vor sich geht. Die organische Welt der paläozoischen Periode zeigt eine tiefe Abhängigkeit von dem durch die Eruptivthätigkeit beeinflußten Zustand der Erdoberfläche. Die Thierwelt, welche mit ihren Rückständen ganze Theile der gegenwärtigen Erdrinde erzeugte, lebte in einem Medium, das erfüllt war mit den Lösungsproducten des sich abkühlenden Materials der Erde. In der Beruhigung der Eruptionen, welche sich in der mesozoischen Periode vollzieht, gewinnt das organische Leben an Sicherheit des Bestandes, und es tritt jene Pflanzen- und Thierwelt auf, die mit der gegenwärtigen im Zusammenhange steht; die Einflüsse der Sonne gewinnen an Macht gegenüber der Eigenkraft der

Erde. Nachdem endlich in den Zeitaltern der Tertiärformation die Kraft der Sonne zur vorwiegenden Herrschaft gelangt ist und die Erde hauptsächlich ihre gegenwärtigen Lebensbedingungen angenommen hat, zeigt sich jene Differenzierung der Organismen, die wir auf die Verschiedenheit der Kraftquellen (Erde und Sonne), der Lebensverhältnisse (Wasser und Land) und auf die gegenseitige Einwirkung der Reiche, Gattungen, Arten und Individuen zurückführen. Die Einförmigkeit der früheren Massenentwicklungen in der Pflanzen- und Thierwelt macht einem unendlichen Gestaltenreichthum Platz. Die organische Welt beginnt jene Vervollkommnung der Arten zu Gunsten ihres Kampfes um das Dasein und zur vollen Ausnützung der erreichbaren Lebensbedingungen.

In dieser Vielgestaltigkeit der Thierwelt erwacht mit der amphigenen Fortpflanzung das sociale Leben. Während die Urthiere nur eine proliferierende Menge bilden, sind die höher entwickelten Arten beziehungsvolle Gruppen. Die socialen Gebilde frühester menschlicher Vergangenheit, die nach der Einfachheit ihrer Interessen den Vereinigungen der Thierwelt gleichen, differenzieren sich unter wachsendem Einflusse der Außenwelt mit ihren variierten Lebensbedingungen zu unendlicher Vielgestaltigkeit.

Diese Vervollkommnung der gesammten Schöpfung ist ein Streben der Urkraft, welches alle Entwicklung beherrscht. Vervollkommnung nennen wir es mit Bezug auf das Entstehen höher befähigter Geschöpfe. Im allgemeinen hingegen ist diese Vervollkommnung nur die Entwicklung selbst, ein Fortschreiten von einem Zustande zu dem naturgesetzlich folgenden. Vergleichen wir die geologische Entwicklung mit jener der organischen Welt, dann erscheint sie uns wieder als Vervollkommnung, da sie uns zum Bewußtsein unserer Stellung in der Welt der Erscheinungen gelangen ließ. Diese Vervollkommnung aber, sowohl hinsichtlich der Vergangenheit als auch dessen, was wir noch zu erhoffen haben, beruht in dem wachsenden Überwiegen der Einwirkung der Außenwelt auf die Organismen, insbesondere auf den Menschen, gegenüber jenen Kräften, welche sich direct an dem Ursprung unserer Entwicklungsreihe betheiligt haben. Dieselbe Urkraft, welche in unserem Erdball eruptiv und vulkanisch thätig ist, hat die ersten Organismen erzeugt. Die Geschöpfe der silurischen und der devonischen Formation waren kaum auf die mitwirkende Kraft der Sonne angewiesen, wie wir es für unsere organische Welt in überzeugender Weise kennen. Damals reichte die Erdwärme hin, die Organismen in den alles umhüllenden Meeren zu erzeugen. Thiere, welche ohne Licht leben, überwogen; noch heute zeigt

die Tiefseefauna die engsten Beziehungen mit der Thierwelt der frühesten Entwicklung. Wenn diese Zeugungskraft der Erde den grundlegenden Antheil an der Entwicklung der Organismen auch in den späteren Entwicklungsperioden behält, so gewinnt doch die Urkraft, welche außerhalb unserer Erde thätig ist, immer mehr Einfluß. Mit der Abschwächung der Urkraftwirkungen der Erde erlangen die der Sonne das Übergewicht. Da diese äußeren Einflüsse bestimmender werden, wird die Differenzierung und die vielseitigere Ausgestaltung der Geschöpfe ermöglicht. Die heftige Urkraft der Erde ließ die Geschöpfe ungeheuer proliferieren; erst als diese Kraft nachließ und mit ihr die Massenerzeugung, gewannen die variierenden Lebensbedingungen vollen Einfluß. Es sind dies dieselben Erscheinungen, welche wir bereits bei der biologischen Erwägung über den Ursprung des Bewußtseins kennen lernten. Was dort die Wirklichkeit in uns ist gegenüber der vermutheten in der Außenwelt, ist hier die Eigenkraft der Erde gegenüber jener Kraft, welche durch die Einflüsse der übrigen Himmelskörper zufließt. Das niedere Bewußtsein der Urthiermassen entspringt noch der Urkraft des Erdballs, die höhere Individuation des Bewußtseins bedarf reicherer Vorstellungen und der Kräftewirkung von außen.

Wir stehen also drei großen Erscheinungen in der Entwicklung unseres Erdballs und seiner Organismen gegenüber:

1. der fortschreitenden Einebnung aller Erhöhungen, bedingt durch das Abnehmen der Kräfte des Erdinneren gegenüber der wachsenden Macht der durch die Sonne beeinflußten atmosphärischen Kräfte;

2. einer mit dieser Erscheinung zusammenhängenden anpassenden Vervollkommnung der organischen Welt.

3. Gleichzeitig mit der somatischen Vervollkommnung der bewußten Organismen vervollkommnet sich auch ihre intellectuelle Befähigung, d. h. sie entwickeln sich von der bei den niedersten Organismen beobachteten Bewußtseinsäußerung behufs Aneignung des Nährstoffes zu den Gedankenassociationen des jetzigen Menschen, der sich seine Bedürfnisse weit vorbauend und ausgreifend zu sichern vermag.

Das bewußte Leben ist überhaupt allen Entwicklungsursachen der Welt unterworfen; daher auch wiederholen sich die Erscheinungen ihrer Entwicklung sinngemäß an dem bewußten Leben. Die aus der subjectiven Stellung des Individuums und seinen angebornen Interessen hervorgehenden Leidenschaften werden durch die wachsenden Einflüsse von außen abgeschwächt; an die Stelle der heißblütigen Eruption der Leidenschaften der Naturvölker tritt die kühle

Erwägung des durch die Außenwelt gebildeten Verstandes. Diese Vervollkommnung manifestiert sich im socialen Leben als eine fortschreitende Verminderung der Wirkungen des rücksichtslosen Individualinteresses gegenüber dem wachsenden Einfluß des Socialinteresses; das Compromiß auf Grund der im Verkehre entstandenen Einsicht über die Wechselbeziehungen der Menschen gewinnt gegenüber dem Gewaltkampfe die Oberhand. Wie wenig sprunghaft diese Schlußfolgerung ist, zeigt sich darin, daß nicht bloß bei dem Menschen, sondern auch bei den Thieren abnehmende Wildheit, leichtere Zähmung und eine fortschreitende Domestication zu beobachten ist, — daß die gewaltigen Säuger der Vergangenheit kleineren und organisch veredelten Platz machen, — daß selbst in der Pflanzenwelt die alles erdrückende Überwucherung, wie sie heute noch dem tropischen Urwald eigen ist, sich auf immer engere Bezirke des Erdkreises beschränkt. Wir sehen also, daß die geologische Entwicklungsweise von der einst überwiegenden Eruption bis zur gegenwärtig herrschenden Erosion die Leitidee unserer organischen, intellectuellen und socialen Entwicklung ist, was mit dem Vervollkommnungsstreben der organischen Welt in untrennbarer Übereinstimmung steht. Sociale Gebilde, die sich einst in unversöhnlichster Heftigkeit gegenüberstanden, Gebilde, welche gleich einem Urgebirge in ihrem Haß wie in ihrer Liebe unerschütterlich aus dem allgemeinen Niveau der gesellschaftlichen Entwicklung emporragten, haben unter dem Einflusse des alles nivellierenden menschlichen Verkehres ihre Heftigkeit aufgegeben und verstehen es, ohne daß der Gegensatz nach seiner Wesenheit verschwunden ist, sich mit ihren Feinden unter gewissen Umständen interessensolidarisch zu fühlen. Gleichsam in Bestätigung jener geologischen Einflüsse sind noch heute die von Eruptionen und Erdbeben heimgesuchten Länder — insofern sie nicht in herabstimmenden Zonen liegen — der Sitz ungezähmter Volksleidenschaften, wie Neapel und Sicilien, Südwest- und Centralamerika. Im allgemeinen ist aber die Heftigkeit menschlicher Leidenschaften, wenn auch in ihrer Erscheinungsform nicht verändert, für die Masse der Menschen doch auf ein Mittelmaß abgeschwächter Empfindungen herabgedrückt, sodaß sich die Menschen gleichsam in der Ebene des täglichen Lebens fortbewegen. Ausbrüche der Leidenschaft, welche wir bei unseren Vorfahren poetisch verherrlichen, werden jetzt nüchtern in das Gebiet der Verbrechen verwiesen. Die Verstandesinteressen als Product der Erfahrungen von außen drängen die Gefühlsausbrüche als Wirkungen unseres ursprünglichsten Interesses zurück. Die weitsichtigere Befriedigung der Interessen tritt in den Vordergrund.

Sehen wir doch, daß die organische Welt die Höhe der Differenzierung der Gattungen und Arten überschritten zu haben scheint, daß die Verbesserung der Lebensbedingungen in unserem Interesse bereits dabei angelangt ist, die Menschen mit allen Geschöpfen in einem siegreichen Kampfe zu sehen, der mit der Ausrottung der meisten Gattungen und Arten enden kann, welche dem Menschen feindselig sind, um vorwiegend jene zu erhalten und zu entwickeln, die seinen Absichten dienen. Diese beherrschende Stellung des Menschen in der Natur wird mit der Zeit alle Differenzierung auf das Gebiet des socialen Lebens beschränken und die intellectuelle Vervollkommnung als den Hauptinhalt der weiteren Entwicklung erkennen lassen. Diese „Einebnung" der Ausbrüche individueller Leidenschaften, die Verminderung der Arten und Gattungen menschenfeindlicher Geschöpfe, die fortschreitende Vertiefung unseres Bewußtseins, welche auch die intellectuellen Entwicklungsunterschiede der Menschen durch Hebung des Mittelmaßes „einebnet", — eröffnen uns den Ausblick auf eine Zukunft, in welcher die socialen Beziehungen nothwendig den wesentlichsten Antheil an unserer Entwicklung erlangen. Freilich enthüllt dieser Ausblick auch die Thatsache, daß die Verminderung der subjectiven Antriebe in Relation mit der Verminderung der erzeugenden Urkraft unserer Erde steht, wie wir anderseits mit der wachsenden Bedeutung der intellectuellen Entwicklung für die Poesie einstiger Gefahren die Ruhe des Genusses eintauschen. So wie einst die Häufigkeit vulkanischer Erscheinungen und terrestrischer Umwälzungen die Menschen in der Wildheit erhielt, so verhinderten später die Kämpfe mit der übermächtigen Pflanzen- und Thierwelt, endlich der leidenschaftlich erregten Menschen unter sich eine reichere Entfaltung des Bewußtseinslebens. Die Verfeinerung des Associationsvorganges im Gehirn beruht auf einer möglichst ungestörten Entwicklung des Organismus; die Eindrucksfähigkeit für die kleinen und ursächlichen Vorstellungen kann so lange nicht erwachen, als fortgesetzt mächtige, unsere physische Existenz bedrohende Vorstellungen die Nerven erschüttern. Daher auch scheint es, daß die Menschen, trotz jenes Niederganges der materiellen Entwicklung, durch die anderseitige Vervielfältigung des socialen Lebens ein neues Gebiet bedingter Vervollkommnung betreten, über dessen Wirkungsumfang noch jeder Überblick fehlt.

10. Der Stoffwechsel und seine Consequenzen.

Die im Weltall wirkende Urkraft manifestiert sich durch die Anziehung und Abstoßung der Atom- und Molekularverbindungen und in einem gegenseitigen Kampfe der differenzierten Gebilde, welche einen Gleichgewichtszustand herbeiführen. Das Weltall mit seinen Gesetzen hat daher eine in sich selbst begründete Ordnung, welche sich als das Product des Kampfes der Krafterscheinungen, als Unterwerfung des Schwächeren durch den Stärkeren darstellt; die Entwicklung wird von den überlegenen Kräften in der gesetzlichen Bahn erhalten. Die unendliche Menge der im Weltraum zerstreuten Urkraftcentren ist daher genöthigt, sich der gesetzmäßigen Ordnung zu unterwerfen. Diese Unterwerfung ist aber nichts anderes als eine individuelle Anpassung an die Forderungen der Weltordnung. — Wenn ein Weltkörper diese Anpassung nach der eigenthümlichen Constellation der auf ihn wirkenden Kräfte nicht zu erreichen vermag — wie z. B. die Irrsterne —, dann droht ihm die individuelle Vernichtung. Aufgelöst im Weltenraume verfallen seine Theile der Anziehung anderer Weltkörper.

Das organische Leben ist das Product der vorhandenen Stoffconstellationen unter der Einwirkung der der Erde einerseits und der Sonne anderseits entquellenden Urkraft. Gestalt und Lebensäußerung der Geschöpfe sind daher theils eine Resultierende der aus verschiedenen Richtungen einwirkenden Urkraft, theils die Folge der Anpassung an die Umgebung. Über das Entstehen der Gattungen und Arten organischer Geschöpfe bestehen zwei Hypothesen, wovon eine auf Überlieferungen beruht und die andere auf wissenschaftlichen Forschungen. Die Hypothese der Species-Erschaffung, wonach jede Art und Gattung organischen Lebens das Product eines Schöpfungsactes ist, vermag sich vor der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht zu behaupten. Dieselbe würde auch ihren Einfluß über die Menschen eingebüßt haben, wenn nicht die Wissenschaft selbst die Thatsache anerkennen müßte, daß es nirgends gelungen ist, die Entstehung des Lebens und auch nicht jene einer Art aus der anderen direct zu constatieren. Aus diesem Grunde ist man sich auch nicht klar, ob man die Entwicklung des organischen Lebens aus einer Urform oder mehrere verschiedenörtliche Entstehungen organischer Urgeschöpfe annehmen soll.

Der Hypothese von der Entwicklung der organischen Welt aus einer Urform stehen verschiedene Bedenken entgegen; das entscheidendste hievon ist, daß auf der Erdoberfläche die verschiedenartigsten zeitlich und örtlich

getrennten Lebensbedingungen vorhanden waren. Diese Verschiedenheit mußte auf die Entstehung der Organismen ebenso wirksam gewesen sein wie später auf ihre Variierung. Dieser Umstand führt zur Annahme, daß das organische Leben zahlreiche Entstehungsacte nach Zeit und Ort hatte, sodaß zwischen den verschiedenen Reichen und Gattungen, ja vielleicht auch zwischen einzelnen Arten keine directe Ursprungsverwandtschaft besteht. Diese Mehrheit der Entstehungsacte schließt nämlich durchaus nicht aus, daß auch bei verschiedenem Ursprung unter gleichen Entstehungs-, Entwicklungs- und Lebensbedingungen eine ähnliche Gattung oder Art entstehen konnte. Die verschiedenen Charaktere des organischen Lebens auf den einzelnen Continenten einerseits, sowie trotz dieser Verschiedenheit die Ähnlichkeit einzelner Gattungen bei entschiedener Artdifferenz scheinen obige Annahme zu unterstützen, während die paläontologische Forschung ihr keineswegs entgegensteht. So ist es im Sinne dieser Hypothese zulässig, die Menschen auf mehrere Entstehungsacte zurückzuführen, obgleich diese nicht wahrscheinlich sind; vielmehr sprechen die Forschungen für die Verwandtschaft, wenn auch nicht für eine Entwicklungsreihe aller Menschen. Die verschiedenen Rassen könnten auch eine collaterale Verwandtschaft haben, wonach sie als Zweige desselben Stammes anzusehen wären, innerhalb welcher Abzweigungen vielleicht schon Artwechsel stattgefunden haben, also der gemeinsame Stamm einer andern Art als die jetzigen Menschen selbst angehört hätte.

Die Entwicklung socialer Gebilde stützt nun ebenfalls die letztere Annahme, weil zunächst ihr Entstehen auftritt, wo überhaupt bewußte Geschöpfe erscheinen, und besonders weil unabhängig von der Beziehung, der Abstammung und dem Orte die gleichen socialen Gebilde (z. B. der Staat) bei gleichen Lebensbedingungen entstehen. Die Arten socialer Gebilde stehen in engster Beziehung mit den Arten der Geschöpfe, welche sie bilden; sie sind nicht etwa eine Einrichtung, welche man den Geschöpfen beliebig auferlegen kann — so wie man z. B. dem Neger in Afrika einen Staat mit einer Verwaltung wie die für Weiße in Europa zumuthet —, sondern die sociale Entwicklung schließt sich bedingungslos der organischen Entwicklung an. Das sociale Leben ist eine Erscheinungsform im Entwicklungsproceß der bewußten Geschöpfe überhaupt, es ist, gleich der physiologischen Function des Individuums, die Collectivaction Vieler zum Zwecke des Stoffwechsels. Die Vielgestaltigkeit socialer Gebilde bei Menschen beruht in der Erhebung des menschlichen Strebens über die unmittelbare Besorgung des Stoffwechsels.

Es wird sich also jene Gesellschaft mehr differenzieren, welche nach ihrer Abstammung, nach den Lebensbedingungen und der Bewußtseins-Entwicklung im Vortheil ist. Aber die Ähnlichkeit der Lebensbedürfnisse und Entwicklungsweisen unter den Menschen bringt es mit sich, daß in jeder Gesellschaft ähnliche Socialgebilde nachgewiesen werden können, wobei der Unterschied besteht, daß sie in der höher entwickelten Gesellschaft reicher differenziert sind. Die Gesetzeseinheit für die Entstehung individueller und socialer Arten besteht also in ihrer *Relation mit den Lebensbedingungen*, daher auch für beide nicht der Entwicklungsursprung sondern die Lebensbedingungen während dieser Entwicklung maßgebend sind; denn die Urkraft wirkt und differenziert mit ihrem bedingten Vervollkommnungsstreben in den Individuen und socialen Gebilden derart, daß sie die Verhältnisse der Umgebung oder Vorstellungswelt interessengemäß ausnützen.

Die menschlichen Rassen sind das Product der Anpassung an locale Lebensbedingungen; wir sehen aber durch diesen Vorgang auch die socialen Zustände hauptsächlich erklärt. Die localen Lebensbedingungen scheiden durch ihre Wirkungen die Menschen in viele Gesellschaften, innerhalb welcher sich die natürlichen Wechselbeziehungen erfüllen. Die Anpassung ist daher auch ein sociologisches Gesetz, welches die Vereinigung der Menschen in Gesellschaftsgebilde bestimmt. Jedes Individuum sucht im Sinne seines angebornen Interesses gesellschaftliche Beziehungen; die so entstandenen Gesellschaftsgebilde müssen sich aber ihrer Umgebung anpassen, welche Anpassung sich theils als Kampf, theils als Unterwerfung unter einen socialen Zwang vollzieht. Im socialen Leben ringt also die subjective Kraft nach Bethätigung, wird aber in Schranken gewiesen, die den resultierenden Kraftäußerungen der Umgebung entsprechen; ähnlich der kosmischen Ordnung ist die Gesellschaftsordnung ein Resultat der sich bekämpfenden Kräfte. Untrennbar von dieser Welt- und Gesellschaftsordnung ist die Unterwerfung des Schwächeren durch den Stärkeren, wenn sie sich bei ihrem Streben nach Anpassung begegnen. Es ist dies jenes *Vernichtungsgesetz*, dem wir bereits in der kosmischen Welt begegnet sind und auf welchem die bedingte Vervollkommnung des organischen Lebens beruht.

Zur Entwicklung höherer Organismen ist die leichtere Assimilierbarkeit der aufgenommenen Stoffe nothwendig. Die bewußtlosen Organismen haben beim Stoffwechsel keine regelmäßige feste Ausscheidung, sondern

verwenden den aufgenommenen Stoff zum fortgesetzten Aufbau ihrer Gestalt, um nur Gase und zeitweise ganze Organe — wie beim Baume die Blätter — auszuscheiden. Bei den bewußten Organismen hingegen findet eine regelmäßige und starke Ausscheidung statt, und die vom Organismus aufgenommenen Stoffe müssen bereits organische Verbindungen sein, welche nur einem großen Ernährungsbereiche entnommen werden können. Die zum bewußten Leben nothwendige Stoffconstellation zwingt die Geschöpfe im Wege der Anpassung zu einer Ernährungsweise, durch welche ihnen assimilierbare Stoffe vermehrt dargeboten werden. Die Thierwelt trifft zur Ernährung jene Auswahl unter den übrigen Geschöpfen, die dem Bedürfnis der einzelnen Art, nach entsprechend rascher Überführung der Nährstoffe in das Blut, passend erscheint. Auf diese Weise scheidet sich die Thierwelt in pflanzen- und in fleischfressende Thiere, wodurch im Gegensatz zu den bewußtlosen Organismen schon ausgedrückt ist, daß der Erhaltung eines bewußten Organismus die Vernichtung anderer Organismen zwecks des entsprechenden Stoffwechsels ureigenthümlich ist.

Es ist nicht durchaus gerechtfertigt, die Entwicklungshöhe eines Thieres mit einer bestimmten Ernährungsweise in Wechselbeziehung zu sehen, weil der Organismus sowohl aus der Pflanzen- als auch aus der Fleischnahrung hinreichende Nährstoffe für jede Entwicklungsstufe zu ziehen vermag; finden wir doch selbst innerhalb der Menschen eine Anpassung der Verdauungsorgane für die Pflanzen- oder für die Fleischkost. Innerhalb der Thierwelt hat die leichtere Assimilierbarkeit der Fleischkost mit ihrem Reichthum an blutbildenden Stoffen keinen unmittelbaren Antheil an der höheren Entwicklung des Organismus; denn die niederste Thierwelt, hineinragend bis in die fleischfressende Pflanzenwelt, lebt vom Raube bewußter Mitgeschöpfe, während wir höchstentwickelte Säugethiere als bloße Pflanzenfresser kennen. Diese Thatsachen lehren uns, daß die Vernichtung anderer Organismen im physiologischen Interesse an keine Ordnung gebunden ist, sondern daß hiefür die Gattung, die Lebensbedingungen, unter welchen sie sich entwickelt hat, maßgebend sind, — sie lehren uns ferner, daß in beiden Reichen der organischen Welt gut assimilierbare Nahrungen vorhanden sind. Diesen Umstand nützt der Mensch, dessen Bewußtsein bis zur causalen Ideenassociation entwickelt ist, in seinem Interesse aus. Während allen Thieren eine bestimmte Ernährungsweise eigenthümlich ist, zieht der Mensch alle Nährstoffe in dem Maße heran, als er Herrschaft über die Um-

gebung errungen und nach seinem Intellect in die Bedürfnisse des Stoffwechsels Einsicht hat. Hier nun macht sich die Ernährungsweise für die Entwicklungshöhe des Individuums, beziehungsweise der Rasse, sofort geltend; der Umfang der Naturproducte, welche Menschen für ihre Ernährung heranziehen, steht in Übereinstimmung mit ihrer körperlichen und intellectuellen Entwicklung. Die auf wenige Nährstoffe beschränkten Naturmenschen stehen auf der untersten Stufe, während die höchstcultivierten, am Weltverkehr den größten Antheil habenden Völker die zuträglichsten Nährstoffe sich aneignen und daher auch körperlich und geistig höchstentwickelt sind. Denn wenn auch jede Ernährungsweise das bewußte Leben zu fristen vermag, so überträgt doch die leichter blutbildende und anregende Nahrung das physiologische Interesse möglichst der automatischen Nerventhätigkeit, während das Individualinteresse um so lebhafter in das Bewußtsein rückt. Die Vortheile, welche der Mensch für den Daseinskampf aus der animalischen Nahrung zieht, zwingen ihn auch, sich ihrer zu bedienen, sodaß für die höchstentwickelten Menschenrassen und -Stämme die Existenz auf der Vernichtung eines großen Theiles der Thierwelt beruht.

Wir haben bisher von jener Vernichtung gesprochen, die sich mit dem Stoffwechsel direct, also durch die Aufzehrung von Stoff und Mitgeschöpfen vollzieht. Daß aber die Himmelskörper zu einem langsamen Aufgehen des einen in dem andern bestimmt sind, daß in der unorganischen Welt die Bildung eines Stoffes die Zerstörung anderer bedingt, daß die Pflanzen durch Verzehrung von Kohlenstoffverbindungen und gewissen Salzen leben, und daß die Thierwelt die Pflanzen oder auch andere Thiere verzehrt, dies ist die mildeste Form, in der das Vernichtungsgesetz zur Geltung kommt. Die Vernichtung erhält erst eine für bewußte Geschöpfe furchtbare Form durch den Kampf der Organismen gleicher Art um jene Ernährung. Hier handelt es sich um die Eroberung und Behauptung geeigneter Nährstoffe für die eigenen Zwecke; die Lebensbedingungen müssen also den concurrierenden Mitgeschöpfen entzogen werden. Dieser Kampf ums Dasein, streng genommen nur der organischen Welt eigen, ist in erster Linie der überquellenden Schöpfungskraft zuzuschreiben, indem diese stets mehr Geschöpfe hervorbringt, als den Lebensbedingungen im unmittelbaren Bereiche des bedürftigen Individuums entspricht.

In der ganzen organischen Welt wird die anpassungsfähigere Art und Individualität mit Hilfe der Proliferation die minder kampftüchtigen

oder weniger proliferierenden Geschöpfe verdrängen, erdrücken, tödten, kurz der Lebensbedingungen berauben. Wir beobachten dies sowohl in der Pflanzen- als auch in der Thierwelt und sehen, wie sich gewisse Arten durch ihre Anpassungsfähigkeit die Befähigung erworben haben, unter den meisten Lebensbedingungen zu existieren und die concurrierenden Arten zu verdrängen. Wenn diese Überlegenheit im Daseinskampfe bei der Pflanzen- und niederen Thierwelt der Hauptsache nach in einer großen Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse und in einer großen Keimfähigkeit liegt, so findet sie sich bei den höher entwickelten Thieren und beim Menschen vorwiegend in den Bewußtseinsqualitäten. Eine besondere Lebensführung hat einzelnen Arten eine unbesiegbare Überlegenheit über die Mitwelt gegeben; ich erinnere nur an die Kaninchenplage in Australien, besonders aber an die Wanderratte, eines der weitverbreitetsten Thiere und sichtlich unausrottbar. Auch bei den Menschen geben Lebensführung und Gewohnheiten eine überlegene Kraft, wie wir dies z. B. bei den Chinesen in ihrem wirtschaftlichen Kampfe mit andern Rassen beobachten. Unzweifelhaft ist aber die intellectuelle Überlegenheit, die Befähigung, seine Interessen auf indirectem und voraussichtigem Wege zu befriedigen, die entscheidende Qualität für den Sieg im Kampfe ums Dasein, da mit dieser den Vorzügen bloßer Lebensgewohnheiten entgegengetreten wird. Wir sehen dies am auffallendsten bei den Juden, welchen Schlauheit im Verkehr eine überlegene Stellung im wirtschaftlichen Kampfe gegeben hat.

Jedoch das Vernichtungsgesetz drängt die Menschen zur Anwendung viel rücksichtsloserer Mittel, als sie den Lebensgewohnheiten und der Klugheit entspringen können. In letzter Linie wird doch wieder diejenige Art und Individualität die Überlegenheit erlangen, welche alle Momente der Vorzüge im Kampfe ums Dasein in sich vereinigt, nämlich die rationellste Ernährung pflegt, daher die günstigsten Bedingungen für die körperliche Entwicklung sucht, die größte Anpassungsfähigkeit an verschiedene Lebensbedingungen hat, entsprechend proliferiert, Lebensklugheit mit wirtschaftlicher Überlegenheit vereint, aber auch die concurrierenden Geschöpfe durch den Kampf auf Leben und Tod thatkräftigst unterwirft. Heute treffen diese Bedingungen nur bei den Engländern zu; jedem anderen Volke geht irgend eine der obigen Qualitäten ab.

Bemerkenswert ist, daß die Überlegenheit der Art nicht immer von der Höhe ihrer organischen Entwicklung abhängt; in dem Maße, als die Entwicklung des organischen Lebens auf der Erde vorschreitet, verliert sich

die Überlegenheit in die extremen Erscheinungen der Geschöpfe. Die kleinsten, scheinbar für den Daseinskampf am wenigsten ausgerüsteten Organismen, sowie gewisse Arten der größten zeigen sich als befähigt, alle Lebensbedingungen an sich zu reißen. Bevor die menschliche Cultur sich über die Erdoberfläche ausbreitete, hatten die kampffähigsten Thiere, also die großen Raubthiere, die Überlegenheit. Auch in der Pflanzenwelt schienen die massigsten Formen im Urwalde die kleineren zu erdrücken. Dieses Verhältnis veränderte sich zu Lande, seit der Mensch die Überlegenheit über die anderen Geschöpfe an sich riß. Am bedrängtesten erscheint nun die große Thierwelt, insofern sie nicht im Dienste des Menschen auch von diesem erhalten wird, während anderseits die kleine Thierwelt, welche sich dem Menschen zu entziehen vermag, überhand nimmt und so zum Feinde der übrigen Thierwelt und des Menschen selbst wird. Wir sehen also, daß durch die menschliche Cultur gewisse Kampfqualitäten für die Daseinsbedingungen der übrigen Geschöpfe alle Bedeutung verlieren; während die niedere Thierwelt durch Proliferation und Anpassung eine gewisse Überlegenheit besitzt und nur der Mensch sich alle Kampfqualitäten aneignet, erliegt die hochstehende Thierwelt mit ihren bedingten Qualitäten dem Vernichtungsandrängen jener und dieser.

Das Vernichtungsgesetz des Universums ist auch ein wichtiges sociologisches Gesetz. Der Stoffwechsel macht die Vernichtung der Nebengeschöpfe unbedingt nothwendig, und alle Bewegungen in der Gesellschaft haben die Sicherung des Stoffwechsels und die hiedurch bedingte Bedrohung oder Vernichtung der Coëxistenzen zum Ausgangspunkt oder Endziel.

11. Die Lehren biologischer Erscheinungen.

In den vorstehenden drei Abschnitten wurde im allgemeinen gezeigt, daß die kosmischen Erscheinungen gesetzeseinheitlich mit allen übrigen Naturgebieten in Zusammenhang stehen und daß daher auch die socialen Erscheinungen nur Entwicklungsformen der Schöpfung überhaupt sind. Ich suchte dies durch die grundsätzliche Verwandtschaft der Erscheinungen auf allen Entwicklungsgebieten aus den Gesichtspunkten der Kosmologie, Geologie, Physik, Chemie und auch der Physiologie zu beweisen. Es ist nun selbstverständlich, daß meine Kräfte, besonders im Rahmen eines Buches, nicht hinreichen, die für die Entwicklung aller Wissenschaften so außerordentlich wichtige Einheit aller Wissensgebiete gegen

alle Anfechtungen stichhaltig nachzuweisen. Dies wird jener Umschwung erreichen, welchen die positivistische Wissenschaft mit der Zeit herbeiführt. Da sie das sociale Leben in den Kreis der allgemeinen Naturerscheinungen aufnimmt, hat sie überhaupt jene Vollständigkeit erlangt, welche erst eine einheitliche Auffassung der Natur selbst gestattet. Erst die sociologische Erkenntnis schließt die menschliche Gedankenarbeit derart ab, daß dem unheilvollen Specialisierungsdrange mit seinem stolzen Selbstgenügen an scheinbarer Gründlichkeit und wirklicher Einseitigkeit begegnet werden kann. Im Folgenden soll es nun mein Bemühen sein, den entscheidenden Schritt zu thun, um den inneren Zusammenhang der Erscheinungen zu zeigen. Wenig erfolgreich war das bisherige Streben sociologischer Denker, den natürlichen Entwicklungsgang vom Leben der Organismen zu ihren socialen Functionen nachzuweisen. Der Zusammenhang biologischer Einsicht mit sociologischer, die Thatsache, daß das sociale Leben nur eine Entwicklungserscheinung des Lebens überhaupt ist, hervorgehend aus den positiven Quellen desselben, wurden bisher wenig beachtet. Man begnügte sich mit Vergleichen, und nirgends hatte der Dualismus von Geist und Materie einen bessern Rückhalt als an der vermeintlichen Unmöglichkeit, sociale Functionen unter die Herrschaft der Gesetze der sinnlich wahrnehmbaren Natur zu bringen. Meine Untersuchungen über den Ursprung und Inhalt des Bewußtseins (Abschnitt 5 und 6) bieten jene Grundlage für die ferneren Betrachtungen, aus welcher hervorgeht, daß in der biologischen Entwicklung des Menschen wirklich jene Factoren geschaffen werden, welche seine Stellung in der Gesellschaft nicht bloß bestimmen, sondern ihn auch selbst zum Product socialer Lebensäußerungen machen. Jetzt handelt es sich darum, zu zeigen, daß die Socialgebilde, welche auf Grund jener im Menschen wirkenden Factoren entstehen, auch in ihrer Gesammt-Lebensäußerung keinen anderen Gesetzen unterworfen sind als das Leben des einzelnen Individuums, weil die socialen Erscheinungen ebenso Entwicklungsformen der biologischen Wesenheit sind wie z. B. die physiologischen Erscheinungen Entwicklungsformen des Chemismus. —

Zunächst ist es geboten, die Hauptmerkmale des Lebens im Individuum und in seinen socialen Vereinigungen im Vergleiche zur leblosen und bewußtlosen Natur zu erkennen.

Das erste Merkmal des Lebens ist die Bewegung durch innere Impulse. Die unorganische Welt wird durch physische und chemische Impulse bewegt; diese Bewegungen haben keine Willkürlichkeit, sondern

sind unbedingt der wirkenden Urkraft im Innern und von außen unterworfen. Die inneren Impulse des Lebens entspringen der Urkraft und werden qualitativ von dem angebornen Interesse geleitet. Die scheinbare Willkürlichkeit dieser Bewegungen wird durch die Abhängigkeit von den Lebensbedingungen aufgehoben und in eine Bethätigung des Lebens zwischen innerem Drang und äußerem Zwang übergeführt. Diese Merkmale des lebenden Organismus sind auch dem socialen Leben eigenthümlich; jedes Gesellschaftsgebilde bewegt sich durch die inneren Impulse der einigenden Interessen seiner Genossen und infolge der Empfindungen und Vorstellungen derselben über die Umgebung. Die Willkürlichkeit der Bewegung ist durch den unwiderstehlichen Drang des Interessenzuges aller Genossen und durch den Zwang der socialen Verhältnisse aufgehoben. Der Unterschied zwischen den Lebenserscheinungen an Individuen und an ihren Verbänden ist nicht eine Abweichung von den biologischen Gesetzen jener, sondern nur eine Entwicklungsmodalität, wie sie auch zwischen einfachen und complicierten Geschöpfen besteht.

Das zweite Merkmal des Lebens ist die Vermehrung der Individuen, während leblose Körper sich nie vermehren, sondern durch chemische Vorgänge höchstens andere Stoffe werden können. Durch die geschlechtliche Fortpflanzung der Organismen ist die stricte Vermehrung, gleichsam eine Vervielfachung desselben Individuums, durchbrochen und die Variierung der Art mit der Vermehrung verbunden worden. Hat schon jedes neue Individuum ein angebornes Interesse für sich, so wird durch die Variierung der Art auch das Artinteresse verschiedenartig. Sociale Gebilde vermehren sich durch Differenzierung; solange diese aus demselben Interesse heraus erfolgt, wie bei der Horde in mehrere Horden, bleiben die neuen Gesellschaftsgebilde mit den elterlichen gleichwertig. Erst die Differenzierung, die auf Grund der vorausgehenden Conjugation verschiedenartiger Gebilde erfolgt, wie z. B. der durch Unterwerfung eines Stammes durch den andern entstandene Staat, bringt neue, auf verschiedenartigen Interessen beruhende Gesellschaftsgebilde hervor.

Als drittes Merkmal hat jeder lebende Organismus durch den Zufluß fremder Stoffe ein regelmäßiges, aber beschränktes Wachsthum, während unorganische Körper nur eine gelegentliche Volumenvergrößerung erfahren können. Die Veranlassung des Wachsthums liegt in erster Linie in dem Anstoß, welchen die Urkraft zur Zeugung und Entwicklung des Geschöpfes durch die Zellenvermehrung gibt, sodann aber

in der Befriedigung des angebornen physiologischen Interesses, wodurch das Individuum entsprechend dem im Keime liegenden Lebensplane vollendet wird. Im aufsteigenden Lebensafte bildet die Stoffaufnahme die dauerhaften Bestandtheile, z. B. das Gerippe, dann widmet sie sich der Fortpflanzung, und wenn dieses Interesse erfüllt ist, dann geräth die Stoffzufuhr in Widerspruch mit den Bedürfnissen, die Stoffconstellation wird krankhaft, das Leben sowie das Interesse an demselben verfallen. Physiologische Mißstände mit seelischer Interesselosigkeit wirken zusammen, daß das Leben erlischt. — Im socialen Leben besteht dadurch ein beschränktes Wachsthum, daß vor allem innerhalb des Verbandes neue Geschöpfe mit Hilfe der Stoffaufnahme erzeugt werden, was das Wachsthum der primitivsten Gesellschaftsgebilde ist; dann aber kennt es ein Wachsthum durch Aufnahme neuer Genossen, welche gleichsam in dem Lebensinteresse des Gebildes aufgehen. Endlich gibt es auch eine Aufnahme ganzer Gesellschaftsgebilde, was aber nur dann als Wachsthum gelten kann, wenn das leitende Interesse erhalten bleibt; erfolgt eine Veränderung desselben, dann ist diese Vergrößerung mit dem Untergange eines der beiden Gebilde verknüpft. Auch das Wachsthum der Socialgebilde hat, wie beim organischen Geschöpf, in einem Interesse seinen Ursprung. Die Bedürfnisse oder Interessen einer Menschengruppe erwecken die Idee für das Gebilde. Diese Idee ist das mit dem Gebilde entstehende, also sozusagen angeborne Interesse; sie ist der Keim, der in die allgemeinen socialen Verhältnisse, die Mutter jedes Gesellschaftsgebildes, gelegt wird; in ihr liegt bereits der Lebensplan des Gebildes. Es entwickelt sich durch Heranziehung von Genossen bis zu dem seiner Bestimmung entsprechenden Umfange. Die leitenden Individuen sowie diejenigen, welchen das Interesse zur Lebensfrage wird, bilden das Gerippe und den Bewußtseinsorganismus; die Interessengenossen sind die stoffwechselnden Weichtheile des Körpers. Der stete Wechsel der Genossen durch Tod und Geburt, Anfall und Abfall ist gleich dem Stoffwechsel im organischen Geschöpf. Sobald das Gebilde den seinem Interesse entsprechenden Umfang erreicht hat, wird die weitere Aufnahme von Genossen nicht mehr mit dem ursprünglichen socialen Bedürfnis übereinstimmen; der sociale Stoffwechsel wird ungesund; die der Ursprungsidee immer fremder werdenden Genossen bringen Differenzen in das Leben des Gebildes; dasselbe beginnt zu kranken, was sich durch die Differenzierung, also den Abfall mehrerer Gebilde äußert. Diese

ſociale Fortpflanzung, auf Theilung mit oder ohne Conjugation beruhend, erzeugt Abkömmlinge, die je nach den einwirkenden Bedürfniſſen mehr oder weniger variieren. Das alte Gebilde aber, wenn es nicht die Befähigung hat, durch Reformierung des Intereſſes ſein Leben zu erneuern, verfällt. Das Erlöſchen des erhaltenden Intereſſes bringt den ſocialen Tod, worauf ſich das Gebilde nach und nach auflöſt und ſeine Theile oder Genoſſen den Stoff zu neuen Gebilden geben.

Als viertes Merkmal charakteriſiert das Leben das Streben nach Individualiſierung des Organismus, d. h. die ſeinem angebornen Intereſſe entſprechende Eigenart in ſich und Abgeſchloſſenheit nach außen zu erreichen. Wir wiſſen, daß dem Ich eines bewußten Geſchöpfes nur das Bewußtſein als Wirklichkeit gelten kann, während alles übrige der Vorſtellungswelt angehört. Die Individualiſierung hat zur Folge, daß das Geſchöpf, in dem Maße, als es einer höher entwickelten Gattung angehört, nach beiden Richtungen ſeiner Gedankenwelt das Ich abzuſchließen und dem Bewußtſein anzufeſſeln ſtrebt. Während bei den niederſt organiſierten Geſchöpfen die Bewußtſeinsperipherie, beziehungsweiſe die Abgrenzung des Individuums mannigfach in Frage geſtellt wird durch die Spaltung, Sproſſung, Theilung und Conjugation, iſt das Ich der hochentwickelten Geſchöpfe unzweifelhaft mit deſſen Bewußtſeinsperipherie beſtimmt. Dieſe Geſchöpfe haben ihre Organe unter der Herrſchaft ihres Bewußtſeins und des ihm angebornen Intereſſes, wodurch die Individualiſierung nach außen unzweifelhaft wird. Im Menſchen erwacht ſogar die Individualiſierung gegenüber ſeinem Zuſammenhange mit dem Abſoluten, welche aber auch dahin entarten kann, daß er dieſen von ſich weiſt und in ſich nur die unabhängige Individuation des Stoffes ſieht. Das Individualiſierungsſtreben ſteht alſo mit dem höheren Organismus und dem reicheren Bewußtſeinsleben im Verhältnis. Gleichzeitig aber, ſozuſagen als innere Logik der Natur, hat die kräftigere Individualiſierung ein Abnehmen der Vermehrungsfähigkeit zur Folge. Die Individuation ſteht im umgekehrten Verhältnis zu der Fortpflanzung der Art. Die geringſt individualiſierten Geſchöpfe haben eine ungeheure Vermehrungsfähigkeit, während der Menſch und einige höchſtentwickelte Thiere die geringſte Vermehrungsfähigkeit haben.

Die Thatſache, daß die Individualiſierung des Gebildes mit der Höhe der Entwicklung immer ausgeſprochener hervortritt, charakteriſiert ſich in der anorganiſchen Welt dadurch, daß die Individualität im einzelnen

Gebilde in der Regel verschwindet, weil sie in der ganzen Species einheitlich zum Ausdruck kommt.

In der socialen Welt ist das Individualisierungsstreben ebenfalls vorhanden und steht in Relation mit der Heftigkeit des schöpferischen Bedürfnisses und des entwickelnden Interesses, mit der Klarheit und Abgeschlossenheit der leitenden Ideen. Sind letztere verschwommen, wodurch sich die Genossen des Socialgebildes nicht bedingungslos demselben angehörig fühlen, dann wird das Gebilde auch keine scharf umgrenzte Individualität sein, sowohl was seinen Umfang als auch was seine inneren Antriebe betrifft; es wird unklar begrenzt und geleitet in seiner Umgebung leben; es wird sich leicht theilen und auch conjugieren. Je schroffer sich das schöpferische Interesse des Gebildes den Interessen der Umgebung entgegenstellt, je mehr es sich nach Herkunft und socialen Beziehungen als Besonderheit ansieht, desto schärfer tritt die Individualität hervor, desto mehr ist es nach außen abgeschlossen und ungeneigt, Genossen aufzunehmen, wenn diese nicht voll seinem Interesse angehören. Je unausgesprochener die Individualität ist, desto leichter und vielseitiger differenziert sie sich, während ein streng abgeschlossenes Gebilde mit schroff abweisendem Interesse, wie z. B. der Adel, sich nur schwer differenziert, und wenn doch, seine Eigenart streng behauptet. Der Individuationsgrad wirkt sogar auf die individuelle Fortpflanzung zurück; die Genossen scharf individualisierter Gebilde sind zur Fortpflanzung weniger geneigt als solche mit unausgesprochener Individualisierung. Während die privilegierten Stände mit der Vermehrung zurückhalten, sehen wir die unteren Gesellschaftsschichten sich derselben zwanglos hingeben.

Als fünftes Merkmal des Lebens gilt die Befähigung zur Wahrnehmung. Sie hat ihren Ursprung in dem physiologischen Interesse, welches das Bewußtsein antreibt, sich von außen Vorstellungen zu verschaffen. Da die Entwicklung des Geschöpfes und im weiteren Sinne der Art unter dem Einflusse dieses Strebens vor sich geht, entstehen die Sinnes- oder Wahrnehmungswerkzeuge. Die Wahrnehmungsfähigkeit ist bei dem einzelnen Geschöpfe nur eine Consequenz seiner Bedürfnisse und seiner Entwicklungshöhe. Je höher entwickelt der Organismus und je kräftiger sein angebornes Interesse ist, desto stärker hat sich seine Wahrnehmungsfähigkeit entwickelt, und zwar durch reich ausgestattete Sinneswerkzeuge sowohl als auch durch einen Bewußtseinsorganismus, der über die Perception zur Apperception und Ideenassociation im Sinne des Interesses vordringt. Auch bei den socialen Gebilden hängt die größere oder geringere Wahrnehmungsfähigkeit

im Sinne ihrer Interessen von deren größerer oder geringerer socialer Entwicklungshöhe ab. Ein socialer Körper hat streng genommen nur für sein Interesse ein Empfinden, das in dem Maße heftiger ist, als es dem physiologischen Interesse des einzelnen Menschen näher steht. Niedere sociale Gebilde haben überhaupt keine anderen Bedürfnisse als unentbehrliche; ihr Empfinden hiefür ist heftig, aber ihre Wahrnehmungsfähigkeit ist kurzsichtig, sodaß der sociale Körper in Ruhe verharrt, bis er durch einen unmittelbaren Mangel zur Thätigkeit aufgestört wird. Hochentwickelte sociale Gebilde umfassen mit ihrem Interesse weite Gebiete menschlicher Vorstellung, ihre Wahrnehmungsfähigkeit ist daher empfindlich, ohne in der Regel eine heftige Action zu erwecken. Nur wenn es sich um Angelegenheiten handelt, die in Wechselbeziehung mit dem Lebensinteresse des Gebildes stehen, dann zeigt sich die äußerste Befähigung frühzeitiger Wahrnehmung über das Gebiet der Sinnesvorstellung hinaus; die Voraussichtigkeit der Wahrnehmung ersetzt bei solchen Gebilden die Heftigkeit des Empfindens unentwickelter socialer Körper in ähnlichen Verhältnissen.

Wir haben gesehen, wie bei allen fünf Merkmalen des Lebens Analogien zwischen dem Werden, Vergehen und Aufbau organischer Geschöpfe und socialer Gebilde bestehen, die auf der Gleichheit der Gesetze beruhen, welche die Entwicklung der organischen Welt beherrschen. —

Wir wissen, daß der menschliche Körper ein Vermehrungsproduct der Keimzelle ist, welche bereits in sich das Leben des Individuums enthält. Jede entwickelte Zelle lebt und entspricht lebensvoll der Function, welche ihr im Aufbau des Körpers zufällt. Bereits in den Zellen findet die Anpassung und Vervollkommnung statt, welcher das ganze Individuum theilhaftig wird. Wir vermöchten uns die Functionen des menschlichen Körpers ohne das Leben jeder einzelnen Zelle nicht zu erklären.

Stellen wir uns die Lebensimpulse im allgemeinen als Bewegung der Nervensubstanz vor, so erklärt uns dies wohl, daß von dem einen Ende eines Nervenstranges zum anderen Vorstellungen und Willensacte mitgetheilt werden, wir begreifen aber nicht, wie die Reize, welche von außen zum Bewußtsein und von dem Bewußtsein zu den Muskeln fortgepflanzt werden, entstehen und in den Muskeln zur Bewegung überführt werden können. Nun wissen wir aber, daß nicht bloß ein von den eigenen Nerven auf die Muskeln, sondern auch ein fremder, auf entblößte Muskeln ausgeübter Reiz diese zu einer Kraftäußerung veranlaßt, die gewöhnlich in einem außerordentlichen Mißverhältnis zur Kraftäußerung des Anreizes steht.

Diese Selbstthätigkeit der Muskeln liegt darin, daß die Muskelzellen lebend sind, daß also das Muskelgewebe eine Individuation in dem Gesammtorganismus bildet, die aber der Individuation desselben untergeordnet ist. Alle Organe, mögen sie die körperliche Fortbewegung oder die Ernährung, die Fortpflanzung u. s. w. besorgen, werden bewußt oder durch automatische Thätigkeit des Nervensystems in der Function erhalten, welche dem Lebensplane des Gesammtorganismus entspricht. Daß sie aber ihre Function erfüllen, liegt in dem selbstthätigen Leben des Zellgewebes. Wir können uns nun vorstellen, daß zwischen den Lebensfunctionen und der Lebenseinheit des Individuums eine organische Übereinstimmung herrschen muß; diese besteht, weil alle Zellen individuelle Schöpfungen der Keimzelle sind, welche ja selbst der Mikrokosmos des bewußtseins- und interesseneinheitlichen Individuums ist. (Siehe Seite 55.) Kommt ein Organ in Widerspruch mit den Anreizen des Bewußtseinsorganismus — was sowohl bei Muskeln als auch bei den Organen des Stoffwechsels geschehen kann —, oder veranlassen die Anreize die Organe und die Muskeln zu Functionen, die mit dem Lebensplane des Gesammtorganismus, also mit seinen angebornen Interessen nicht übereinstimmen, so ist das Individuum krank, d. h. die Lebensthätigkeit der Zellen wirkt nicht mehr oder nicht ganz für das Gedeihen des Individuums, sondern es bestehen innere Gegensätze, die auch zum Tode führen können.

Das Leben des Individuums wurzelt also nicht bloß — wie der Uneingeweihte voraussetzt — in dem Bewußtseinssitz, sondern jede Zelle ist an sich lebendig und so das ganze Geschöpf von zahllosen Lebenselementen erfüllt. Nur bei einer solchen Erklärung vermögen wir die Entwicklung und den Lebensproceß der Organismen zu verstehen. In dieser Thatsache ist die Theilbarkeit niederer Organismen und die Befähigung der Theile, sich zu neuen Individuen auszugestalten, wie wir es bei den meisten Pflanzen und bei den Weichthieren beobachten, begründet; darin liegt die Befähigung höherer Organismen, verlorene Theile ihres Aufbaues im Sinne ihres morphologischen Lebensplanes zu ersetzen, wie bei den Reptilien; darin liegt bei den höchsten Organismen die Befähigung, in jedem Theile ihres Körpers ein besonderes Leben zu führen unabhängig von der Centrale des Bewußtseins, was sich besonders in dem Stoffwechsel, in der Bekämpfung pathogener Einflüsse, überhaupt im physiologischen Proceß zeigt. Daß sich im Menschen scheinbar der Lebenssitz auf gewisse Organe concentriert, liegt in der Complicierтheit seines Organismus und in den hochentwickelten Zwecken seiner Bewußtseinsorgane.

Es wurde schon früher darauf hingewiesen, daß die intellectuelle Entwicklung eines Geschöpfes auf Kosten bewußter Functionen untergeordneter Nervencentren stattfindet; das Leben aller Zellen wendet sich immer mehr einem bewußtlosen, physiologischen Proceß zu, um das bewußte Leben auf intellectuelle Functionen zu concentrieren, — um es immer mehr über den vegetativen Theil der Entwicklung zu erheben und der Vorstellungswelt zuzuwenden. Je höher entwickelt das Geschöpf ist, desto mehr wird die Fortdauer seines individuellen Bestandes von einer streng bestimmten Constellation der Kräfte und Wechselwirkung der complicierten Organe abhängig. Während daher bei niederen Organismen kein eigentlicher Lebenssitz zu finden ist und die Neuentwicklung abgetrennter Theile zu Individuen selten durch die Zerstörung eines Hauptorganes unterbrochen werden kann, weil das bewußte Leben mehr in die Gemeinsamkeit der Zellen verlegt ist, — wird bei hochentwickelten Organismen, trotz des Lebens aller Zellen, von dem Leben der bewußtseintragenden Zellen der Bestand des Individuums abhängig und mit ihrer Zerstörung auch das Leben der übrigen Zellen dem Verfall überantwortet. Je reicher das Bewußtseinsleben ist, also die Möglichkeit besteht, über das physiologische Interesse hinaus seine Lebenskraft auch noch anderen Interessen zuzuwenden, desto mehr wird jeder Zelle eine bestimmte Aufgabe im Organismus für dessen Erhaltung und Entwicklung zufallen. Durch diese Theilung der organischen Arbeit wächst die gegenseitige Abhängigkeit der Theile für die Fortdauer des Lebens, und das Individuum ist größeren Gefahren ausgesetzt, mit dem Leben entscheidender Organe auch das Leben aller mitwirkenden einzubüßen. Die biologischen Forschungen, insbesondere die Vivisection der Hirn- und Nervenorgane, haben gelehrt, wie weit die Theilung dieser Lebensarbeit geht, und auch gezeigt, daß der höhere Organismus für die Bedrohung seines Bewußtseinssitzes empfindlicher ist als der niedere; es vermag sich wohl noch in einem hirnlosen Frosch, einem hirnlosen Huhn einige Zeit das Leben zu erhalten, aber schon nicht mehr in einem hirnlosen Säugethier.

Vergleichen wir diese biologischen Thatsachen mit der Wesenheit eines socialen Gebildes, so zeigt sich, daß dieses denselben Gesetzen der Entwicklung, des Lebens und Vergehens unterworfen ist. Jedes sociale Gebilde besteht aus Individuen, welche gleich den Zellen im Organismus Leben für sich haben; diese Individuen wirken, abgesehen von ihrem besonderen Leben, an dem Leben der socialen Individualität mit, und

zwar jedes nach der Aufgabe, die ihm innerhalb des Socialgebildes zufällt. So wie sich im einzelnen Geschöpfe die Zellen im Sinne des angebornen Interesses der Gattung und des Individuums entwickeln, erhalten und vermehren, absterben und ausscheiden, so auch wirken und leiden die Mitglieder eines Socialgebildes im Sinne des leitenden Interesses, welches sie in dem socialen Verbande zusammengeführt hat. Dieses Interesse weist jedem Gesellschaftselement nach seiner Befähigung eine bestimmte Aufgabe zu; es festigt oder lockert den Verband, zwingt Einzelne, auszuscheiden, ja auch für den Verband zu sterben.

An der Hand der biologischen Gesetze erkennen wir zwei Haupterscheinungen im Socialgebilde:

1. daß die Gesellschaftselemente bei ihrer verschiedenartigen Thätigkeit im Gebilde nicht gleichwertig sein können, sondern eine niedere vegetative, oder eine höhere, bewußt leitende Bestimmung haben;

2. daß sich diese Ungleichheit, die Compliciertheit der socialen Organisation, die geringere oder größere Irritabilität des Ganzen durch das Schicksal einzelner Elemente und die geringere oder größere Abhängigkeit des Fortbestandes der socialen Individualität von der ungestörten Wirksamkeit leitender Organe nach der niedereren oder höheren Entwicklungsstufe des Socialgebildes richten.

Wir sehen in dem einfachsten, durch die Natur am selbstverständlichsten vorgezeichneten Socialverbande, in der Geschlechtsgenossenschaft, daß schon der Geschlechtsunterschied und, mit Bezug auf Ascendenz und Descendenz, die unabänderlich auf- oder abnehmende Lebenskraft jedem Individuum seine Aufgabe im Geiste des Familieninteresses zuweist, daß hier eine unabänderliche Ungleichheit der Gesellschaftselemente besteht. In den ursprünglichsten Socialgebilden der natürlichen Abstammung, wie der Horde, sind die Genossen, den Zellen der niedersten Organismen entsprechend, gleichwertige Träger des Lebens. Das sociale Leben der Urmenschen ist vergleichbar mit dem der reich proliferierenden Urthiere; in beiden Fällen hat die Außenwelt noch keine differenzierenden Einflüsse gewonnen, und abgesehen von der Wirkung des natürlichen Lebensprocesses und der Fortpflanzung besteht kein Unterschied in der Aufgabe des Einzelnen. Wo sich durch gewisse Umstände eine Gruppe abtrennt, entsteht leicht eine neue Horde, in der sich wieder das Leben des Ganzen in der ungestörten Erhaltung des Lebens des Einzelnen ausspricht. Wie die höhere Entwicklung der Organismen der wachsenden Einwirkung der Außenwelt

zuzuschreiben ist, so werden auch die Socialgebilde mit dem wachsenden Einflusse socialer Berührungen complicierter, in ihrem Leben empfindlicher und in ihren Theilen ungleicher. Das leitende Interesse verlangt eine wachsende Theilung der Arbeit; die Gesellschaftselemente erhalten einen verschiedenen Wert für die Durchführung der socialen Aufgabe und für den Lebensbestand des Gebildes. Da kann es sich ergeben, daß solche Gebilde durch die Vernichtung eines Individuums in ihrem Leben bedroht sind, wie wir es von dem Untergange einzelner Staaten bei dem Tode der Gründer derselben, von dem Aufhören gesellschaftlicher Verbände mit dem Tode der leitenden Persönlichkeit wissen. So wie bei jedem Geschöpfe das angeborne Interesse den Lebensplan vorzeichnet und dessen Erlöschen mit dem Tode zusammenfällt, so ersteht, lebt und vergeht das Socialgebilde mit seinem leitenden Interesse. So wie der Lebenskeim durch Heranziehung von kraftspendenden Stoffen wächst und bei seinem Tode der Stoff sich neuen Lebensbestimmungen zuwendet, so auch sammelt der Träger des leitenden Interesses als Keim des Socialgebildes Gesellschaftselemente zum Wachsthum des Verbandes, während mit dem Erlöschen des verbindenden Interesses der Verband zerfällt und die Elemente sich auf Grund anderer Interessen neuen Verbänden zuwenden.

Eine wesentliche Veranlassung, daß die sociologische Einsicht so lange gezögert hat, eine Gesetzeseinheit der Biologie und Sociologie zu erkennen, wurzelt in der scheinbar beweglichen Freiheit der Gesellschaftselemente im Vergleich zu den Zellen (Biophoren) im Organismus. Die Zelle gehört diesem scheinbar dauernd an, kommt und vergeht mit dem Individuum und vermag nicht wie das Gesellschaftselement den Verband zu wechseln, oder sogar mehreren Gebilden anzugehören. Die Möglichkeit, trotzdem die Gesetzeseinheit zuzugestehen, liegt vor allem darin, daß organischen sowie socialen Gebilden der einheitliche Ursprung aus der Urkraft zukommt. Wenn sich ein Organismus auf Grund seines angebornen Interesses aus seinem Keime entwickelt, so steht er alsbald der Außenwelt individualisiert und vereinzelt gegenüber, in welcher Lebenslage er weder seiner gattungsmäßigen Bestimmung nachzukommen, noch im allgemeinen sich zu erhalten vermag. Da die Fortpflanzung gleichsam eine Ausdehnung des Individuums über das eigene körperliche Maß ist, zwingt das angeborne Interesse das Individuum, über seine Körper-Gefühlssphäre hinaus Beziehungen zu eröffnen und so im Vereine mit interessenverwandten Individuen Socialverbände zu bilden, was ebenfalls eine Ausdehnung des Individuums über

das Maß seiner körperlichen Interessen hinaus ist. Dasselbe Interesse, welches das Geschöpf somatisch und dann zum Bewußtsein entwickelt, nöthigt es auch zu socialen Beziehungen, weil es sonst seinen engeren Lebensplan unerfüllt läßt und ihn Störungen aussetzt. Die socialen Beziehungen, mithin die Socialgebilde sind daher eine Consequenz unserer biologischen Entwicklung, der in ihr wirkenden Urkraft und der differenzierenden Individuation. Die Selbsterhaltung, das physiologische Interesse, das Vervollkommnungsstreben unseres Individual- und Socialinteresses, das Fortpflanzungsstreben unseres Gattungsinteresses zwingen zu socialen Beziehungen. So können wir der socialen Entwicklung, als weiterer Wirkung der in der Entwicklung des Geschöpfes thätigen Ursachen, auch keine anderen Gesetze beimessen als die, welche dem biologischen Vorgange eigenthümlich sind, — wie im Zurückgreifen auf die früheren Entwicklungsvorgänge die Gesetze der Chemie, der Physik, der Mechanik, der Geologie und endlich der Kosmologie grundlegend sind. So stellt sich von selbst die Gesetzeseinheit der Welt dar; die Schwierigkeit, sie einzusehen verschwindet vor der Erkenntnis der durchgreifenden Bedeutung des anhaftenden Interesses für alle Individuationen der Urkraft.

So wie wir in der Entwicklungsreihe der bewußten Geschöpfe ein Wachsen der Bewußtseinskräfte beobachten, wodurch das Individuum immer mehr sein Interesse durch ausgreifende Gedankenverbindungen zu wahren sucht, so auch wachsen die diese Veränderung begleitenden socialen Erscheinungen immer mehr aus dem unmittelbaren Bereiche des physiologischen Interesses heraus und gewinnen einen geistigen Inhalt, wobei wir aber nicht vergessen dürfen, daß dieser Inhalt doch stets den Kern seiner Wesenheit in jenem physiologischen Interesse hat.

Je niederer der Organismus steht, desto einfacher hängt das Socialgebilde, welchem er angehört, mit den materiellen Angelegenheiten der Gattung zusammen. Die Gesellschaftsgebilde der Pflanzenwelt sind nur das Product ihrer sich ausbreitenden Vermehrung, — jene der Thierwelt sowohl dies, als auch ein Product der auslesenden Zuchtwahl, der Vereinigung für Raub und Vertheidigung gegen andere Arten; auch für die Menschen sind ursprünglich dieselben Veranlassungen gesellschaftlicher Vereinigung gegeben, aber mit der zunehmenden Cultur wird schon die mittelbare Befriedigung der Bedürfnisse Veranlassung zur gesellschaftlichen Vereinigung, deren Zusammenhang mit dem realen Interesse des Individuums oder der Gattung erst durch Ideenverbindungen erkannt werden kann.

Dadurch erlangen aber die menschlichen Socialgebilde manchmal eine Flüchtigkeit des Zusammenhanges und gleichsam einen geistigen Inhalt, die ihre Beziehungen mit der realen Grundlage unserer Entwicklung schwer erkennen lassen. Solche Socialgebilde erheben sich, wie die unserem Gehirn entwachsenden Gedanken, oft in eine Welt scheinbar bloß geistiger Beziehungen, ohne daß darum dort wie hier diese Gedanken einen andern Ursprung haben als unsere Entwicklungsreihe und den uns bildenden und kraftvermittelnden Stoff. Durch diese Erhebung der socialen Welt in die Welt der geistigen Beziehungen wird aber die Giltigkeit der biologischen Gesetze darum nicht aufgehoben, weil alles Geistige in der Realität der Thatsachen und Erscheinungen wurzelt. Wir müssen nur diese biologischen Gesetze sinngemäß aufzufassen wissen. Je näher die Veranlassung zu einer socialen Vereinigung dem physiologischen Interesse steht, desto weniger kann sich ein Gesellschaftselement dem Verbande entziehen; es wird gleich der Zelle im Organismus in seinem Verbande entstehen und vergehen. Das betrifft die meisten auf der Abstammung beruhenden Verbände. Erhebt sich die Veranlassung des Verbandes in jenen Bereich flüchtiger Beziehungen, deren Aufrechterhaltung wohl für das Schicksal des Individuums eine verhältnismäßige Bedeutung haben kann, es aber doch nicht absolut entscheidet, dann kann auch das Individuum den Verband wechseln. Es ist das jene sociale Beweglichkeit, die mit der Flüchtigkeit der Gedanken unseres Bewußtseinsorganismus in Relation steht. Diese Beweglichkeit ist aber durch das angeborne Interesse des Individuums begrenzt; denn wenn es dessen realen Theil mißachtet, so verfällt es dem biologischen Gesetze, wonach die unselbständige Zelle stirbt, wenn sie aus jenem organischen Zusammenhang tritt, der sie entwickelt hat. Übrigens ist, wie wir schon früher angedeutet, der Wechsel des Socialverbandes durch Individuen auch nach den Gesetzen des Stoffwechsels zu beurtheilen, wonach Zellen und Stoffe ausgeschieden werden, wenn sie dem Interesse des Individuums schädlich sind, anderseits durch die physiologischen Vorgänge Stoffe aufgenommen und zu Biophoren entwickelt werden. Wenn ein Individuum noch nicht oder nicht mehr mit dem leitenden Interesse eines Socialgebildes fühlt, ist es demselben auch kein Lebenselement; es ist für den Verband fremd, ob es ihm materiell noch angehört oder bereits ausgeschieden ist. Wie in jedem Organismus das Vorhandensein kranker Zellen, feindlicher Organismen, gesundheitsschädlicher Stoffe ein Fieber hervorruft als äußerliche Erscheinung der Vertreibung und Ausscheidung dieser pathologischen Vorkommnisse (Phagocyten-

Hypothese), so auch entsteht in jedem Socialgebilde eine fieberische Aufregung gegen interessenwidrige Gesellschaftsgenossen, und der Verband ruht nicht eher, bis er diese vertrieben hat, oder er stirbt an dieser socialen Erkrankung. Mag der Verband noch so flüchtig sein und der Wechsel seiner Mitglieder noch so häufig, dieser Stoffwechsel ändert nichts an dem Bestande seiner Individualität, wenn sie sich überhaupt — und auf das kommt es bei jedem Organismus an — zu erhalten vermag. Auch die Thierwelt hat Geschöpfe, wie die Medusen, deren innerer Zusammenhang so locker ist, daß ihre Individualität schwankend erscheint, ohne aber wirklich aufgehoben zu sein.

Wir haben gesehen, daß die Entwicklungsreihe der organischen Welt auf der Variierung der Arten basiert, herbeigeführt durch das Streben der Urkraft, die Geschöpfe nach den vorhandenen Lebensbedingungen zu vervollkommnen. Alle Variierung ist aber eine Individualisierung, und der Ursprung aller Arten beruht in der differenzierenden Individuation der Ursprungsgattung. Die constante gleichartige Individualisierung von Geschöpfen führt zu einer besonderen Gattung, beziehungsweise Art; so hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach die organische Welt im Wege der Individualisierung in eine genetische Reihenfolge von Arten und Varietäten entwickelt. Würde diese Reihenfolge noch erhalten sein, so wäre es möglich, die Entwicklung der organischen Geschöpfe ebenso sicher zu verfolgen, wie die geognostische Zusammensetzung der Erdrinde den Ursprungswechsel der Schichten immer deutlicher erkennen läßt. Die geologischen Vorgänge, der Kampf ums Dasein und die Zuchtwahl haben aber den sichtbaren Beweis der Entwicklungshypothese unserer Einsicht entzogen; eine unermeßliche Zahl von Mittelsgliedern in der Entwicklungsreihe der Organismen ist vernichtet; nur einzelne Arten lassen die Entwicklung aus früheren Arten durch die uns bekannten Ursachen erkennen, und nur in sehr wenigen Arten ist ein Wechsel der Varietät im Wege der Geschlechtsbeziehungen möglich. So stehen sich die Organismen theilweise schroff in Reiche, Gattungen und Arten gesondert gegenüber, sodaß das Gattungsbewußtsein innerhalb der engen Grenzen der Arten abgeschlossen ist. Fortgesetzt mehren sich jedoch die Anzeichen, daß die Continuität der Entwicklungsreihen aller Organismen unzweifelhaft sei; zahlreiche Forschungsgebiete greifen in einander, um die Wahrheit jener Annahme immer zwingender zu machen; neuestens gelingt es sogar der bloß beschreibenden Forschung über die Thierwelt des australischen Continents, das Vertrauen in die Möglichkeit eines lebenden Beweises jener Hypothese zu heben. All dies

läßt es wissenschaftlich zulässig erscheinen, auch die gegenwärtig abgesondert dastehenden Arten aus dem Gesichtspunkte der Entwicklungsreihe zu beurtheilen und es auszusprechen, daß keine Entwicklungsursachen zu wirken aufgehört haben. Auch die bestehenden Arten werden durch das bedingte Vervollkommnungsstreben, durch Zuchtwahl und Wechsel der Lebensbedingungen noch fortwährend entwickelt. So können wir sagen, daß auf alle Geschöpfe wie seit jeher so auch heute und künftig zwei große Principien einwirken, nämlich die genetische Zusammengehörigkeit auf Grund der gemeinsamen Herkunft und die individualisierende Differenzierung auf Grund der Verschiedenheit der Lebensbedingungen.

In der vervollkommnenden Individuation liegt die Nothwendigkeit, daß der einzelne Mensch seinem angebornen Interesse nachlebe, um für sich und seine Nachkommen an der bedingten Vervollkommnung der Art Antheil zu nehmen. Dieses Streben fördert aber eine unbegrenzte Differenzierung, welche die Ungleichheit der Individuen in ihrer Umgebung herbeiführt. Da der Mensch für sein angebornes Interesse alle sich darbietenden Lebensbedingungen heranzieht, auch solche welche weit außerhalb der physiologischen Bedürfnisse zu liegen scheinen, so bemächtigt sich diese Ungleichheit auch aller Gebiete des gesellschaftlichen Lebens. In der Gesellschaft wird aber hiedurch nicht mehr bloß jene Ungleichheit herrschend, welche für die gebotene Theilung der socialen Arbeit nothwendig ist, sondern auch eine Ungleichheit, welche in der Entartung des Individualisierungsdranges, in einer Übertreibung der Differenzierung beruht und einzelne Socialgebilde oder die Gesellschaft im allgemeinen erkranken macht. Da tritt dem Differenzierungsprincip dasjenige der Gattungseinheit gegenüber, um die Differenzierung auf jenes Maß zu beschränken, welches den allgemeinen Bedürfnissen der Gattung und ihrer artgemäßen Verbände entspricht; denn die individuelle Vervollkommnung kann mit den Gesetzen der Natur, mit dem Wandel der Lebensbedingungen und mit den socialen Bedürfnissen der Art nicht in Widerspruch kommen. Der Daseinskampf regelt diesen Gegensatz zwischen Individual- und Socialinteresse; es kommt jene Herstellung des Gleichgewichtes der widerstreitenden Kräfte zur Geltung, welche auch in der kosmischen, physikalischen und chemischen Welt waltet.

Wenn einerseits die geologischen Vorfälle den Zusammenhang der organischen Entwicklungsreihe unterbrochen haben und anderseits der Mensch durch seine intellectuelle Überlegenheit die Alleinherrschaft über alle Geschöpfe

erlangt, so kann nicht geleugnet werden, daß in der ursprünglichen Entwicklungsweise der Gattungen und Arten eine Veränderung Platz greift; das natürliche Walten der bekannten Entwicklungskräfte wird, wenn auch nicht principiell — was unmöglich ist —, so doch formell mannigfach gestört, gehemmt und beeinflußt. Der Mensch mit seiner Cultur, die ja nur ein Product seiner natürlichen Vervollkommnung ist, ordnet die übrigen Geschöpfe seinen Interessen unter; er beeinflußt die Variierung der Arten für seine Zwecke, wodurch die natürliche Differenzierung mannigfach durchbrochen wird; der Mensch vernichtet eine Unzahl ihm schädlicher Arten und verringert so die Vielgestaltigkeit der Geschöpfe. Es ist nicht schwer vorauszusehen, daß die Erde nach einiger Zeit überwiegend domesticierte Arten ernähren wird, während alle übrigen Arten, insofern sie den Ernährungskreis der Menschen und ihre Lebensbedingungen beeinträchtigen, der Ausrottung oder wenigstens einer intensiven Bekämpfung ausgesetzt sind. Der irdische Schöpfungskreis wird durch die Cultur so beeinflußt, daß die Entwicklungskräfte einen im menschlichen Interesse eingeschränkten und sogar geleiteten Wirkungskreis haben. Die Naturkräfte in diesem Interesse zu beherrschen, ist ja das Hauptmerkmal der Cultur und die Folge der intellectuellen Vervollkommnung des Menschen. Der Daseinskampf muß sich aber durch diese Erscheinung nothwendig von allen organischen Geschöpfen auf diejenige Art überwälzen, welche diese Beeinflussung der Natur an sich gerissen hat, auf das Menschengeschlecht. Es wird die gegenseitige Vernichtung von den ausgewählten Geschöpfen abgehalten, weil der Mensch deren Schicksal seinem Interesse untergeordnet hat. Wenn nun die artentwickelnden Kräfte überwiegend im Menschengeschlechte thätig sind, so mußte aus diesen Verhältnissen und bei wachsender Vermehrung der Menschen ein allseitiger Vernichtungskampf derselben unter sich Platz greifen.

In der That ist dieser Vernichtungskampf weit über die geschichtliche Kenntnis hinaus innerhalb der Menschen bereits thätig. Krieg, Politik und Verbrechen sind die durch die Cultur entwickelten Erscheinungen dieses Kampfes, Erscheinungen, welche bloß formell von dem Daseinskampfe der übrigen Geschöpfe und wahrscheinlich auch der Menschen in der Urzeit unterschieden sind. Sie sind bereits die Consequenzen des Umstandes, daß die menschliche Art von der Entwicklung des körperlichen Ausbaues zu einer vorwiegenden Entwicklung des Bewußtseinsorganismus vorgeschritten ist. Wohl ist auch bei den höchststehenden Thieren der Daseinskampf mit mancher List ausgestattet, aber eine weite Voraussicht in der

interessengemäßen Durchführung dieses Kampfes ist nur dem Menschen infolge seines überlegenen Intellects eigen. Wenn auch noch heute und wahrscheinlich für lange Zeit der politische Vernichtungskampf unter den menschlichen Rassen und Stämmen fortdauern wird und die erwähnte Reducierung der Verschiedenheit derselben fortschreitet, wenn auch unter den Menschen immer deutlicher nur gewissen Rassen und Stämmen die Herrschaft auf dem Erdkreise zufällt, — so tritt doch anderseits in der Entwicklung der Menschen die natürliche Consequenz ihrer wachsenden Intelligenz hervor: die wachsende Macht socialer Beziehungen. In dem Menschengeschlechte findet die artbildende Urkraft wahrscheinlich die höchste Leistung, welche den Lebensbedingungen der Erde abzugewinnen ist, — und hiedurch wird, identisch mit der kosmischen Ordnung, jenes Gleichgewicht in der organischen Schöpfung unseres Planeten hergestellt, der die sociale Ordnung der Menschheit entwächst; sie schränkt die individualisierende Differenzierung auf das Maß der genetischen Zusammengehörigkeit wieder ein.

Seit jeher bestanden sociale Beziehungen zwischen den Gliedern jeder Art, hervorgegangen aus den Geschlechtsbeziehungen. Auch der Mensch war in seinem thierischen Zustande allein diesen Beziehungen unterworfen; aus ihnen sind alle jene Verbände hervorgegangen, innerhalb welcher der erwähnte Vernichtungskampf im allgemeinen sistiert war, von denen er aber mit blutsfremden Verbänden geführt wurde. Durch die Cultur, ihren Verkehr und die erweiterten Geschlechtsbeziehungen der Menschen vergrößerten sich diese Verbände zu Stämmen, Völkern u. s. w. Das Socialinteresse entwickelte sich, wodurch der Mensch zur Einsicht kam, daß er seinem physiologischen und Individualinteresse viel mehr zu entsprechen vermöge, wenn er einerseits die Kräfte der Natur beherrscht und anderseits an die Stelle der gegenseitigen Vernichtung die gegenseitige Unterstützung setzt. So hat die Entwicklung des Bewußtseinsorganismus es herbeigeführt, daß der Mensch im Wege gesellschaftlicher Organisation die Nachtheile des Daseinskampfes überwindet oder paralysiert.

Die einfachen, an den Organismus der Urthiere erinnernden Socialgebilde der Urmenschen machten im Geiste der Gesetzeseinheit der Natur eine Entwicklung durch, welche sie immer mehr dem Aufbau höherer Geschöpfe verwandt zeigt. Die Gleichheit der Gesellschaftsmitglieder verschwindet wie die Gleichwertigkeit der Zellen im Aufbau höherer Geschöpfe. Im Interesse der Aufhebung der schädlichen Wirkungen des

Daseinskampfes erhalten die Gesellschaftsgebilde eine Organisation, in der die verschiedenen Aufgaben der Gesellschaftsglieder die Bürgschaft bieten, daß jedes nach einem leitenden Interesse die Interessen Aller fördert. Weil nun der Mensch in seiner hohen Bewußtseinsentwicklung erkennt, daß die sociale Entwicklung seine individuellen Interessen auch im politischen Kampfe zu wahren vermag, so kräftigt sich immer mehr der sociale Theil seines angebornen Interesses. So verliert auf dem natürlichen Wege der biologischen Entwicklung die individualistische Differenzierung der Menschheit einen Theil ihrer gesellschaftsfeindlichen Wirkung; an deren Stelle tritt die sociale Entwicklung mit wachsender Vervollkommnung des Bewußtseinsorganismus.

Ein systematisches Eindringen in die sociale Natur der Menschen wird die Einsicht in die Gesetzeseinheit aller Erscheinungen vermehren, und unter steter Anlehnung an die gesicherten Lehren der Naturwissenschaften werden wir die Gewißheit der genetischen Übereinstimmung der socialen mit allen andern Lebenserscheinungen gewinnen.

IV. Der sociale Proceß des Menschengeschlechtes.

12. Die primitiven Socialgebilde.

Wir sind über die Ursprungserscheinungen der menschlichen Gesellschaft nicht aufgeklärt, vermögen aber durch die Überlieferung und ethnographische Forschung anzunehmen, daß das Menschengeschlecht seit jeher seiner socialen Natur unterworfen war und daß erst die späteste Entwicklung einen Individualismus, der sich seines socialen Ursprungs zu entkleiden strebt, erstehen ließ.

Die primitivsten Erscheinungen gesellschaftlicher Beziehungen wurzeln in jenen zu den Eltern, Gatten und Kindern, und die Horde, wie wir sie uns nach dem heutigen Stande der Ethnographie vorstellen, war eine Gemeinschaft zur Erhaltung der Gattung. An das Geschäft des Aufziehens der Kinder schließen sich gegenseitige Dienste für die Beschaffung der Nahrung; es ergibt sich zwanglos mit der erwachenden Geschlechtsreife die Wahl der Geschlechtsgenossen, womit sich die Gemeinschaft ungeachtet des Absterbens der Alten fortsetzt. Geschlechtsgemeinschaft, Unterstützung in der Erhaltung, besonders während der hilflosen Kinderzeit zum Zwecke der Ernährung, sind die ursprünglichsten socialen Beziehungen, welche, solange sie ungetrübt bleiben, eine fühlbare sociale Ungleichheit nicht aufkommen lassen.

Aber schon der Ernährungs- und Erhaltungszweck trägt in sich den Keim des Kampfes um das Dasein mit allen Geschöpfen, welche die gleichen Bedürfnisse haben oder selbst Mittel zu ihrer Befriedigung werden. Schon bei der Ernte der Pflanzennahrung, geschweige denn wenn die Jagd

der Erhaltung dienen soll, machen sich Schwierigkeiten in der Natur geltend, welche die Pflege der Körperkraft verlangen, mit der Zeit das Streben nach Überlegenheit entwickeln und so den verschiedenen Wert der Individuen selbst innerhalb der primitiven Horde zur Geltung bringen. Dies dürfte der Ursprung des Gegensatzes zwischen der individuellen Natur des Menschen mit dessen socialer sein. Die Erhaltung der Gattung, beziehungsweise einer Gemeinschaft, ist mithin das Sociale, und der Kampf, welcher Art immer, das Individuelle in unserer Natur; das Sociale ist das Ursprüngliche, das Individuelle ist die Consequenz dieses Ursprungs. Im socialen Ursprunge wurzeln alle Beziehungen, die Versöhnung und Gegenseitigkeit der Interessen, in der individuellen Variierung alle Störungen, der Kampf und alle Gegensätze. In der physischen Welt äußert sich die sociale Natur als Liebe, die individuelle als Haß; die Liebe ist die Manifestation des Absoluten, woher alles ausging und wohin alles zurückkehrt; das Individuelle ist die vergängliche Erscheinung der einzelnen Existenz.

So treten mit dem Beginn des socialen Processes sofort jene zwei natürlichen Gegensätze hervor, welche sich scheinbar unversöhnlich zwischen Entstehen und Vergehen gegenüberstehen, die aber, wie schon die ursprünglichste Gemeinschaft zeigt, durch die socialen Triebe im Individuum relativ aufgehoben erscheinen; das natürliche Ideal der menschlichen Gattung, eine befriedigte Individualität in dem Rahmen einer befriedigten Gemeinschaft, dürfte in der Horde annähernd seinen Ausdruck gefunden haben. Dieser Zustand ist von einer gewissen Gleichartigkeit der Individuen abhängig, wonach sich in der Horde weder eine physische noch geistige Verschiedenheit der Einzelnen, noch verschiedene Verpflichtungen unter sich, noch eine verschiedene Berechtigung vorfanden. Die individuelle und sociale Gleichheit ist die Voraussetzung individueller, socialer und politischer Übereinstimmung.

Die socialen Momente im Individuum, der Gattungs- und der Erhaltungstrieb, enthalten aber in sich die Anlässe, daß diese Gleichheit, angenommen sie sei in einer ursprünglichen Gemeinschaft vorhanden gewesen, nicht fortdauern konnte. Bei dem monistischen Grundzug alles Seins geht jeder Gegensatz aus den inneren Gegensätzen seines Ursprungs hervor; so wie das Sociale das Individuelle schafft, und das Individuelle das Sociale verneint, aber trotzdem fördert, so auch ist die Menschenvermehrung als Product des Socialen die Quelle socialer Störungen und der Erhaltungstrieb als Ursache socialer Beziehungen die Quelle des

Kampfes ums Dasein. Alle diese Wechselbeziehungen sind eine Consequenz der biologischen Entwicklung aller Organismen (siehe Abschnitt 10) und der Naturgesetze überhaupt.

Es ist wahrscheinlich, daß in der Horde auch zwischen Mann und Weib eine gewisse individuelle Gleichheit bestand; die Ergebnisse unserer Forschung schwanken darin, ob der Mann stets eine überlegene Stellung hatte. Vieles spricht dafür, daß das Weib das einigende Geschöpf in der Gemeinschaft war; die Entwicklungsweise der Fortpflanzung in der Thierwelt und die neuesten Forschungen über die natürlichen Unterschiede zwischen Mann und Weib lassen annehmen, daß das heutige Weib das atavistische Geschöpf der Gattung ist, während der Mann häufiger und intensiver variiert.* Diese Annahmen stimmen aber vollkommen mit dem Wesen des socialen Processes überein, da in der Horde, als Socialgebilde zur Entwicklung der menschlichen Gattung, eine individuelle Gleichheit bestand, die erst durch sociale Störungen aufgehoben wurde, welche hauptsächlich den Mann betrafen. Alle secundären Geschlechtsunterschiede der Menschen sind durch den Daseinskampf und die hiedurch bedingte Stellung des Mannes in der Gemeinschaft unzweifelhaft erklärt. Schon die Sicherung der Horde vor Raubthieren und noch mehr die Nothwendigkeit, zur Erhaltung des eigenen Stammes mit fremden Menschen in den Kampf zu treten, entwickelte die individuelle Überlegenheit in geistiger und physischer Hinsicht im allgemeinen und insbesondere beim Manne. Jede individuelle Überlegenheit greift aber störend in die Gleichheit der Hordenelemente ein; das Weib nimmt nach seiner sexuellen Bestimmung an diesen Störungen nur einen leidenden Antheil. Das Geschlechtsleben sowie die Ernährung werden nicht mehr in der früheren socialen Ruhe vor sich gehen. Die Störungen durch die Ansprüche überlegener Individuen gedeihen bis zu einer gewissen Höhe, worauf die Differenzierung der Gemeinschaft in mehrere eintritt.

Wohl werden die socialen Störungen anfangs in der Horde keinen heftigen Charakter zeigen; sie liegen zunächst bloß in einfachen Umständen, welche die Vermehrung und Ernährung mit sich bringen. Dazu gehört vor allem die Angelegenheit des Wohnraumes, welche, nach dem Wesen der primitiven Gemeinschaft als auf dem Geschlechtsverkehr und der

* H. Ellis, Mann und Weib. Anthropologische und psychologische Untersuchung der secundären Geschlechtsunterschiede (Leipzig 1895).

Aufziehung der Kinder beruhend, gewissen Bedingungen unterworfen ist. Vermehrt sich die Individuenzahl der einzelnen Altersstufen so sehr, daß die Mütter mit ihren Kindern in ihrer Lebensweise durch eine Überzahl bedrängt werden, wodurch auch der Geschlechtsverkehr gehemmt erscheint, so ergibt sich eine Unzufriedenheit, die zur Folge hat, daß die individuell am meisten differenzierten Individuen zur Aufsuchung eines neuen Wohnsitzes schreiten. Diese Abtrennung zieht aus allen Altersstufen Väter und Mütter nach sich, und so zerfällt die ursprüngliche Gemeinschaft in mehrere Horden mit verschiedenen Wohnsitzen, die aber untereinander in den ursprünglichen blutsverwandtschaftlichen, den Geschlechtsverkehr regelnden Beziehungen bleiben.

Dieser Vorgang ist die wahrscheinlichste Erklärung für den verwandtschaftlichen Zustand, in welchem sich die meisten Ureinwohner Australiens und seiner Inseln, auch die Indianer Amerikas befinden, oder von welchem wenigstens Rudimente eines entsprechenden Entwicklungsstadiums vorhanden sind. Da sich die Gemeinschaften oder Gruppen unter verschiedenem Totem über die ihnen zugehörigen Wohnsitze vertheilen, regeln vier Classennamen in Australien und unbekannt viele in Amerika die Geschlechtsbeziehungen. Diese Classificierung ist eine Sitte, welche auf die Geschlechtsordnung innerhalb der Horde zu verweisen scheint, welche Ordnung bei der Trennung in mehrere Gruppen beibehalten wurde.* Durch den Zerfall der Horde in Hordengruppen hat sich aber eine höhere Ordnung entwickelt, der Stamm.

Mag nun die weitere Forschung über den Zusammenhang der Gruppen, überhaupt über die Differenzierung der primitiven Gemeinschaft und die späteren Wechselbeziehungen im Stamme welche Erklärung immer geben — da es wahrscheinlich ist, daß nicht überall Verhältnisse ~~entstanden~~ wie in dem vorstehenden Beispiel —, so ist es doch gewiß, daß die Frage der Erhaltung der Gattung die differenzierende Veranlassung ist, während die Angelegenheit der Vermehrung, also die Geschlechtsbeziehungen, das socialisierende Moment zwischen den individualisierten Gruppen bildet. Es scheint, daß schon sehr früh diese Differenzierung der Horde in Gruppen unter Festhaltung der Stammeseinheit den friedlichen Ausgleich der Menschen untereinander gesichert oder wieder herbeigeführt hat. In diesem Zustande

* J. R. Mucke, Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwicklung (Stuttgart 1895).

fanden die Europäer die Einwohner Australiens, welchen — abgesehen von Acten der Blutrache und Besitzstreitigkeiten — ein friedlicher Zustand eigen war; die Horden lösten sich nach den vorhandenen ertragsfähigen Wohnsitzen in verschieden starke Gruppen auf.

Bei einer völligen Trennung vom ursprünglichen Stammeszusammenhang — wie sie besonders die insularen Verhältnisse Oceaniens herbeiführten — entwickelte sich auf Grund der Eigenart des Wohnsitzes eine neue Hordenbeziehungsweise Stammesindividualität. Wir berühren hier zum ersten mal im socialen Proceß der Menschen den Einfluß des Wohnsitzes auf die Individualität der Menschen. Daß die Lebensbedingungen, also Bodenplastik, Feuchtigkeitsgehalt, Nährstoffe, Klima, Verkehrsverhältnisse, locale Naturerscheinungen u. dgl., des Wohnsitzes die Individualität eines Stammes bestimmen und variieren, ist eines der früheſt erkannten soziologischen Gesetze. Die Sociologie hat aber nicht die Aufgabe, in diesen Zusammenhang der menschlichen Entwicklung mit seiner Umgebung näher einzugehen; für sie ist nur das Princip bedeutungsvoll, weil es auf den naturgesetzlichen Zusammenhang aller Individualerscheinungen im Menschen mit den übrigen Naturreichen sowie mit den kosmischen Erscheinungen hinweist.

Wir haben gesehen, daß die primitive Gemeinschaft alle Keime für die Individualisierung sowie auch für die Vergesellschaftung in sich enthält, wodurch die Horde, ihre Gruppen und die Stämme in einem steten Wechsel der Differenzierung und Vergesellschaftung erhalten bleiben. Die Ernährung mit ihren Störungen differenziert die Gemeinschaft, Hilfeleistung und Schutzbedürfnis vergesellschaften früher getrennte Gruppen, während die Geschlechtsbeziehungen der Einzelnen im ganzen Stamme sociale Vereinigungen herbeiführen. Individualinteressen und Socialinteressen, in stetem Wechsel wirksam, führen die Haupterscheinungen des socialen Processes herbei; sie enthalten auch in sich das leitende Princip für die ordnende Sitte; denn so verschiedenartig die Auffassung über Verpflichtungen, über gut und böse, über billig und unbillig sein kann, so bleibt doch stets grundlegend für das Ethos, daß aus den Individualbestrebungen das sittlich Verwerfliche und aus den socialen Trieben das sittlich Wohlthätige hervorgeht. Auf dem Wege der Socialisierung findet sich das Gemeinnützige, und auf dem Wege der Individualisierung vorwiegend das Gemeinschädliche. Sicherlich war der Zustand der primitiven Socialgebilde, mangels einer Entwicklung der angebornen Interessen, dem Gemeinnutze insofern zugewandt, als die unbeschränkte Vermehrung der Gattung das leitende Interesse bildete.

13. Die Entwicklung höherer Socialgebilde.

Primitive Gemeinschaften, die Horde und der Stamm, haben in sich keineswegs Momente, wodurch eine Veränderung in dem socialen Proceß herbeigeführt werden könnte. Die Theilung im Stamme schreitet bei hinreichenden Wohnsitzen unbegrenzt fort. Wenn aber Theile des Stammes dauernd sich abtrennen und in von ihrem Ursprung verschiedene Lebensbedingungen gelangen, kann eine individuelle Verschiedenheit dieser Stammestheile entstehen. Es ist dies eine Erscheinung im Sinne des Schöpfungsprincips, wonach jede variierende Differenzierung des äußeren Anstoßes bedarf. (Siehe Seite 28). Die erwachende Verschiedenheit, sowohl in körperlicher als auch in intellectueller und sittiger Hinsicht auftretend, schafft nun principielle Gegensätze zwischen den differenzierten Stammesgruppen.

Die principielle Bedeutung des Wohnsitzes wurde bereits erwähnt; inwiefern aber die Veränderung der Lebensbedingungen den Rassengrundzug eines Stammes ändert, dafür fehlen uns Beweise. Wir glauben nur daran wie an die Continuität der Entwicklungsreihe. Eine wirkliche Veränderung hat man noch nicht beobachtet, weil diese Beobachtung mit jenen Zeiträumen zu rechnen hätte, welche auch für die Entwicklung der Arten maßgebend sein dürften. Dagegen stehen wir den Thatsachen gegenüber, daß die Erde mit individuell verschiedenen Stämmen bevölkert ist und daß sich die Menschen allseits den Lebensbedingungen anpassen; dies führt zu zwei Ursprungsannahmen. Nimmt man den einmaligen Schöpfungsact des Menschengeschlechts an, so kann seine Differenzierung nur auf die erwähnte Weise stattgefunden haben; die differenzierende Ursache liegt in dem Wechsel der Wohnsitze und Lebensbedingungen. Nun zeigen aber die Menschenrassen tiefgehende Verschiedenheiten der Schädelbildung, der Längenverhältnisse der Extremitäten, der Farbe des Pigments und der Haare, und auch solche principieller Natur, wie die Verschiedenheit des Durchschnitts des Haares (rund, oval und rechteckig); daher ist die Hypothese entstanden, daß die Entwicklung des Menschengeschlechtes aus verschiedenen Urformen zu den Menschenrassen der Gegenwart stattgefunden habe. Nach den bisherigen paläontologischen und zoologischen Forschungen hat aber die letztere Annahme keine Wahrscheinlichkeit für sich, sondern es scheint die Abstammung der Menschen von einem ausgestorbenen Anthropoiden, dessen Gattungsverwandte noch in Centralafrika und auf den Sunda-Inseln vorkommen, annehmbar. Die Erhaltung der Gattung scheint an der Entwicklung

jenes Anthropoiden zum Menschen den wesentlichsten Antheil gehabt zu haben; er war durch Nahrungssorgen nach dem Wechsel der Eiszeiten genöthigt, von der Pflanzen- zur Fleischnahrung überzugehen, und entwickelte sich, bei dem Mangel einer körperlichen Ausstattung für die Jagd, zu dem Gebrauch des Werkzeuges, also der Schleuder und der Keule; auch die Vertheidigung gegen die Angriffe der Raubthiere konnte den Menschen, ohne Hinblick auf die Ernährungsart, in gleicher Weise entwickeln. Hiedurch waren alle Bedingungen gegeben, der Art jene Eigenschaften zu verleihen, die den Menschen auszeichnen: den aufrechten Gang, weil die Hände beim Werkzeuggebrauch kein Fortbewegungsbehelf bleiben konnten; die kräftige Muskulatur der untern Extremitäten; die Umbildung der hintern Hand zur Fußgestalt und insbesondere auch die wachsende Intelligenz, angeregt durch das Streben nach Vervollkommnung der Waffen und durch die wechselnden Chancen der Jagd; endlich den Gebrauch des Feuers, weil der Übergang vom Pflanzen- zum Fleischverzehrer zu einer assimilierbareren Form des Fleisches drängte, als sie dessen roher Zustand bietet.* Beachtenswert ist, daß diese Annahme den Wachsthumsgesetzen der Extremitäten und des Rumpfes des Menschen entspricht,** daß ferner alle Anthropoiden, welche diesen Entwicklungsgang nicht nahmen, sichtlich dem Daseinskampf erliegen.

Wie aber schon die Darstellung dieser durch nichts verbürgten, wenn auch verlockenden Annahme zeigt, ist, abgesehen von dem socialen Moment der Ernährung für die Entwicklung zum Menschen, streng genommen in der Frage nach der Abstammung des Menschen nichts enthalten, was die sociologische Erkenntnis zu fördern vermöchte. Die Erforschung der Ursprungserscheinungen hat überhaupt nicht jene Bedeutung für die Sociologie, welche ihr vielfach beigelegt wird. Gewiß liegt es in ihrem Wesen, daß wir unsere Einsicht über den Ursprung des Menschen und seine ersten socialen Erscheinungen möglichst erweitern; aber für die sociologische Erkenntnis an sich ist das Fehlen jener Einsicht kein Hindernis; denn die Thatsachen, welche die lebende Gesellschaft und die bisherige Erforschung anführen, reichen darum hin, die sociologische Gesetzmäßigkeit ermitteln zu können, weil diese, wie wir wissen, an die allgemeine Naturgesetzlichkeit und nicht an die ent-

---

* Mor. Wagner, Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung (Basel 1889).

** Joh. Ranke, Der Mensch (Leipzig 1887), II, 63—83.

wicklungsgeschichtliche allein anschließt. Ob die verschiedenen Rassen durch die Differenzierung einer primitiven Gemeinschaft entstanden sind, oder ob sie sich durch Variierung von einer anthropoiden Art abgezweigt haben, oder endlich ob beide Ursachen zusammengewirkt haben: es ist gewiß, daß, soweit menschliche Forschung mit verbürgten Thatsachen zu rechnen vermag, die Erde allenthalben mit Menschen bewohnt ist, welche überwiegend Kreuzungsproducte der verschiedenen lebenden und vielleicht auch untergegangener Menschenrassen darstellen, und daß die Haupterscheinung der Arteinheit, fruchtbringender Geschlechtsverkehr, vorhanden ist. Erkennen wir die Continuität der Entwicklung der Organismen an, so bleibt es im allgemeinen gleichgiltig in welchem Stadium derselben wir an die Beurtheilung des socialen Processes herantreten; die biologischen Lehren jener Entwicklung sind nicht bloß im Menschengeschlechte, sondern im ganzen Schöpfungskreis gegeben. Gehen wir daher von obigen Thatsachen aus, so müssen wir die Erklärungen für die socialen Zustände suchen, welche der Forscher bisher nachzuweisen oder auch direct zu beobachten vermochte.

Bei jeder Annahme des menschlichen Ursprungs wirken unter dem Einflusse der variierenden Lebensbedingungen die Grundmomente der socialen Entwicklung, Ernährung und Vermehrung, dahin, daß sich endlich zwei individuell verschiedene primitive Gemeinschaften im Raume begegnen und um ihrer Erhaltung willen in einen Gegensatz treten; dessen Hauptmerkmal dürfte wohl darin zu suchen sein, daß zwischen solchen Gemeinschaften entweder nie eine directe Blutsverwandtschaft bestand oder daß deren Spuren verwischt sind. Bedeutungsvoll für das Benehmen sich begegnender fremder Stämme ist der Grad der Verschiedenheit aller wesentlichen Merkmale der Individualität, welche sich in nachstehender Reihenfolge bemerkbar macht: Rasse, Stamm, Sprache, Dialect, Sitten und Gebräuche, Wirtschaftsart, Culturmittel überhaupt, endlich Tracht und Schmuck. Je auffälliger die Verschiedenheit dieser Merkmale ist, desto mehr wird sie, zumeist in der genannten Reihenfolge, eine gegensätzliche Stimmung bis zur offenen Feindseligkeit gesteigert hervorrufen. Vergessen wir aber nicht, daß im primitiven Entwicklungsstadium diese Verschiedenheiten nur auf der Grundlage des Stammesinteresses empfunden werden, daher auch die Rassenfremdheit am abstoßendsten wirkt.

Trotz dieser absoluten Feindseligkeit bei fehlenden Blutsbeziehungen sind in den frühesten Zeiten menschlicher Entwicklung die socialen Reibungen nicht tiefgehend, weil der Verkehr der Gemeinschaften unter sich gering ist,

sowie ihre Verkehrsmittel unentwickelt sind. Die meisten culturell tiefstehenden Rassen und Stämme haben keine regen Beziehungen nach außen, sie wechseln nur in einem beschränkten Umkreise die Wohnsitze und haben eine geringe Vermehrung. Da sie fühlen, daß die Vermehrung bei festem Wohnsitz die Ernährung beeinträchtigt, herrschen die verschiedensten Sitten, ihr zu begegnen: der Kindesmord, die Fruchtabtreibung, eine gewisse Strenge in der Erhaltung der Jungfräulichkeit und ehelichen Treue, obwohl gleichzeitig die weitestgehende Geschlechtssittenlosigkeit herrscht. Ob wir den Naturvölkern Australiens und Innerafrikas, auch Südamerikas, den Charakter geringer, stagnierender oder zurückweichender Entwicklung zuschreiben, es bleibt sich gleich; sie haben unter sich wenig Verkehr, und wo, wie in Oceanien, das Meer die Wohnsitze unterbricht, reicht die Kenntnis von andern Stämmen höchstens bis zu den Nachbarn. Gewiß dürfte daher im früheſten Entwicklungsstadium der Menschen die Begegnung fremder Stämme von hochgradiger Verschiedenheit der Individualität nur selten gewesen sein; um so weniger Grund zu tiefgehender Feindseligkeit.

Prüfen wir die Natur thierischer Wesen, so zeigt sich, daß nur sehr wenige Arten eine Angriffslust gegen andere Wesen von ähnlicher oder gleicher Kraft zeigen, wenn der Kampf nicht durch die zwingendste Nahrungsnoth oder durch den Paarungstrieb herbeigeführt wird. Selbst die Raubthiere haben keineswegs jene Kampfbegierde, die man ihnen früher zugeschrieben hat. Die Charakteristik der höheren Thierwelt ist, daß sie im allgemeinen dem Kampfe aus dem Wege geht und ihn nur dann aufnimmt, wenn sie hiezu gereizt oder zur Vertheidigung genöthigt wird. Der Angriff der Thiere unter sich gehört beinahe durchaus dem Jagd- beziehungsweise Ernährungszwecke an; einen Kampf, um sich indirect von Mitbewerbern um die eigenen Bedürfnisse zu befreien, gibt es in der Thierwelt nahezu nicht; nur einige Insecten, welche überhaupt eine hochstehende Socialentwicklung haben, kennen den Krieg gegen Concurrenten im Daseinskampfe. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese Charakteristik auch dem primitiven Menschen zuschreibe, umsomehr als der Mensch von der Natur waffenlos geschaffen ist und sich vorwiegend von Pflanzen nährte. Auch jene Thierarten, welche dem Menschen am nächsten stehen, die anthropoiden Affen, sind kampfscheu, vermeiden den Verkehr mit feindlichen Geschöpfen und werden erst angegriffen oder gereizt gefährlich. Die Kampfscheu liegt im angebornen Interesse aller Geschöpfe, da sie aus individuellem Antriebe nicht einsehen, wozu sie ein Wagnis bestehen sollen, dem sie ausweichen können. Erst

das gehemmte physiologische Interesse zwingt zum Initiativkampf, und die Quelle des Kampfes, bei welchem das Wesen seine Existenz aufs Spiel setzt, liegt ursprünglich im Gattungsinteresse, wie der Zweikampf vieler höherer Säuger in der Brunft zeigt. Dieser sociale Antrieb zum Kampfe konnte beim Menschen aber erst entstehen, als er durch die Vermehrung in seinem Lebensraum beengt wurde.

Die Scheu vor dem Kampfe wird bei Begegnung äußerlich nicht zu verschiedenartiger Stämme vorgewaltet haben, sodaß sie mit Vermeidung vernichtender Feindseligkeit eine Ausdehnung des Ernährungsgebietes angestrebt haben dürften. Wir sehen dies noch gegenwärtig bei den Bewohnern Polynesiens, welche milde Sitten haben, die wichtigste Waffe für den Kampf unter Naturvölkern, Pfeil und Bogen, nicht anwenden und bei ihren Wasserfahrten einander ausweichen. Bezeichnend ist die Gleichgiltigkeit der Oceanier gegen das Eisen; obwohl die melanesischen Negritos es längere Zeit kannten, ist sein Gebrauch doch wieder verschwunden.* Auch die Einwohner Australiens, ja auch die Eskimos und Lappen vermeiden den Kampf unter sich und bescheiden sich in ihren Absichten, um Feindseligkeiten aus dem Wege zu gehen. Es erinnert dieser Umstand an die Begegnung der Entdecker Amerikas mit dessen Bewohnern, welche den doch so wesentlich verschiedenen Europäern neugierig und hilfreich entgegenkamen. Die Seefahrer fanden in den betreffenden Gebieten überall Entgegenkommen, bis die ruchlosen Thaten der Conquistadores diese friedlichen Beziehungen zerstörten. Auch die Feindseligkeit gegen die Entdecker Oceaniens und Australiens wurde erst durch deren hinterlistige Handlungsweise herbeigeführt. Insofern wir bei den Einwohnern jener Länder heute ein kriegerisches Wesen finden, ist es doch nicht von der reiflichen Absicht, den Gegner zu vernichten, getragen, sondern mehr ein Tödten aus Rache, verbunden mit unverhältnismäßig viel Äußerlichkeiten, um die eigentlich geringe Kampflust zu erwecken. Erst die fortgesetzten Erfahrungen, welche Gefahren dem Naturmenschen aus der Begegnung mit Fremden erwachsen, haben ihn zum Kampfe genöthigt. Wenn Rousseau an eine friedliche Grundstimmung des Naturmenschen glaubte, so ist dies an sich richtig gewesen; irrthümlich war es nur, zu glauben, daß der Mensch mit dem Vorschreiten der socialen Entwicklung diese Friedfertigkeit zu bewahren vermag, daß überhaupt Lehren über den Staat und die Gesellschaft auf sie aufgebaut werden können.

---

* Fr. Ratzel, Völkerkunde (2. Aufl., Leipzig 1894), I, 135.

Unter Aufrechterhaltung der Kampfscheu im allgemeinen scheint die Bevölkerung der Erdoberfläche in Urzeiten sehr weit gediehen zu sein. Die von uns für Reste verdrängter Ureinwohner gehaltenen Völkersplitter, wie die Lappen und Samojeden in Europa, die Ainos und Weddas in Asien, die hellfarbigen Stämme Südafrikas, zeigen jene kriegerische Unfähigkeit, die auf einen directen Zusammenhang mit friedfertigen Ahnen hinweist. Insbesondere scheint sich die Bevölkerung Oceaniens und Australiens diese Charakteristik bewahrt zu haben, wenn sich auch durch die malayischen und mongolischen Einflüsse ihr harmloses Wesen verlor. Trotz vielfacher Wanderung der Stammesgruppen nach den Nachbarinseln, die zu einer Bevölkerung aller bewohnbaren Inseln, ja sogar zu einzelnen Colonisationen bereits anderweitig besetzter Gebiete führte, kam es zu keinen Eroberungskämpfen, weil den Gemeinschaften der innere Antrieb zu einer Entwicklung fester politischer Institutionen fehlte; die Sitten regelten den Verkehr und entwickelten sich auf der Grundlage stammlicher Beziehungen, die wohl ab und zu blutige Reibungen hervorriefen, ohne jedoch zu gegenseitiger Unterwerfung zu führen. Die stammliche, auf Exogamie begründete Gliederung der Gesellschaft ist nicht geeignet, kräftige Herrschaftsverhältnisse zu schaffen. Die Bewohner vieler Inseln des polynesischen Archipels leben heute unter Führung europäischer Missionäre in einem friedlichen Zustand. Die blutigen Ausschreitungen gegen Weiße sind nur den heftigen Bedrückungen durch dieselben zuzuschreiben; zu Kriegszügen, wie bei Indianern und Negern, erheben sich aber diese Kämpfe nicht.

Wenn auch die Meinung, daß die Völker Australiens nicht in ihrer Kindheit leben, sondern sogar Merkmale des Rückganges zeigen, vielfache Anhaltspunkte für sich hat, so fehlen diesen Völkern doch die Keime jeder Civilisation, und ihre Cultur ist nur eine Ausgestaltung mystischer Gebräuche und primitiver Bedürfnisse. Ihr Familienleben ist tief zerrüttet, ihre Ernährung an der äußersten Grenze der Dürftigkeit, sodaß das einem Raubvogel abgejagte Aas manchenorts einen Festtag bringt. Das beschränkte Interesse einer friedfertigen Grundanlage hemmt auch alle Entwicklung, insbesondere die sociale. Daß aber selbst die schwächlichsten Bestrebungen nach außen auch bei diesen Völkern Spuren socialer Organisation hervorrufen, beweist nur, in welchen Richtungen menschlicher Bethätigung wir Fortschritte der socialen Entwicklung antreffen werden. Es ist nämlich bezeichnend, daß das Kastenwesen Polynesiens (Tabu) den eingewanderten Stammesgruppen gegenüber den ursprünglichen Bewohnern eine Adelsstellung gibt. —

Um nunmehr auf jene Ursachen zu kommen, welche dem ursprünglichen Menschengeschlechte die Antriebe zu einer höheren socialen Entwicklung gaben, ist es geboten, die ethnologischen Verhältnisse der Erde zu überblicken.*

Wenn wir die über die Erdoberfläche zerstreuten Menschen nach ihrer socialen und culturellen Entwicklung beurtheilen, so zeigt sich, daß im allgemeinen die Naturvölker der schwarzen und der braunen Rasse angehören; sie bewohnen vorwiegend die südlichen Länder der Erde. Die Culturvölker hingegen, hauptsächlich der weißen und gelben Rasse angehörig, wohnen auf der nördlichen Hemisphäre; nur die rothe Rasse zeigt im Süden wie auch im Norden Amerikas Merkmale einer vergangenen Cultur, während sie jetzt in einen Naturzustand zurückgefallen ist. Alle Rassen tragen die Merkmale der Vermischung an sich und unter allen Völkern können wechselseitige Einflüsse nachgewiesen werden, welche auf einen Verkehr seit unmeßbarer Zeit schließen lassen. Dieser Verkehr bestand überwiegend in einem nachbarlichen Austausch von Gebräuchen, Fertigkeiten, Sagen und religiösen Anschauungen, durch das Wandern Einzelner sowie von Gruppen und auch ganzer Stämme vermittelt. Diese Bewegung der Menschen unter sich hat nun die Rassen mannigfach vermischt und über die Erde vertheilt. Die schwarze, kraushaarige Rasse, einst sich durch ganz Afrika ausbreitend, hat ganze Stämme über Indien nach Melanesien, Tasmanien und wahrscheinlich auch Australien entsendet. Die hellbraune, straffhaarige Rasse, deren Kern in den Sundaländern wohnt, hat einerseits Madagascar bevölkert, nach Indien Stämme entsendet, sich aber auch über Australien, Melanesien und Mikronesien ausgedehnt. Oceanien und Australien wurden das Gebiet tiefgehender Vermischung dieser beiden Rassen, sodaß sich in Melanesien eine dunkelbraune kraushaarige, in den übrigen Theilen einschließlich der Philippinen eine braune lockenhaarige Rasse entwickelte. Schon frühzeitig scheinen der Indische und, wie der entwickelte Schiffbau der Australier zeigt, auch der Stille Ocean befahren, um diese Völkerbewegung zu vermitteln.

Anders war der Völkerzug der nördlichen Erdbewohner. Die weiße Rasse scheint von dem Innern Asiens, etwa von dem heutigen Iran aus-

---

* Abgesehen von zahlreichen ethnologischen Monographien und Reiseberichten liegen diesen Untersuchungen zu Grunde: Fr. Ratzel, Völkerkunde (2. Aufl., Leipzig 1894). — J. Lubbock, Entstehung der Civilisation. Übersetzt von A. Passow (Jena 1875).

gehend, nach Westen vorgerückt zu sein, um Kleinasien, Nordafrika und Europa zu bevölkern und Centralafrika mit Sendlingen zu durchsetzen; ein mächtiger Vorstoß erfolgte aber auch nach Vorderindien. Die Masse der gelben Rasse verblieb in Ostasien, während ihren westlichen Stämmen auch der Drang nach dem Westen eigenthümlich war; ihre Reste im nördlichsten Europa und in unwirtlichen Gebieten des Ural lassen annehmen, daß sie vor den Weißen Europa bewohnten und von diesen verdrängt wurden. Vielfache Vermischungen der gelben mit der weißen Rasse im östlichen Europa zeigen den langen Verkehr von Theilen derselben an.

Die breite Kluft, welche der inselleere Atlantische Ocean von einem Pol zum andern zieht, scheint den Völkerverkehr unterbrochen zu haben; über diesen hinweg läßt sich eine Beziehung der anwohnenden Rassen nicht erkennen. Die Ufer dieses Meeres findet die vorgeschichtliche Zeit bar jeder Cultur. So steht die rothbraune Rasse zusammenhanglos, über ganz Amerika verbreitet, für sich da, und die spärlichen Merkmale für Einflüsse vom Westen über die Beringsstraße und über die vorgestreckten Inseln Polynesiens vermögen die Ansicht nicht ganz in Zweifel zu setzen, ob nicht durch die ethnologische Einheit der Rothhäute die Einheit des Menschengeschlechtes überhaupt verneint wird. Jedenfalls wird es gut sein, sie zumeist besonders zu betrachten.*

Überblicken wir diese Skizze der Völkerbewegung zunächst abgesehen von Amerika, so macht sich vor allem geltend, daß heute die primitiven socialen Zustände, welche der Horde, dem Stamme und seinen Gruppen eigen sind, hauptsächlich bei der braunen Rasse und ihren Mischlingen mit Schwarzen, aber vielfach auch bei den Schwarzen selbst angetroffen werden. Wo ein vorgeschrittener socialer Zustand herrscht, wie bei den Malayen der Sunda-Inseln, da sind Einflüsse der nördlichen Rassen, welche alle Formen der socialen Entwicklung zeigen, erkennbar; diesen Einflüssen müssen wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden, um den socialen Proceß in seiner weiteren Entwicklung kennen zu lernen.

Wenn wir zwischen der socialen Entwicklung der südlichen und der nördlichen Rassen Unterschiede anerkennen, so müssen wir zuerst deren Wohnsitze als Quelle der Lebensbedingungen vergleichen.

---

* Betrachtungen, welche sich an die Hypothesen über eine einstige Verbindung Amerikas mit Europa in der glacialen Zeit knüpfen ließen, liegen von Untersuchungen über den socialen Proceß weitab.

Die südlichen Rassen leben unter einem Klima, welches die Nerventhätigkeit nicht anregt, den Einzelnen wenig widerstandsfähig und durch die Hitze bedürfnislos macht, ferner durch eine gewisse freiwillige Ergiebigkeit an Ernährungsproducten die Arbeitslust nicht aufkommen läßt; dies scheint auch die triftigste Erklärung für ihre geringe Befähigung, sich zu individualisieren, wodurch die Massen dauernd in jenem Gleichheitszustande erhalten werden, welcher den früheſten socialen Entwicklungsstufen entspricht. Große, kräftige, besonders nachhaltige Bestrebungen einzelner führender Individuen fehlen. Abgesehen von Verbrechen oder Leidenschaftsausbrüchen drängen sich keine einzelnen Individuen in den Vordergrund, um einen Einfluß über die Massen zu gewinnen und die Stämme auf eine höhere Stufe politischer und cultureller Entwicklung zu heben.

Die weiße und die gelbe Rasse finden hingegen in der gemäßigten Zone eine nervenanregende Wirkung des Klimas und hinreichende Ernährung, wenn sie der Natur mit Thatkraft abgerungen wird; diese Umstände veranlassen zur Arbeit, zum Aufsuchen der besten Lebensbedingungen. Theilweise Unwirtlichkeit der Länder in Form von Wüsten, Steppen, Sümpfen, Hochgebirgen und Wäldern härtet die Menschen ab und unterstützt ihre Triebe, entwickelt insbesondere den Wandertrieb. Demselben eigenthümlich ist die Ernährung durch die Viehzucht und durch die Jagd. Weiße und Gelbe scheinen also, insoweit sie dem Innern Asiens angehört haben, Nomaden gewesen zu sein, wie es die Bewohner jener Gegenden theilweise heute noch sind. Als Nomaden scheint ihre sociale Entwicklung ursprünglich der Horde und dem Stamme verwandt und durch die Beweglichkeit äußerst schwankend in ihren Geschlechtsverbindungen und im Umfange ihrer Gemeinschaft gewesen zu sein. Nur dieser Zustand erklärt die außerordentliche, bis zur Unkenntlichkeit vorgeschrittene Vermischung der Rassen Mittel- und Westasiens. Stämme, welche auf ihren Wanderungen auf besonders fruchtbare Flußgebiete oder an die Meere stießen, wurden seßhaft. Hiezu gehören vor allem jene Mongolen, welche seit Menschengedenken in den Gebieten westlich des Großen Oceans, im heutigen China wohnen. Auch jene Stämme der weißen und gelben Rasse, welche nach dem Süden, insbesondere nach Indien wandern, werden frühzeitig seßhaft. Die übrigen Stämme blieben noch lange als Nomaden Naturvölker, wie es die Kirgisen und Turktataren hauptsächlich noch sind.

Abgesehen von den Vorzügen des Klimas, welche der individuellen Entwicklung der nördlichen Rassen förderlich sind, finden sich aber in den

Umständen, unter welchen sie ihrer Ernährung und Vermehrung nachgehen, höchst wichtige Erscheinungen, um auch ihre sociale Entwicklung abweichend von den südlichen Rassen zu gestalten. Drei Erscheinungen sind es, die bei den Nordrassen durch Wechselwirkung die Quelle höherer socialer Entwicklung wurden: der Ackerbau, die Jagd und die Viehzucht, betrieben in riesigen, klimatisch begünstigten Räumen, unter den verschiedenartigsten individualisierenden Localverhältnissen.

Die Pflanzennahrung, ersichtlich die ursprünglichste des Menschen, welche auch seinen den Kampf vermeidenden Grundanlagen entspricht, dürfte Stämme, welche primitiver Entwicklung noch nicht völlig entwachsen sind, zum Ackerbau veranlaßt haben. Die Ostländer Asiens mit ihren wasserreichen Niederungen, wo der Reisanbau keiner culturellen Vorbereitung bedurfte (wie wir es noch gegenwärtig bei den Indianern Louisianas beobachten), dürften der gelben Rasse die erste Veranlassung gegeben haben, von ihrer ursprünglich nomadisierenden Lebensweise abzulassen, sich seßhaft zu machen und den Ackerbau zu entwickeln. Mit demselben tritt ein entscheidendes Princip in die sociale Entwicklung, die Cultur, diese als eine Thätigkeit des Menschen aufgefaßt, die Kräfte der Natur auf künstlichem Wege seinen Bedürfnissen unterzuordnen. Mit der Absicht, den Pflanzenwuchs für die Ernährung nach seiner natürlichen Anlage zu beherrschen, ist der Anfang zu jener großartigen Entwicklung der menschlichen Geisteskräfte gemacht worden, die den Menschen nach allen Richtungen seiner Vorstellungen veranlaßt, die Natur zu erforschen und seinen mannigfaltigen Interessen dienstbar zu machen. Die sociale Wirkung der beginnenden Cultur ist die Arbeit; sie ist nicht eine freiwillige Thätigkeit, wie der müheloſe Genuß des Naturmenschen, sondern schiebt sich als Zwang der socialen Verhältnisse zwischen das infolge des physiologischen Interesses erwachende Bedürfnis und den Genuß ein; sie ist ferner, abweichend von der Handlung des primitiven Menschen, die Naturproducte unmittelbar seinem Munde zuzuführen, die durch Gedankenassociationen für vorausgesehene Zwecke auf Grund bekannter Ursachen und Wirkungen organisierte Thätigkeit. Es ist das Bedeutungsvolle aller Culturarbeit, daß sie geordnet vor sich gehen muß und auch eine gewisse sociale Ordnung verlangt. Damit aber die Menschen sich einem stadienweise verlaufenden Arbeitszwecke, wie dem Ackerbau, hingeben können, ist eine Organisation der Gemeinschaft nöthig, welche die Einzelnen Wirtschaftszwecken unterthan macht. Die Gemeinschaft bedarf eines gewissen Herrschaftsverhältnisses, weil der

Wirtschaftszweck erst durch Organe der Ordnung gesichert ist. Die freie, ungezwungene Idylle der Horde hört auf; der Einzelne ist nicht mehr allein von geschlechtlichen Banden abhängig; der Arbeitszweck zwingt ihn zu gewissen Handlungen. Da sich aber der Unabhängigkeitssinn des Einzelnen, obgleich er durch sein Interesse mit dem Arbeitszwecke verknüpft ist, doch geltend macht, und weil die Arbeit eine bestimmte Reihenfolge der Thätigkeit verlangt, so erwacht die Forderung nach einem Oberhaupte in der Gesellschaft, dem sich die Einzelnen im allgemeinen freiwillig und individualistisch Entartete gezwungen unterordnen. Diese Forderung nach einer Herrschaft bringt die Starken, das sind naturgemäß die Männer, in den Vordergrund der socialen Ordnung. Das Mutterrecht, insoweit es nicht durch den Kampf gegen wilde Thiere und die natürlichen Schwächen des weiblichen Lebensprocesses schon in der primitiven Gesellschaft zweifelhaft geworden ist, tritt nunmehr definitiv in den Hintergrund. Denken wir uns die primitive Gemeinschaft in einem geeigneten Raume seßhaft, Feldfrüchte anbauend, so ergibt sich, daß die Väter als die rüstigsten Arbeiter die Herrschaft führen. Da aber in der größeren Gemeinschaft mehrere Väter sind, weicht die Führung auf die älteren Generationen zurück, welche successive im Absterben begriffen sind; es kann sich ergeben, daß der älteste Großvater, der Patriarch des Stammes, die Herrschaft führt. Wie aber die Cultur und die Arbeit das sociale Leben der Gemeinschaft verändern, so hat auch das Herrschaftsverhältnis grundsätzlich verändernde Wirkungen. Die Ungebundenheit und Naivetät, mit welchen sich das sociale Leben in der Horde ohne bindende Rechte und Pflichten erfüllt, weichen einer Gebundenheit durch Pflichten und Billigkeitsforderungen; denn die geordnete Arbeit weist jedem Einzelnen seine Thätigkeit im Rahmen des Ganzen an, und das Herrschaftsverhältnis verhindert Abweichungen hievon. Die seßhafte, zu socialer Ordnung verpflichtete Stammesgruppe nennen wir die Gemeinde. Es ist wohl keine zu gewagte Hypothese, anzunehmen, daß die mongolischen Stämme Ostasiens am früheften Gemeinden gebildet haben. Noch heute deutet der friedliche, arbeitsame Grundzug der Chinesen, abgesehen von dem Alter ihrer Volksindividualität, die sich am weitesten in die Vorzeit zu erstrecken scheint, darauf hin, daß sie die Ersten waren, welche den Schritt zur höheren socialen Entwicklung gethan haben.

Die patriarchalisch geordnete, wirtschaftlich communistische Gemeinde lebt in denselben Wechselbeziehungen mit den anstoßenden Gemeinden, wie

die Horden, Gruppen und Stämme in der primitiven Entwicklungsstufe der Gesellschaft, — wenn der von ihr besetzte Landstrich von keiner Seite bestritten wird. Dies hat zur Voraussetzung, daß die Vermehrung der Menschen in einem entsprechenden Verhältnis zu den Wohnsitzen steht und daß der ursprünglich kampfscheue Grundzug der Menschen anhält. Es ist sogar wahrscheinlich, und die patriarchalische Führung der Gemeinschaft erleichtert es, daß von Gemeinde zu Gemeinde Vereinbarungen in dieser Hinsicht geachtet werden, wodurch ein gewisses festes Besitzverhältnis der Gemeinde in einer weitausgedehnten Gruppe solcher Gemeinschaften entsteht. Wir sehen, daß die Australneger in ihren Horden auch jetzt noch auf gegenseitige Abgrenzung ihrer Wohnsitze streng halten; umsomehr wird dieses Rechtsverhältnis von der Gemeinde beachtet worden sein, was durch zahlreiche Reste ehemaliger socialer Organisationen, wie z. B. den russischen Mir, die südslavische Communität u. dgl. m., erhärtet wird. Der Ackerbau und die Arbeit überhaupt haben aber eine unabweisliche Wechselbeziehung zwischen den Menschen und ihren Wohnsitzen hergestellt; zuerst ist es das Arbeitsgrundstück, sodann die Erwartung der Ernte, ferner gewisse Accessorien des Betriebes, schließlich die Angliederung der Wohnung, welche die Arbeiter und die Gemeinde veranlassen, ihre Wohnsitze als eigen anzusehen. Infolge der Cultur entsteht als *Recht der Arbeit der Besitz von Grund und Boden*, welcher sich, als weiteres Princip der socialen Entwicklung, von der zweifelhaften Auffassung in primitiven Zuständen zu immer bestimmteren Formen der Sitte, der Gewohnheit, des Rechtes und der Macht ausgestaltet.

Wenn auch die patriarchalische Gemeinschaft in ihrer Ursprünglichkeit, besonders nach ihrer friedlichen Wesenheit, heute nicht mehr angetroffen wird, ja — wie wir später sehen werden — bei der unendlichen Reihenfolge socialer Impulse auch nicht mehr angetroffen werden kann, so erklärt uns doch diese Entwicklungsform die dichte, social verfilzte Besetzung Chinas durch den ältesten Theil seiner Bevölkerung; die Besitzergreifung erfolgte zuerst friedlich, und die Menschen ergaben sich kampfscheu den gefundenen Lebensbedingungen.

Wichtiger als nach außen sind die Wirkungen der Arbeit und der Herrschaft im Innern der Gemeinde. Der Naturmensch ist ebenso *arbeitsscheu* als er kampfscheu ist, und es ist ein sociologisches Gesetz, daß der Mensch nach seiner Naturanlage die Arbeit zu übertragen strebt; nur der Zwang seiner Interessen veranlaßt ihn, zu arbeiten. Es gibt kein

Geschöpf, welches eine Arbeit verrichtet, die es unterlassen kann. Diese Thatsache ist dem Culturmenschen mit seiner Freude an der Arbeit nicht immer fühlbar, weil er den Gewohnheitszwang, der in den motorischen Nerven entwickelt ist, nicht empfindet und die Erfüllung einer Arbeit dann als Lust fühlt, wenn ihr Zweck der Entwicklungsweise des angebornen Interesses entspricht. Als Arbeit kann nur gelten, was dem Menschen mühevoll wird, und jeder Mensch ist bestrebt, die Mühe zu übertragen, wenn er nicht eine ausgleichende Befriedigung aus ihr schöpft, was wieder nur eine Entwicklungsmodalität des angebornen Interesses ist. Wir werden dieses Gesetz der Arbeitsscheu, welches in der primitiven Gemeinschaft implicite erfüllt ist, durch alle socialen Entwicklungsformen wirksam sehen.

Schon die Horde zerlegt sich nach der Geschlechtswahl in Gruppen, um neue Horden zu bilden. Diese Theilung, welche in der Vermehrung ihre Ursache hat, vollzieht sich nach den individualistischen Eigenheiten einzelner Hordenmitglieder; zweifellos wird sie sich nach denselben Beweggründen auch in der patriarchalischen Gemeinschaft vollziehen. Unzufriedenheit mit dem Patriarchen, wachgerufen durch die Arbeitsscheu, mag gewöhnlich die Väter veranlassen, eine geringere Geschlossenheit anzustreben, als sie der ursprünglichen communistischen Gemeinde eigen ist. Die Neigung, für sich zu arbeiten und nicht für andere, unabhängig die Arbeit ordnen und wenn möglich auf andere abwälzen zu können, räth dem Vater, mit Weib und Kindern, vielleicht auch mit den Großeltern sich abzusondern. Da aber der Ackerbau die Anbaufläche beschränkt und geregelt hat, kann diese Gruppe nicht wie bei primitiven Zuständen ins Weite, sondern muß die Absonderung innerhalb der Gemeinde anstreben. Der Grundbesitz wird getheilt, überhaupt das Wesen des Besitzes entwickelt. Die Nothwendigkeit der Herrschaft auch in dieser Gruppe macht den Vater zum Oberhaupt derselben, und hiemit entsteht eine neue sociale Erscheinung, die Familie, als Vereinigung beider Geschlechter mit ihren Kindern unter der Führung eines Theiles, mit der sittigen Verpflichtung des gegenseitigen Schutzes und der Ernährung. Die Herrschaft des Vaters (ausnahmsweise bei einzelnen Völkern der Mutter) ist die grundsätzliche Voraussetzung der Familie. Wenn auch in der Horde bei einem milden Wesen der Menschen zwischen Gatte und Gattin manchmal ein Eheverhältnis bestanden haben mochte, so tritt dessen Dauerhaftigkeit doch erst durch das Herrschafts- und Unterwürfigkeitsverhältnis in der Familie auf;

erst durch sie wurde die Untrennbarkeit der Ehe dem angebornen Interesse der Menschen nähergebracht. Da aber die familienweise Gliederung der Gemeinde eine wirtschaftliche Veranlassung hat, verschlechtert sie im allgemeinen die Lage der Weiber und Kinder, manchmal auch der Eltern; der stärkere Vater erniedrigt Weib und Kinder zu seinen Arbeitern, während er sich ernähren läßt und eventuell nur der Jagd oder dem Kampfe gegen Thiere oder feindliche Menschen obliegt. Man kann sagen, daß diese Lage des Weibes und der Kinder die weitestverbreitete Socialerscheinung ist. Nicht bloß alle Culturvölker, welche aus der Gemeinde oder dem Stamme die Familie entwickelt haben, zeigen seit jeher bis zur Gegenwart diese wirtschaftliche Sachlage; auch die primitiven Stämme haben die Sclavenstellung des Weibes nach und nach angenommen und, ohne anderweitige sociale Einwirkung, die Arbeit auf das Weib übertragen. Nicht bloß das Weib des Negers, Inders und Kirgisen, auch das der gegenwärtigen Slaven der Balkanhalbinsel und Rußlands ist der mißhandelte Sclave seines Mannes, und als Folge der Sucht, Arbeit abzuwälzen, sehen wir die unheilvolle Wechselwirkung der Weiber- und Kinderarbeit in den westeuropäischen Fabriken, die dem Arbeiter auf Kosten von Weib und Kind größere Mittel verschaffen soll, während sie gleichzeitig den Lohn drückt.

So tritt mit dem Entstehen der Familie ein neues Princip in das sociale Leben, die Dienstbarmachung des Mitmenschen, welche sich in allen weiteren Entwicklungsformen, parallel laufend mit der Ernährung, Vermehrung, dem Herrschaftsverhältnis und Grundbesitz, als Beweggrund für die wichtigsten socialen Erscheinungen zeigen wird.

Streng genommen ist das Entstehen der Familie in der Gemeinde eine Differenzierung, weil Individualbestrebungen zu dieser Theilung führen. Das Herrschaftsverhältnis im Stamme und in der Gemeinde ist aber durch die Differenzierung in Familien nicht entbehrlich geworden; die Erhaltung der Ordnung, des Besitzes und die Schlichtung von Streitigkeiten wird im Gegentheil noch dringlicher, je mehr sich die Glieder des Stammes individualisieren und so Familieninteressen neben denen der Gemeinde in ihnen erwachen. Das Herrschaftsverhältnis im Stamme bleibt daher aufrecht und in der Regel bei jener Familie, deren Vorfahren schon in der communistischen Gemeinde das Patriarchat zukam. Hiedurch entsteht eine neue wichtige sociale Erscheinung: es hört die sociale Gleichheit der Individuen und Familien auf; die Familie, der das Patriarchat zukommt,

erlangt eine bevorrechtete Stellung im Stamme; wir sehen in ihr den Keim des Adels und der Dynastien. Die Häuptlinge der Naturvölker, die Negerkönige im Innern Afrikas, die Oberhäupter der Tatarenstämme und die Erzväter der Bibel sind solche Patriarchen aus einer bevorrechteten Familie ihres Stammes.

Mit der Familie und dem Patriarchat wurde wohl eine allgemeine Entwicklungserscheinung der Menschheit in Betracht gezogen; ihr Entstehen und ihr Wesen ist so mannigfaltig wie das sociale Wesen der Rassen und Stämme überhaupt; insbesondere verlangen diese Erscheinungen die verschiedenste Auffassung für Stämme, welche sich bereits der Cultur ergeben haben, oder überhaupt Naturvölker bleiben, oder in diesen Zustand wieder zurückfallen. Daher müssen wir dort anknüpfen, wo wir bei der concreten Untersuchung des socialen Processes stehen geblieben sind: bei der ursprünglichen Gemeinde und Familie des Ackerbauers. Da die friedliche Arbeit zur Gemeinde und zum Communalbesitz, dann aber zur Familie geführt hat, tritt das Herrschaftsverhältnis des Vaters nicht so schroff hervor wie im allgemeinen. Die Familie bleibt z. B. bei den Chinesen dauernd ein Verband ruhiger Geschlechts- und Ernährungsbefriedigung, in dem das Weib bei weitem nicht so tief sinkt als später bei den andern Stämmen. Das friedliche, arbeitsame Wesen läßt auch das Herrschaftsverhältnis in der Gemeinde nicht zu strenger Entwicklung kommen. Um das Weib zum Arbeitsthier zu machen, um das Patriarchat zur Macht zu bringen, bedurfte es anderer Beweggründe, als sie die friedliche Arbeit hervorruft. Die Kampfscheu, die Einfachheit der Interessen, der Gebräuche und der Genüsse, vielleicht auch der von der Horde herstammende Herdensinn, haben ursprünglich auch bei den übrigen Stämmen der weißen und gelben Rassen den Frieden erhalten und nach außen Feindseligkeiten verhindert. Die Natur der Pflanzenkost, die Lockerheit der Beziehungen und die Wandelbarkeit im Grundbesitze hatten die Triebe noch nicht zur Entwicklung gebracht, die zu einer offenen Feindseligkeit der Glieder untereinander und nach außen veranlassen konnten; die Leidenschaften brauchen zu ihrer Erweckung kräftigere Beweggründe, als sie die bisherige Bevölkerungsdichtigkeit und die Cultur geboten haben.

Diejenigen Stämme der nördlichen Rassen, welche nicht alsbald zu einem festen Wohnsitz gelangten, sondern, durch die Mannigfaltigkeit der Natur und das Wechselvolle ihrer Ergiebigkeit veranlaßt, Nomaden blieben, dürften, wie heute noch, in der Viehzucht ihre Ernährungsquelle gesucht

haben. Eine unermeßlich lange Zeit brauchte diese Cultur zur Domestication der Thiere, um die Stämme zu Besitzern verläßlicher Herden zu machen. Ab und zu blieb ein Stamm, so wie auch die jetzigen Kirgisen, auf einem besonders fruchtbaren Wohnsitz, um diesen erst zu verlassen, wenn seine Weideplätze wertlos wurden, wobei ein unregelmäßiger Ackerbau getrieben wurde. Selbstverständlich müssen Nomaden die wilden Thiere bekämpfen, welche ihren Herden schaden und durch den steten Wechsel des Wohnsitzes immer neu auftreten; hiedurch wird unwillkürlich die Jagd zum mitlaufenden Ernährungszweig. Der Nomade ergibt sich immer mehr der Fleischkost; seine Lebensweise macht ihn kühn, unternehmend, rachsüchtig; die Kost macht ihn aufgeregt, blutgierig. Wenn auch die Familie manchmal entsteht, so bleibt doch ihr Band locker, und die Herrschaft des Oberhauptes entbehrt der mildernden Wirkungen, die beim seßhaften Ackerbau eintreten. Das festere Zusammenhalten des Stammes bei der Wanderung, auf einem vorübergehenden Wohnplatze und bei der Gemeinsamkeit der Viehherden wird zum Bedürfnis. Ein wirksames Herrschaftsverhältnis ist um so dringlicher, denn Wandermaßregeln müssen einheitlich geordnet sein. Das Patriarchat gewinnt im Nomadenstamme eine bestimmtere Form als bei seßhaften Stämmen; die rauheren Lebensaufgaben des Nomaden gestalten auch die Bande der Sitte lockerer; das kampfvolle Leben der Jagd und die fortgesetzte Bezwingung des Herdenviehs machen den Menschen ungestüm und zu gewaltthätigen Ausschreitungen geneigt. Der Patriarch umgibt sich mit einer gewissen Macht; die Inhaberschaft seiner Würde stammt nicht bloß von dem Alter oder seiner Abkunft, sondern in der Regel von seiner körperlichen Kraft oder von dem Ansehen, welches er durch besondere Klugheit errang. Kurz, im Nomadenstamme entwickeln sich Anlagen, welche ihn dem friedliebenden Ackerbauer im Daseinskampfe überlegen machen; es entwickeln sich in den Männern die Anlagen für den Krieg und die Politik. Das Weib sinkt vollständig zur Sclavin herab, und der Mann behandelt sie wie sein Herdenthier, denn körperliche Ausdauer und stete Kampfbereitschaft erlangen für ihn eine alles andere überwiegende Bedeutung. Durch das Vereintbleiben des Nomadenstammes verharren die Geschlechtsbeziehungen in dem primitiven Zustand der Horde. Da aber die Einfachheit der Sitten, die individuelle Gleichheit, die unbefangene Naivetät des Naturmenschen dem zur Gewaltthat geneigten Nomaden verloren gehen, so ist die natürlich gegebene Beziehung zwischen den Stammesgliedern, die sich angehören sollen, nicht

mehr mächtig genug, um die Ehe in ihrer Natureinfachheit aufrecht zu erhalten. Die Wahlfreiheit wird von den stärkeren Männern angestrebt, und die Ehebande werden durch Ausschreitungen gelockert. Wohl scheint in der Regel ein Weib zu einem Manne gehört zu haben, aber die Vermischung der Kinder und die geringere Hilfsbedürftigkeit der Weiber, weil sie im Nomadenstamme räumlich beisammen bleiben, dürften die Ehebeziehungen wandelbar gemacht und in vielen Stämmen jenen Zustand herbeigeführt haben, der — wie es scheint irrthümlich — als der ursprüngliche angenommen wurde: eine an Weibergemeinschaft grenzende Lockerung der Geschlechtsbeziehungen. Aus diesem Zustande entstehen nun jene zahllosen Varietäten in dem Familienaufbau und in den Geschlechtsbeziehungen der Menschen, die wir noch gegenwärtig constatieren, und hinsichtlich deren besonders die in Centralasien und später in Indien lebenden Stämme die größte Mannigfaltigkeit zeigen. Sogar in Europa haben wir gegenwärtig Nomadenstämme, die Zigeuner, bei welchen sich der hier beschriebene Typus des Herrschaftsverhältnisses und der an Geschlechtsgemeinschaft grenzenden lockeren Ehe erhalten hat, welche Thatsache um so bemerkenswerter ist, als die Zigeuner jenen Hindus verwandt zu sein scheinen, die frühzeitig aus dem Innern Asiens ihre Wanderungen nach Indien fortsetzten. Als sich diese Stämme infolge Vermehrung in Gruppen theilten, welche grundsätzlich der patriarchalischen Gemeinde der seßhaften Stämme verwandt sind, blieben die Geschlechtsbeziehungen im ganzen Stamme aufrecht; bei der allseits sich entwickelnden Abneigung gegen die Endogamie führte dies zur meist streng beobachteten Exogamie, welche Sitte auch heute allen Nomadenstämmen der alten Welt eigenthümlich ist. Da die Exogamie die Geschlechtsgemeinschaft nothwendig durchbricht, entsteht auch bei den Nomaden die Familie, freilich nicht in jener wohlthätigen und dauerhaften Form, wie sie den seßhaften Stämmen eigenthümlich wurde.

Die Anlagen der Nomaden zum Kampfe wurden durch den Umstand, daß diese keinen oder einen nur vorübergehenden Grundbesitz haben, noch verstärkt; der Rechtsbegriff des Eigenthums, welcher den Ackerbau treibenden Stämmen voll erschlossen wird, kann bei dem Nomaden keine Macht gewinnen, im Gegentheil, das Recht der Eroberung setzt sich in seinen Vorstellungen fest infolge der wechselnden Besitzergreifung von Weideplätzen und der Mißachtung fremder Ansprüche. Dieses Recht der Eroberung, als Folge gewaltthätiger Überlegenheit, stellt sich für alle Zeiten dem

Recht der Arbeit, als Folge producierenden Fleißes, gegenüber. Weniger feste Ordnung, überhaupt der durch das Wandern herbeigeführte Wechsel in den Verrichtungen des Einzelnen und des ganzen Stammes erzeugen einen grundsätzlichen Unterschied zwischen der Individualität des Seßhaften und der des wandernden Stammes, und wir erkennen in dieser Differenzierung der Sitten eine der nachhaltigsten Ursachen für die weitere sociale Entwicklung der Menschheit. Während in den primitiven Socialgebilden eine grundsätzliche Ähnlichkeit in den Gewohnheiten und Sitten der Menschen, Horden und Stämme angenommen werden kann, treten uns nunmehr zwei tief verschiedene Typen des Stammes und seiner Gruppen entgegen, nämlich der aggressive, gewaltthätige Nomadenstamm und der conservative, friedliebende, seßhafte Stamm.

Solange die Menschen Raum zur Ausbreitung hatten, um ihrer Ernährungsweise nachzugehen, also je nach den localen Lebensbedingungen Ackerbau oder Viehzucht mit Wechsel der Weideplätze zu treiben, so lange dürften diese Unterschiede auch nicht so fühlbar im Stammesinnern und nach außen gewesen sein. Die Menschen fanden bei ihrer Ausbreitung jene Wohnsitze, welche zu einer oder der andern Ernährungsweise bestimmten; frühzeitig wurden jene Gebiete besetzt, welche, vorzüglich zum Ackerbau geeignet, typische Culturländer sind: China, Indien, das Euphrat- und Nilthal. Als aber die Vermehrung die Berührungen der Stämme häufiger machte und schließlich der Nomade auch mit Störung anderer Stämme den Weidewechsel zu vollziehen gedrängt wurde, da trat jene Verschiedenheit der Stammesindividualität immer auffälliger hervor. Solange die Nomaden freien Raum vor sich haben, macht sich auch bei ihnen die Kampfscheu geltend; der schwächere Stamm weicht dem stärkeren aus, und der stärkere folgt dem Impulse in der Wanderrichtung erst dann, wenn ihm bekannt wird, daß noch größere Schwärme von Nomaden im Anzuge sind. Es ist das jene Erscheinung, welche sich auch bei der sogenannten Völkerwanderung geltend machte und welche in geschichtlicher Zeit bei den Bewegungen verdrängter Indianerstämme in Amerika bemerkt wurde. Daß es hiebei zu Streitigkeiten kommen mußte, liegt in den natürlichen Reibungen dieser Bewegung, welche zum Krieg gegen hindernde Stämme und zur Eroberung seßhaften Stämmen angehöriger Wohnsitze führte. So vollzieht sich seit unbekannt langer Vorzeit, erst im Mittelalter endend, jener eigenthümliche Vorstoß aus dem Centrum Asiens nach allen Richtungen, dessen Hauptzüge in nachstehender Reihenfolge erfolgt sein dürften:

Mongoloide Stämme stießen gegen China vor, wo sich ein wechselvoller Kampf mit Ureinwohnern (Ainos?) um die Herrschaft ergab, welcher dieses Gebiet und die östlichen Inseln dicht mit Menschen erfüllte. Chinesische verdrängte Stämme stießen später nach Hinterindien vor, wodurch die negroiden Stämme daselbst vernichtet und aufgesaugt wurden und blutmischende Einflüsse auf die Malayen und in weiterer Folge auch auf die Oceanier sich ergeben haben. Die negroiden Stämme dürften, abgesehen von den Andamanen auf den Inseln und von Resten in Malacca, nach den Philippinen, nach Melanesien, Australien und Tasmanien entwichen sein. Andere in Tibet schweifende Mongolen stießen frühzeitig nach Vorderindien vor, wo sie die negroiden Stämme vernichteten und auffaugten und als Drawida die Bevölkerungsgrundlage der weitern indischen Entwicklung wurden. Mongolische Stämme scheinen schon sehr früh nach Europa gewandert zu sein und hier die erste Grundlage menschlicher Ansiedlungen gebildet zu haben. Die Übervölkerung drängte auch viele mongoloide Stämme in die unwirtliche Nordzone Asiens, wo sie infolge der nachtheiligen Lebensbedingungen Naturvölker blieben. Für die alte Welt am entscheidendsten war aber die Wanderung kaukasischer Stämme, welche der großen Wüsten- und Steppenzone nach Westen folgten und über Kleinasien, Syrien einerseits nach Arabien, anderseits nach Ägypten und Nordafrika vordrangen. Dieser Bewegung ist die Auffaugung aller in diesen Gebieten lebenden negroiden Stämme zuzuschreiben, wodurch sich in regelmäßiger Abstufung vom Weiß bis zum Schwarz-braun die semitische Rasse entwickelte. Es waren die Babylonier, Assyrer, Phönizier, Juden, die heutigen Araber, Berber, welche dieser Völkerbewegung entsprangen.

Einer noch früheren Wechselbeziehung lichter Rassen mit Negern scheinen die Hamiten entsprungen, welche darum ein besonderes Rassenglied der Menschheit gebildet haben, weil sie nicht in Fortsetzung der Bewegung nach Südwesten die Neger weiter umformten, sondern aus der negroiden Rückstauung die Kraft schöpften, selbst wieder nach Nordosten vorzudringen; sie nahmen Ägypten ein und wirkten mit ihrem Einflusse bis nach Mesopotamien, erlitten aber auch von den Semiten manchen Rückstoß.

Die westlich des Pamir und Oxus lebenden Arier scheinen in die verlassenen Wohnsitze in Iran vorgerückt zu sein, und nahmen nunmehr eine doppelte Richtung: ein Strom bewegte sich nach Vorderindien und wurde hier zu Hindus, welche die Drawida verdrängten und einen entscheidenden Einfluß auf die Sundaländer erlangten, sodaß die Malayen

erst jetzt ihren Rassengrundzug als Mischrasse von Negritos, Mongolen und Ariern erhielten; als diese gewannen sie eine ausgeprägte Individualität und errangen tiefgehende Einflüsse auf Hinterindien, China und Japan, Polynesien und auch auf Madagascar. Der andere Strom ergoß sich nördlich des schwarzen Meeres nach Europa, um die daselbst angetroffenen mongoloiden Stämme aufzusaugen oder nach dem hohen Norden zu verdrängen (Lappen, Samojeden). Hier bildeten die Arier jene Völker, deren Reste in den Pyrenäen und in Albanien noch leben, Etrurien gründeten, aber auch wahrscheinlich als Pelasger, Italiker, Iberer, Dorier und Kelten in das Licht der Geschichte traten; als Meder und Perser griffen sie tief in die semitische Rasse ein, wodurch die Armenier und zum Theil auch die jonischen Griechen entstanden. Diesem Strome scheinen die Germanen und Slaven gefolgt zu sein, welche mit dem Collectivnamen Scythen in die geschichtliche Zeit eintreten.

Die verlassenen Räume in Asien scheinen sofort wieder von den Mongolen besetzt worden zu sein, welche mit den Ariern vermischt die Turk-Völker entwickelten. Während diese und die Mongolen nördlich des schwarzen Meeres den Ariern innerhalb unserer Zeitrechnung nachdrängten und als Hunnen, Avaren, Finnen und Magyaren weite Vorstöße in Europa unternahmen, welche die Vermischung der Germanen mit allen Aboriginern Europas förderten und die Slaven westwärts trieben, rückten die Turk-Stämme gegen Kleinasien vor. Die Ausbreitung des Islam hatte eine neuerliche Blüte der Semiten, einen tiefen Einfluß derselben auf die Hamiten und die Unterwerfung der Hindus zur Folge, während die Turk-Völker das byzantinische Reich besetzten. Nochmals gab die Übervölkerung Innerasiens den Anlaß zu mächtigen Vorstößen der mongolischen Nomaden in drei Richtungen: sie unterwarfen das chinesische Reich, bemächtigten sich der ganzen sarmatischen Tiefebene, drangen tief in Europa ein und gründeten das Reich des Großmoguls.

Wenn auch die Verbreitung des Islam die mongolische Herrschaft im Westen brach und weite Vorstöße der Türken nach Europa herbeiführte, so stehen doch Asien und Europa ethnologisch unter den Nachwirkungen der letzten mongoloiden Völkerbewegung, da der slavische Stamm der Großrussen von mongolischem Blute tief durchsetzt wurde, Südrußland demselben vorwiegend angehört und das ganze östliche und nördliche Asien mongoloid bevölkert ist. Einsprengungen von iranischem Blute ändern dieses Übergewicht umsoweniger, als die turanischen und arischen Stämme Asiens

allenthalben im Zurückweichen begriffen sind. Arabische Vorstöße in Afrika erweiterten schließlich die Vermischung der semitischen Rasse mit den Negervölkern im Innern Afrikas.

Der ethnologisch skizzierte sociale Proceß gehört durchaus der alten Welt und Australien an; dem wechselvollen Klima, der Verschiedenartigkeit des Naturreichthums, der wechselvollen Bodenplastik und der Verschiedenartigkeit der Rassen ist es zuzuschreiben, daß wir noch heute innerhalb dieser Erdtheile von der primitiven bis zur höchstentwickelten Gemeinschaft alle socialen Entwicklungsstufen vorfinden. Was an dieser Vielgestaltigkeit nicht der Verschiedenartigkeit der Lebensbedingungen zugeschrieben werden kann, das könnte seine Erklärung nur in einem verschiedenen Ursprung der Rassen finden. Sollte hierüber die Wissenschaft jemals Aufschlüsse geben, so dürfte sie der schwarzen Rasse eine andere Herkunft zuschreiben als der weißen Rasse, während die gelbe Rasse vielleicht in einem Herkunftszusammenhange mit beiden und die braune mit allen dreien steht; die schwarze Rasse zeigt sich individuell und social der weißen Rasse vielfach fremd, und wo ein Einschlag ihres Blutes bemerkbar ist, wie z. B. bei den Semiten, äußert sich dies in tiefgehenden Gegensätzen.

Ebenso eigenthümlich ist das Wesen der rothbraunen Rasse und ihre sociale Entwicklung. Trotz Reichthums der Lebensbedingungen vermochten sich die amerikanischen Stämme in keiner Zone zu jener Entwicklungsstufe zu erheben wie die nördlichen Rassen der alten Welt. Amerika scheint vom nördlichen Polarkreis bis zum Cap Horn von derselben Rasse erfüllt worden zu sein, ohne daß diese Bevölkerung in ihrem Vorschreiten auf Widerstand stieß. Hierin und in dem Fehlen einer belebenden Blutmischung, im Gegensatz zu dem Rassenreichthum der alten Welt, scheint nun die Ursache zu liegen, daß die Indianer durchaus abgeschwächte Impulse zur socialen Entwicklung haben; sie zeigen einen Zustand, in welchem sich die einzelnen Rassen der alten Welt vor Beginn ihrer Vermischungsbewegungen befanden. Die Culturtriebe bleiben schwächlich, was durch eine schwächere Fauna noch gesteigert wird. Das Hirtenleben erwacht nicht, folglich bleibt der allseits verbreitete Ackerbau oberflächlich, extensiv, und nur die Jagd bringt Bewegung in die Stämme. Die Folge ist, daß eine seßhafte Gemeinde mit geordnetem Herrschafts- und Besitzverhältnis nur vereinzelt entsteht und anderseits die Jagdvölker doch nur in beschränktem Raume sich bewegen; kräftige Anstöße zur Unterwerfung fehlen im allgemeinen ebenso wie eine nachhaltige Vertheidigung des Wohnsitzes. Die Kämpfe sind bloße Fehden

aus Rache. Die Blutliebe ist vorwiegend das wirkende Princip, während jenes der Cultur nicht kräftig genug auftritt, um sociale Gestaltungen hervorzubringen. Die Stämme bekämpfen sich daher bloß nach dem Vernichtungsprincip, und der Gedanke der Unterwerfung und Dienstbarmachung zum Zwecke der Arbeit kommt nicht auf. So bleibt das sociale Leben in Nordamerika stets wild bewegt, die Wohnsitze sind nicht zweifellos fest, die Stämme bleiben unter sich gesondert, vertreiben sich gegenseitig aus Jagdgebieten und Weidegründen, das Ineinanderfließen zweier Gemeinschaften in *eine* auf Grund socialer Schichtung, dieses wichtige Moment in der socialen Entwicklung, fehlt. Darum auch treffen wir noch heute bei den Indianerstämmen dieselben durch das Totem geregelten Geschlechtsbeziehungen an, wie sie den primitiven Gemeinschaften Australiens eigenthümlich sind. Eine sociale Gliederung entsteht nicht; die Indianer kommen im allgemeinen über die primitive Horden- und Stammesgemeinschaft nicht hinaus.

Nur in drei Räumen, welche besondere Lebensbedingungen bieten, in Mexiko, Yucatan und Peru, scheint sich schon frühzeitig eine höhere Ackerbaucultur mit geordnetem Besitz und Sitten entwickelt zu haben. Diese Culturerscheinungen wurden hinsichtlich ihres Wertes wesentlich übertrieben. Die verschiedensten Interessenbeweggründe der Eroberer und später der Missionäre haben eine falsche Auffassung dieser Culturen hervorgerufen. Die Leistungen der alten Mexikaner und Peruaner sind in cultureller Hinsicht nur eine Ausgestaltung der indianischen Künste im allgemeinen, an welcher Charakteristik eine größere oder geringere Merkwürdigkeit des Vorgefundenen nichts zu ändern vermag. Diese Culturen lockten nördliche, beziehungsweise westliche Stämme, sich der Wohnsitze und ihrer Vortheile zu bemächtigen. So unterwarfen die Uto-Azteken die Tolteken, und die Inkas die Peruaner, auf Grund welches Anstoßes die erwähnten Culturcentren zu staatlichen Einrichtungen gelangten. Aber diese Störung war bei der Rassengleichheit der Sieger und der Besiegten nicht kräftig genug, um das sociale Leben tief anzuregen. Die Culturen sowie die Gemeinschaften blieben in den Anfängen der Entwicklung stehen und wurden von den Spaniern bereits im Niedergange angetroffen.

So trafen die europäischen Entdecker die Amerikaner an, und nun erst begann jener große Vernichtungs-, Unterwerfungs- und Vermischungsproceß, wie ihn die alte Welt in vorgeschichtlicher Zeit erlebte. Es ist gewiß manche Ähnlichkeit gegeben zwischen dem Schicksal der Indianer und dem Schicksal jener Stämme, welche vor der Einwanderung der Indogermanen

Europa bevölkerten, wobei der Gegensatz dort durch den großen Culturunterschied zum Nachtheile der Indianer verschärft ist. —

Die aus dem Studium der Rassengemische sich ergebende Darstellung der Haupt-Völkerbewegungen ist ein Abriß des socialen Processes der Menschheit, welcher weder in die volle Tiefe der Ursprungsbewegungen zu dringen vermochte, noch den Abschluß dieser Bewegung constatieren konnte; er sucht nur das ethnographisch Zugängliche kurz zusammenzufassen. Zum Verständnis dieser Darstellung ist es aber unerläßlich, sich vor Augen zu halten, daß während dieser Völkerbewegungen eine vollständige Veränderung der socialen Entwicklung Platz griff, welche auch die Bedeutung und Durchführung dieser Bewegungen nach und nach grundsätzlich änderte. Diese Bewegungen gingen aus der ursprünglichen Einfachheit des patriarchalischen Stammes hervor, wobei anfangs die Verschiebung und Verdrängung der Stämme vorwaltete, die Geschlechtsbeziehungen vorwiegend die Vermischung besorgten. Mit wachsender Kampflust und Vermehrung werden aber diese Bewegungen immer absichtlicher, großartiger und schließlich sogar von Ideen (wie z. B. der des Islam) erfüllt, die nur mehr mittelbar mit der Ursache aller socialen Erscheinungen: Vermehrung und Ernährung zusammenhängen; immer mehr tritt der höhere sociale Beweggrund, die Dienstbarmachung und Eroberung von Wohnsitzen in den Vordergrund. Diese Veränderung der socialen Entwicklungsweise zu erörtern, ist unsere weitere Aufgabe.

Wie den ersten Vorstößen der gelben Rasse in Ostasien durch die Meeresgrenze Halt geboten wurde, sodaß ihre Träger frühzeitig im fruchtbaren Lande seßhaft und friedlich wurden, so blieben andere Stämme derselben Rasse im Innern Asiens wegen der Steppennatur des Landes schweifend und entwickelten nunmehr den Kriegersinn. Diese Erscheinung wiederholt sich bei allen Nomaden mehr oder weniger auffällig; die mongoloiden Bewegungen kommen in Indien zur Ruhe, die semitischen in Ägypten, die arischen am Mittelmeer u. dergl. m. und entwickeln Culturstätten, während die andern Stämme in kriegerischer Bewegung bleiben. Die Mongolen sind zunächst genöthigt, vor den seßhaften Stämmen zu halten, sobald sie aber durch nachfolgende Nomaden gedrängt werden, ergeben sich alsbald Anlässe zu Feindseligkeiten. Theils angelockt von den in höherer Cultur stehenden Ländern, theils genöthigt durch die nachdrängenden Stämme greifen die Nomaden die Seßhaften an, um sich ihrer Wohnsitze zu bemächtigen. Es ist ein historisches Gesetz, daß die Nomaden die

Seßhaften, wenn nicht sofort, so doch mit der Zeit, bezwingen, was durch die Entwicklung ihres Kampfsinnes erklärlich ist. So wurden die Nomaden durch die Ereignisse räuberische Krieger, und es wird nebst Jagd, Viehzucht und zeitweisem Ackerbau der Kampf mit fremden Stämmen ein Theil ihrer Aufgabe zur Befriedigung der Bedürfnisse. Das dem Bewußtsein angeborne Interesse hat sich im Daseinskampf durch die Schwierigkeit der Verhältnisse individualistisch gekräftigt und jenen feindseligen Zug in den Vordergrund der Gedankenassociationen gebracht, der jedem Geschöpfe gegen Nebengeschöpfe eigen ist, und der nur des Anlasses bedarf, um in seinem absoluten Charakter zur Geltung zu kommen. Es wird hiedurch ein Princip in der socialen Entwicklung wirksam, die absolute Feindseligkeit aller Geschöpfe unter sich, welches so lange in der milderen Form des friedlichen Eigennutzes auftritt, als der Mensch nicht zu den äußersten Consequenzen des Selbsterhaltungstriebes angeregt, beziehungsweise genöthigt ist. Daß die absolute Feindseligkeit zur schroffsten Äußerung gelangen mußte, liegt in der Quelle aller socialen Entwicklung, in der Vermehrung und Ernährung der Menschen.

Die friedliebenden Naturvölker und seßhaften Ackerbauer werden aber wegen ihrer Selbsterhaltung zur Vertheidigung genöthigt. So bemächtigte sich der ganzen Menschheit ein kriegerisches Wesen, das bei den schwarzen und braunen Stämmen in der Regel nur zu Rache- und Raubzügen führte, während es bei den weißen und gelben Nomaden sich zu einem politisch zielbewußten Eroberungskampfe, bei den seßhaften Gemeinden zu einer organisierten Abwehr und, durch die Mittel der Cultur angeregt, auch zu Eroberungszügen entwickelte. Die Friedfertigkeit verschwand allseits, und die Kampfscheu mußte einer Kampffähigkeit weichen, wollte die betreffende Stammesindividualität sich nicht der Vernichtung preisgeben. Bluthaß und Brotneid wirken zusammen; da ist nichts, was zur gegenseitigen Schonung anregt, sondern die Vernichtung ist die naturgemäße Losung im Kampfe. Dieselbe Natur, die wir im Raubthier kennen, wird dem Menschen eigen; vorerst ist kein Gedanke vorhanden, der die Kämpfenden veranlaßt, etwas anderes anzustreben als denjenigen zu tödten und den Stamm auszurotten, dessen Wohnsitze ihr Begehr sind. Die rettende Flucht ist die Quelle weiterer Ausbreitung, aber auch der Vermischung der Menschen. Die Seßhaften entweichen ins Gebirge, in Sümpfe und Wälder und, insofern sie die Schiffahrt kennen, nach entlegenen Küsten. Darum finden wir noch jetzt in schwerer zugänglichen Gebieten die Reste

älterer Stämme, die als „Autochthone" des ganzen Gebietes gelten können. Sicher wurden auf diese Weise die japanischen Inseln von Mongolen bevölkert, wobei diese Flüchtigen ihrerseits die „autochthonen" Ainos in die unwirtlichen Gebirge vertrieben. Dasselbe gilt von den Kelten, welche Gallien, die britischen und normannischen Inseln bevölkerten, sodann in die Bretagne, nach Wales, Irland und in die Pyrenäen zurückwichen, und von denen noch Reste in den Hochthälern der Alpen vermuthet werden. Die Vernichtung der Fremden gelangt also anfangs zur vollen Geltung. Unsere in das Sagenhafte streifende Vorgeschichte, sowie die feindseligen Störungen, denen noch heute in Asien und in Afrika seßhafte Stämme von Seiten der nomadisierenden ausgesetzt sind, weisen auf diesen lang anhaltenden Zustand hin, und das Verhalten der Engländer gegen die Australneger zeigt, daß diese Vernichtung bei unbeschränktem Walten der Feindseligkeit auch den höchststehenden Culturvölkern nicht fremd wird. Wir können diese Verhältnisse nicht sociale Beziehungen nennen, sondern müssen sie als Störungen des socialen Lebens bezeichnen, welche die Beziehungen unterbrechen. Wohl ist es möglich, daß auch in diesem Zustande die einigenden Triebe der Menschen vorübergehende Beziehungen hervorrufen. So dürfte der Austausch von Weibern und der sittengemäße Frauenraub zwischen den Stämmen manchen Verkehr eröffnet haben. Mannigfache Sitten unter den Nomaden Asiens, den kriegerischen Stämmen des Kaukasus und der Balkanhalbinsel erscheinen als Zeugen hiefür; doch waren sie nicht im stande, den Vernichtungsgedanken zu beheben.

Durch die wachsende Menschenvermehrung stauten sich endlich die in Bewegung befindlichen Stämme; die Seßhaftigkeit gewann hiedurch die Oberhand, und nur die unbändigsten Wanderstämme setzten aus Kampflust und geringer Neigung zur Arbeit ihre Eroberungszüge fort, wie z. B. die Ostgothen, Vandalen, Kurden und Turkmenen. Mit dieser wachsenden Seßhaftigkeit tritt nun die schon in der primitiven Socialentwicklung wirksame Cultur wieder in den Vordergrund; der Ackerbau nimmt überhand, die Wohnsitze werden permanent, die Herden werden domesticiert, die patriarchalische Ordnung in den Stämmen gewinnt durch die Liebe zum Besitz eine festere Gestalt. Das Herrschaftsverhältnis befestigt sich, und die getrennte Wohnweise des Ackerbauers nöthigt zur Ausbildung der Familie. Nur in den Gebirgsländern und in den durch unwirtliche Wohnsitze zum Nomadenleben genöthigten Stämmen behauptet sich ein Mittelding zwischen Horde und Familie, wie noch jetzt bei den Albanesen, Kirgisen und Hyperboreern.

Durch die Cultur gewinnt aber die absolute Feindseligkeit eine veränderte Auffassung. Der Gedanke der Dienstbarmachung des Nebenmenschen, schon bei der Gründung der Familie zwischen den Geschlechtern wirksam, wird nunmehr auf die feindlichen Stämme angewendet. Alle Erscheinungen der Herrschsucht wurzeln in der Arbeitsscheu der Menschen. Da bei den Nomaden das Weib von der Genossin des Mannes zur Sclavin herabsank, ja selbst die Kindererzeugung mit dem Gedanken, Arbeitskraft zu gewinnen, im Zusammenhang stand, so lag es nahe, daß der Gedanke der Ausrottung des Feindes mit jenem der Dienstbarmachung der Besiegten vertauscht wurde; gerade den kriegerischen Stämmen war der Ackerbau fremd und die Arbeit doppelt verhaßt. An die Stelle des Vernichtungsprincips tritt also jenes der Unterwerfung.* Lange Zeit noch kommen, je nach dem Culturgrade ausgeübt, beide Principien in der Sitte zur Geltung, diejenigen Unterworfenen, welche nicht als Sclaven in der Liebe oder in der Arbeit Verwendung fanden, zu tödten. In dieser Wandlung der Wirkung des Kampfes berühren wir das folgenreichste Ereignis im socialen Proceß der Menschen, ihr wohnt die bedeutungsvollste sociale Schöpfung inne.

Unter dem stetigen Einflusse der Cultur kommt das Vernichtungsprincip immer mehr außer Anwendung. Die Vernichtungskämpfe der Stämme sind gleichsam der Höhepunkt der Jugendkraft der Menschenrassen, welcher sich durch eine übermüthige Blutliebe im Innern und unversöhnliche Blutfeindschaft nach außen ausspricht, Leidenschaften, die in späterer Zeit stets wieder zum Ausbruche kommen, wenn eine kräftige Individualisierung stattfindet und unter gesteigertem Lebensgenusse der Interessenkampf an Heftigkeit zunimmt. Diese socialen Erscheinungen erinnern an die geologischen Evolutionsperioden, wonach die Erde und jedes ihrer organischen Gebilde einen Höhepunkt der individuellen Entwicklung hat, der von den heftigsten Ausbrüchen der innewohnenden Lebenskraft begleitet ist. Von diesem Höhepunkte des individuellen Lebens der Menschenstämme sinken nun die Leidenschaften, um sich, unterbrochen von zeitweiligem Wiederaufflammen, jenem Zustande der Ruhe, der friedlichen Gleichheit wieder zu nähern, welcher den primitiven Zuständen eigen war.

---

* Es ist das bleibende Verdienst Ludw. Gumplowicz', dieses wichtigste Princip im socialen Proceß in seiner vollen staatswissenschaftlichen Bedeutung erkannt zu haben.

Diese Abkühlung der Blutleidenschaften spricht sich im socialen Proceß durch das Entstehen höherer Socialgebilde aus, in welchen das Feindseligkeitsprincip mit den Culturbestrebungen in eine Übereinstimmung gebracht wird. Die Selbsterhaltung des Einzelnen und aller socialen Individualitäten bleibt der führende Trieb, Vermehrung und Ernährung sind die bewegenden Ursachen; aber gerade letztere zwingen die Menschen auf die Bahn des geordneten Nebeneinanderlebens, wodurch dem Individualinteresse immer mehr von seiner Heftigkeit genommen wird und so die Bedürfnisse des Einzelnen mit den Bedürfnissen Aller mehr und mehr in Übereinstimmung kommen. Alle diese Wandlungen beruhen aber auf dem Principe der Unterwerfung, auf dem Verzicht von Individualinteressen, zu welchem wohl anfangs die Gewalt nöthigt, welcher aber mit der Zeit auch Rechtsanerkennung findet. Mit dem Verzicht erheben sich die Menschen zum Socialinteresse, welches ohne Verzicht wohl bei der primitiven Gesellschaft materiell wirken, aber in der schrankenlos strebenden Culturwelt nicht hervortreten kann.

14. Die Entstehung des Staates.

Solange auch die Periode des überwiegenden Vernichtungskampfes der Stämme unter sich gewährt haben mochte, so war diese sociale Erscheinung doch nicht geeignet, die sociale Entwicklung zu fördern. Wohl ist dem Vernichtungskampfe jene außerordentliche Blutmischung zuzuschreiben, die der Menschheit eigen ist, die alle Rassen verunreinigt, neue Rassen erzeugt und beinahe alle von der Stätte der sie hervorbringenden Lebensbedingungen entfernt hat, — aber die Socialgebilde hat er grundsätzlich unverändert gelassen. Der Nomade bleibt im patriarchalischen Stamm mit sehr lockerem Familienband, und der Seßhafte bleibt in der Gemeinde mit patriarchalischem Herrschaftsverhältnis und einem entwickelten Familienleben; während sich dort die Bedeutung des Kriegers immer mehr in den Vordergrund der socialen Ordnung drängt, wird hier in der Gefahr der steten Angriffe das Herrschaftsverhältnis organisiert und gestärkt und die Familie der gegenseitigen Unterstützung wegen vielfach zum Clan erweitert. Turanische Stämme sind in jener, ostmongolische in dieser Hinsicht typisch. Die sociale Entwicklung erhält erst einen tieferen Impuls, wenn ein wandernder Stamm Seßhafte besiegt und diesen Sieg nur zu deren Unterwerfung in ihrem eigenen Wohnsitz ausnützt; hieraus ergibt sich eine Reihe socialer Veränderungen,

welche die Grundlage des gegenwärtigen socialen Zustandes unserer Culturwelt sind:

1. Es entsteht aus zwei Gemeinschaften eine; der siegende Stamm vernichtet den unterworfenen; aber nicht materiell, sondern nur politisch, d. h. als selbständiges Gebilde in der socialen Welt. Wir wissen, daß die organische Welt die Variierung und höhere Entwicklung der primitiven Arten durch die Vereinigung zweier Monoplastiden oder zweier Keimzellen einleitet; analog verhält es sich in der socialen Welt.

2. Trotz dieser Vereinigung bleibt aber der unterworfene Stamm als sociale Individualität bestehen; er bildet in der neuen Gemeinschaft eine untere Schicht der Gesellschaft; die sociale Ungleichheit wird zur ordnenden Institution. Die Unterworfenen werden zu Sclaven oder wenigstens zur arbeitenden Bevölkerung, während die Sieger eine bevorrechtete Stellung einnehmen. Durch dieses Herrschaftsverhältnis ist die Einheit der Gemeinschaft nach außen unbedingt ausgesprochen. Die Kasten des Orients, die politisch bevorrechteten Stände des Occidents weisen auf unterworfene Stämme hin, welche jetzt die unteren Kasten und Volkstheile bilden, während die oberen Kasten, der Adel und das Patriciat die siegreichen Stämme waren. Die Ackerbauer Indiens sind die durch die Mohammedaner unterworfenen Hindus, während erstere die Kaufleute und Krieger sind. Die Heloten Spartas sind die Ureinwohner des Peloponnes, während die Krieger und Könige die sie bezwingenden Dorier sind.

3. Diese sociale Schichtung verlangt aber mehr noch als die culturellen Forderungen der Ackerbaugemeinschaft ein Herrschaftsverhältnis, welches den Gegensatz zwischen den Unterworfenen und den Herrschenden durch eine Machtorganisation in Ruhe erhält, sodaß die neue Gemeinschaft ihrer Vermehrung und Ernährung ungestört nachgehen kann; die Unterworfenen arbeiten, und die Sieger genießen. Es ist natürlich, daß das Herrschaftsverhältnis des siegenden Stammes auch in der neuen Gemeinschaft beibehalten wird, wodurch also in der Regel der Führer von jenem der Herrscher in dieser wird. Es liegt in der Natur der Entstehung dieses socialen Gebildes, daß, so wie die oberen Stände kriegerischen Ursprungs sind und diesen Charakter wahren, auch der Herrscher der erste Krieger, ein Held unter ihnen ist.

4. Die im Stamme und in der Gemeinde noch annähernd erhaltene Gleichheit wird in der neuen Gemeinschaft gründlich umgestoßen. In derselben herrscht individuelle Ungleichheit, weil sie aus Stämmen

verschiedener Herkunft zusammengesetzt ist und die Geschlechtsbeziehungen zwischen den blutsfremden Individuen der Bevölkerung fortgesetzt variieren. Es herrscht sociale Ungleichheit, weil sich die Sieger von den Unterworfenen sowohl der Sitte als den rechtlichen Ansprüchen nach unterscheiden. Diese sociale Ungleichheit drückt sich in der beschränkten Lebensstellung der Besiegten aus, während die Sieger sich in der Lebensführung keinen Zwang auferlegen. Sie ist manchmal an locale Sonderung beider Klassen geknüpft; während z. B. die Rajahs und Fellahs das flache Land bestellen, wohnen ihre Besieger, die Türken und Araber, in den Städten und Burgen. Der besiegte Sclave des Atheners ist ein dienender, aber integrierender Theil der Familie, während dasselbe Verhältnis in Sparta sich dadurch ausdrückt, daß der Krieger im Hause des Heloten an sich fremd ist, aber als wirklicher Herr sich geberdet. Wir sehen ferner eine politische Ungleichheit, weil die sociale Ungleichheit die Gemeinschaftsgenossen in Herrscher und Beherrschte scheidet.

5. Durch diese allseitig entstandene Ungleichheit tritt an die Stelle der ordnenden Sitten und Gebräuche ein Recht; nicht mehr die Naturtriebe des Einzelnen ordnen die Wechselbeziehungen der Menschen, sondern das Interesse der Mächtigen; kurz, die ganze Organisation der Gemeinschaft hört auf, ein Gebilde gemeingiltiger Einflüsse zu sein, und wird ein politisches, d. h. auf Machtverhältnissen beruhendes.

6. Da nun der Übergang aus der Geschlechtsorganisation zur politischen stattgefunden hat, so ist die Gemeinschaft auch sociologisch etwas anderes geworden als alle Gemeinschaften der primitiven Vorzeit und der patriarchalischen Entwicklung, nämlich ein Staat. Wenn wir auch mit dem Begriffe „Staat" durch die wachsende Bedeutung dieser Gemeinschaft eine großartigere Organisation verbinden als ursprünglich erkennbar war, so besteht doch sociologisch zwischen dem höchstentwickelten Staate der Gegenwart und der kleinsten auf Unterwerfung basierten Gemeinschaft kein grundsätzlicher Unterschied.

7. Die durch Unterwerfung und Herrschaft gegliederten und vermischten Stämme bilden aber auch als bloße Masse, unabhängig vom Wohnsitze, eine neue Gemeinschaft: ein Volk. —

Die Ausgestaltung des ursprünglichen Staates vollzieht sich wieder nach den Lebensbedingungen des Wohnsitzes. Von diesen ist es abhängig, ob in dem Staate der Cultur- oder der Kampfzweck überwiegt, als Fortwirkung der beiden Principien, welche die sociale Entwicklung bisher

beeinflußt haben. Entsteht der Staat in einem hervorragend fruchtbaren Gebiete — wie z. B. seinerzeit im Nilthal oder am Euphrat —, so ist der Anlaß gegeben, daß sich die Gemeinschaft dem Ackerbau und der Seßhaftigkeit ergibt, wodurch der kriegerische Sinn gegenüber der Cultur zurücktritt. Die bekannten Erscheinungen des seßhaften Stammes — Arbeits- und Verwaltungsorganisation, Festigung der Sitten, Entwicklung eines gemeinen Rechtes auf Grundlage des Besitzes, Entwicklung der Familienbande — treten in den Vordergrund; der sieghafte Stamm führt die Herrschaft, das Gericht und die Vertheidigung.

Die gedeihliche Entwicklung dieses Staates ist aber meist von Ausbreitungskämpfen begleitet, wonach der ursprüngliche Staat durch Unterwerfung weiterer Stämme seine sociale Zusammensetzung noch vielgestaltiger macht. Die Sieghaftigkeit und Culturkraft veranlaßt einen solchen Staat, gedrängt durch die Vermehrung, zur Erweiterung der Wohnsitze; er wird Nachbarstämme, ja selbst andere Staaten, theils vernichten, theils unterwerfen. Durch diese Kämpfe gelangen die zuerst unterworfenen Stämme des erobernden Staatswesens, insofern sie an den Kriegszügen Antheil nehmen, auf Kosten der Neuunterworfenen zu einer höheren socialen Stellung; überhaupt wird sich mit jeder Erweiterung des Staatswesens durch Eroberung die Bevölkerung social mehr differenzieren, d. h. in eine größere Zahl verschiedenartig berechtigter und verpflichteter Volksschichten und Gruppen gliedern.

Die Ausgestaltung des primitiven Staates zeigt sich bei jenen Stämmen anders, in welchen der Kampfzweck das Übergewicht behält. Die gewöhnliche Ursache hiefür ist, daß die Gemeinschaft auch nach Unterwerfung eines seßhaften Stammes nicht in jene befriedigenden Lebensbedingungen gelangt ist, daß ihr hinsichtlich der Ernährung und des Wohnsitzes nicht noch Wünsche erübrigten. Theils eine unabgeschlossene geographische Lage des Wohnsitzes, insbesondere aber verlockende Lebensbedingungen der Nachbargemeinschaften veranlassen das primitive Staatswesen, seine Seßhaftigkeit aufzugeben und seine Eroberungszüge fortzusetzen. Hiedurch ergibt sich zwischen jenem *seßhaften Staate* und dieser *staatlichen Wandergemeinschaft* der principielle Unterschied, den im socialen Leben der feste Wohnsitz und der geordnete Besitz gegenüber dem wechselnden Wohnsitz mit flüchtigem Besitze zu allen Zeiten bilden. Die sociale Organisation mit dem Zwecke der Cultur tritt bei der Wandergemeinschaft in den Hintergrund, während die Organisation für den Kampf überwiegt;

alle Beziehungen in ihr sind locker, so auch die Familienbande, wie noch heute bei allen Nomaden. Die Unterworfenen treten in kein geordnetes Sclaven- oder Unterthanenverhältnis, sondern werden nur nach Bedarf mitgeführt, theilweise zurückgelassen, manchmal sogar bei endender Verwendung getödtet. Wir nennen daher diese Gemeinschaft nicht einen Staat, weil der unterworfene Gesellschaftstheil die Seßhaftigkeit und den Culturzweck aufgeben muß, wodurch die Erhaltung des Staatswesens zweifelhaft wird. Wohl aber ist diese Gemeinschaft ein Volk, weil ihr die staatliche Differenzierung der Massen eigenthümlich ist. Die sociale Natur eines solchen Eroberervolkes wechselt, je nachdem es durch Eroberung fremder Staaten wieder seßhaft wird oder von neuem seine Wanderung fortsetzt und hiebei Stämme sich unterwirft oder durch Ausscheidung von Volksschichten sich selbst reduciert. Die Vermehrung, das Ernährungsbedürfnis und geographische Hindernisse führen das Wandervolk schließlich doch dazu, wieder den Staat zu gründen oder in einem solchen aufzugehen, manchmal aber auch völlig vernichtet zu werden.

Versuchen wir einen geschichtlichen Überblick über die Ausgestaltung der primitiven Gemeinschaften zum Staate in der alten Welt zur Charakterisierung dieses socialen Vorganges:

Die Ackerbaugemeinschaften in Ostasien dürften sich unter der Einwirkung wandernder Mongolenstämme relativ am frühesten zum Staatswesen der Chinesen entwickelt haben, während diese später einen Vorstoß nach Korea und nach den japanischen Inseln machten, um daselbst durch Unterwerfung und Vernichtung der Ainos Staatswesen zu gründen. Nunmehr kriegerisch gewordene Chinesenstämme haben ferner durch Unterwerfung der Einwohner Staatswesen in Hinterindien gegründet. Es entwickelte sich in China die nachhaltigste aller Culturen, welche durch die wechselnde Herrschaft der eindringenden Mongolen und Mandschu lebenskräftig blieb. Ähnlich entwickelten sich die Staatswesen in Indien. Ebenso entstand vorgeschichtlich der ägyptische Staat als Unterwerfungsproduct hamitischer und semitischer Stämme; er erlebte in geschichtlicher Zeit die Unterjochung durch die Hykšos, ein semitisches Wandervolk. Die semitischen Staaten in Mesopotamien wurden nacheinander durch arische und turanische Wandervölker unterworfen, wobei insbesondere das persische Staatswesen ein Prototyp für Entstehung, Ausbreitung und Niedergang eines Wandervolkes ist. Während in Syrien und Nordafrika durch semitische Stämme zuerst primitive Gemeinschaften und sodann durch

gegenseitige Unterwerfung Staaten zur Gründung gelangten, entwickelte sich in dem kleinen Raume des heutigen Griechenlands eine soziologische Musterkarte primitiver Staatswesen. Alle möglichen Beweggründe für die Entwicklung von Gemeinwesen kommen hiebei zur Wirksamkeit, wodurch auch der Anstoß zu der vorgeschrittensten Cultur des Menschengeschlechtes gegeben war. Entsprechend den gegebenen Lebensbedingungen des Wohnsitzes waren die seßhaften Stämme entweder Hirten, wie in Arkadien, oder Ackerbauer, wie in Messenien, oder Fischer, wie auf Ithaka. Diese Vielgestaltigkeit wurde schon frühzeitig durch einen regen Schiffsverkehr mit Kleinasien und durch eine vernichtende Unterwerfung der pelasgischen Ureinwohner vermehrt. Aber auch die Anstöße zur Staatenentwicklung, welche kriegerische Störungen geben, waren in Griechenland mehrgestaltig. Einerseits dürften es zuerst jonische, vielleicht auch ägyptische Eroberer gewesen sein, welche an der Ostküste Griechenlands und auf den umliegenden Inseln durch Unterwerfung der thrako-illyrischen Ureinwohner primitive Staatswesen unter patriarchalischen Königen und dem Einflusse der kleinasiatischen und ägyptischen Cultur zur Entwicklung brachten. Anderseits brach der Wanderzug der Dorier in den Peloponnes ein und gründete durch Unterwerfung der Achäer kriegerische Staatswesen. Während also einerseits die Eroberung durch bereits cultivierte Stämme im Wege der Schiffahrt stattfand, was den Staatswesen von Haus aus eine vorgeschrittene Cultur und durch den Seeverkehr einen weiteren Blick in die Weltverhältnisse gab — in welcher Hinsicht der athenische Staat typisch ist —, entstehen südlich Staatswesen, die ihren besonderen Beruf in einer Aufrechterhaltung des kriegerischen Herkommens sehen, welches sie aus den macedonischen Gefilden mitgebracht hatten, — in welcher Hinsicht Sparta typisch ist. Bei solch' reicher Gestaltung der politischen Gebilde, zusammengedrängt auf einen kleinen Raum, ergaben sich zwischen den vielen Staatswesen und patriarchalischen Gemeinschaften frühzeitig sociale Wechselbeziehungen, welche das Hellenenthum über den Staat hinweg zu einer höheren Gemeinschaft entwickelten, wie sie von Homer in dem Kriegszuge gegen Troja mythisch angedeutet wird, und welche zu den hegemonistischen Bestrebungen der kräftigsten Gemeinschaften führten. Die Cultur, insbesondere auf religiösem Gebiete, schafft aus diesen Beziehungen ein Socialgebilde, welches weit über die Entwicklung der Mitwelt vorgeschritten ist. Wenn schon bei der primitiven Ackerbaugemeinschaft die Cultur ein grundsätzlicher Beweggrund für die Entwicklung war, so zeigt sich hier die höhere Cultur des Geistes als ein weiterer Beweggrund hiefür. Die absolute

Feindseligkeit hatte störend in die vereinigende Macht der wirtschaftlichen Cultur eingegriffen, und nunmehr stellt die socialisierende Macht der geistigen Cultur einigende Beziehungen wieder her; so bildet das aus zahlreichen Staaten und Staatsgemeinden bestehende Hellenenthum einen Culturkreis verwandter religiöser, philosophischer und künstlerischer Ideen, welcher in den Amphiktyonen und in den Nationalspielen sogar praktische Mittelpunkte erlangte. Das Hellenenthum ist das erste Beispiel einer Gesellschaft über dem Staate als politische Individualität. Wohl vermochte es hieraus in den Perserkriegen Vortheil zu ziehen, erlag aber späteren Anstürmen, weil es nicht befähigt war, die social überwundene absolute Feindseligkeit auch politisch zu überwinden und sich zu einem höheren Staatswesen zu entwickeln. Dieselben Umstände, welche die reiche sociale und culturelle Gestaltung Griechenlands herbeiführten, widerstrebten der politischen Consolidierung; die culturelle Einheit auch zu einer politischen Einheit auszugestalten, dazu bedurfte es anderer socialisierender Anstöße, als sie das Hellenenthum hervorzurufen vermochte.

Was Griechenland fehlte, die individualisierende Kraft eines starken politischen Geistes, welche ihm für kurze Zeit durch die Macedonier von außen zugeführt wurde, — das hatte die spätere Culturgestalt der Mittelmeergemeinschaften, Rom, im höchsten Maße. Auf der italischen Halbinsel hatten sich culturtragende Stämme angesiedelt und auch das Staatswesen Etrurien entwickelt. Innerhalb dieser Gebilde fand sich eine patriarchalische Gemeinschaft, welche die Unterwerfung aller andern einleitete und ein Staatswesen gründete, in welchem die Sieger die Herrschenden wurden, während die unterworfenen Stämme die unteren Schichten der Bevölkerung bildeten. Durch Unterwerfung aller Mittelmeerländer erhielt dieser Staat weltmächtliche Zwecke und bildete eine politische, sociale und culturelle Einheit.

Nachdem der semitische Staat Karthago im Kampfe mit Rom unterlegen war, begann sich in Rom jene Flut arischer Wandervölker bemerkbar zu machen, auf welchen das Werden der gegenwärtigen Staaten beruht. Die germanischen Völker strebten, durch Unterwerfung anderer Völker sich seßhaft zu machen und Staatswesen zu bilden, deren Bestehen geschichtlich nicht festgehalten ist und sich hauptsächlich in ihren Conflicten mit Rom manifestiert. Die charakteristische Erscheinung dieser wandelbaren Gemeinschaften ist das Reich der Ostgothen von seinem Ursprunge unter Theodorich dem Großen bis zu seinem Untergange unter Teja. Diesen Völkern ist es stets nur vorübergehend

gegönnt, zur Ruhe einer staatlichen Entwicklung zu kommen; sie sind verurtheilt, durch nachdrängende slavische und mongolische Völker sowie auch durch die letzten Kraftanstrengungen Roms Wandervölker zu bleiben; weder eine hinreichende Festigung des Herrschaftsverhältnisses, noch eine geordnete Unterwerfung der besiegten Bevölkerung gelingt ihnen. An den großen socialen Schöpfungen Roms, insbesondere an deren gallischem Staatsgebilde finden aber endlich die Germanen doch jenen Rückhalt, um von dem Zustande schweifender Völker zu jenem des Staates vorzuschreiten. Die römische Cultur ist es, welche die kriegerisch sieghaften Germanen social bezwingt und das Völkergemisch des Abendlandes dem römischen Staate germanischer Herkunft unterwirft. An diesem Staatswesen brechen sich die letzten Vorstöße asiatischer Wandervölker, und Europa kommt langsam zu einer allseitigen staatlichen Ordnung. Ein hervorragendes Beispiel bildet hiebei die britische Staatengründung.

Parallel mit den letzten Vorstößen aus Asien nach Europa findet der Vorstoß der Araber nach Kleinasien und durch Nordafrika bis Frankreich auf Grund religiöser Ideen statt. Die erobernden Araber werden die Herrschenden, die besiegten Völker die Dienenden. Dieser Vorstoß der Araber dehnte sich, anschließend an die früheren semitischen Einflüsse, über den größten Theil von Afrika aus, brachte jenes Ferment in die schwarze Rasse, wodurch sie kriegerisch wurde und im gegenseitigen Unterwerfungskampfe Negerstaaten bildete. Die Seldschuken bieten den jüngsten großen Nachweis ursprünglicher Staatenbildung im Wege der Unterwerfung der seßhaften Völker und ihrer Dienstbarmachung unter der Herrschaft der Sieger. —

Der Staat stellt sich in diesem Überblick als ein sociales Verschmelzungsproduct divergierender Bestrebungen primitiver Gemeinschaften dar. Dem culturtreibenden seßhaften Stamm tritt der im Kampfe überlegene, culturell tieferstehende Nomadenstamm sieghaft entgegen; die Dienstbarmachung des ersteren ist der Zweck des letzteren, und aller politische Kampf in diesem Staate ist sodann der Veränderung dieses Herrschaftsverhältnisses zugewendet.

Theils die geographische Unmöglichkeit, die Wanderzüge fortzusetzen, da die bewohnbaren Räume der Hauptsache nach besetzt erscheinen, theils die wirtschaftlichen Vortheile, welche der Mensch immer sichtlicher im festen Wohnsitze findet, endlich die aus beiden Ursachen sich ergebende Abschwächung der kriegerischen Leidenschaften bringen in die allgemeine Völkerbewegung

eine nachhaltige Stauung. Wohl sind alle Kampfzwecke — die Erwerbung von Nahrungsquellen, welche vorwiegend mit der Erweiterung der Wohnsitze übereinfällt, und die Dienstbarmachung anderer Völker — für die Staatenentwicklung und ihre inneren und äußeren Kämpfe noch weiter maßgebend, aber es gewinnt die Cultur, welche die Entwicklung der höheren Gemeinschaften einleitete, wieder eine vorwiegende Bedeutung und bringt im Staate der Eroberung Beweggründe zur Geltung, die der ersten Staatenbildung fremd waren. Aber auch der kriegerische Thatendrang mäßigt sich in den Massen; sie lernen die Ordnung des Culturstaates den fortgesetzten Umwälzungen vorziehen. Es erwacht in den Genossen der nicht mehr allein auf Blutliebe basierten Saatsgemeinschaft auch die Ahnung von gemeinsamen Interessen überhaupt. Dieses neue Princip im socialen Leben ist weder freiwilligen Absichten noch einer bewußten Erkenntnis zuzuschreiben, sondern der Zwang der socialen Lage stammlich heterogener, aber wirtschaftlich unter sich abhängiger Gesellschaftsschichten erweckt den Gedanken des Gemeinnutzes auf der Grundlage des bloßen Brotneides. Wenn es der unbedrängten primitiven Gemeinschaft nicht möglich war, eine andere Übereinstimmung unter den Einzelnen zu finden als die durch geschlechtliche Beziehungen hervorgerufene, so gelangt das stammlich complicierte Staatswesen, unter dem Eindrucke der Bedrängnisse durch fremde Eroberer und der Nothwendigkeit sich einem ordnendem Zwange zu fügen, zu der Einsicht oder zu der Gewohnheit, sich dem allseitigen, absoluten Interesse der Ernährung zu unterwerfen. Das ist der große Schritt, den die alte Welt in der socialen Entwicklung gethan hat, daß sie sich dem durch die Menschenvermehrung hervorgerufenen Vernichtungskampfe durch die Staatengründung entrang und wieder zur Herstellung von Gemeinschaften gelangte, in welchen sich der Culturzweck zuerst mühsam Geltung verschaffte, um endlich unter dem Druck der Ernährungssorge zur Herrschaft zu kommen. Die Unterwerfung eines Theiles der staatlichen Gesellschaft zog die Unterwerfung Aller unter das einheitliche Interesse des Staates nach sich, entsprechend dem kosmischen Gesetze von der unausweichlichen Herstellung des Gleichgewichtes aller unter sich abhängigen Kräfte.

Während der europäische, ostasiatische und nordamerikanische Culturkreis dem Ziel dieser Entwicklung sich nähern, ist die übrige Welt in verschiedenem Maße zurückgeblieben, sodaß sich noch alle Entwicklungsstadien des socialen Processes auffinden lassen. Diese Complication der socialen Zustände ist aber wieder die Quelle weiterer socialer Entwicklung.

15. Die sociale Differenzierung im Staate.

Bei der Entwicklung der primitiven Gemeinschaft bemerkten wir ein fortgesetztes, aus dem individualisierenden Drange der Menschen hervorgehendes Abtrennen von Theilen der Horde und des Stammes. Die Gründung des Staates durch gewaltthätige Unterwerfung einer Gemeinschaft, das Zusammenfließen zuerst zweier, und im fortgesetzten Unterwerfungskampfe vieler — zeigte hingegen ein fortschreitendes Zusammenfassen der Gemeinschaften. Dieses sociale Zusammenfassen von Gemeinschaften hält jedoch den individualisierenden Drang der Menschen nicht auf, im Gegentheile; so wie die geschlechtliche Zeugung die Variierung der Arten in Fluß brachte, so fördert auch die sociale Vermischung heterogener Elemente die sociale Differenzierung. Die Differenzierung der menschlichen Gemeinschaften schreitet in und neben dem Staate ununterbrochen fort. Weil der Staat mit seinem Entstehen bereits ein in sich differenziertes Gesellschaftsgebilde ist, weil ihm die Trennung in Herrschende und Dienende grundsätzlich innewohnt, so bedarf es nur einer fortgesetzten Einwirkung der entwickelnden Ursachen, der Blutliebe, des Brotneides und der Arbeitsscheu, um die bestehende Differenzierung unbegrenzt auszugestalten. Jede Interessenform dieser Grundursachen aller socialen Entwicklung ruft ein Socialgebilde hervor, das seine Interessengenossen im Daseinskampfe mit der Macht des Ganzen unterstützt. Der Staat als höheres Socialgebilde gleicht den höheren Organismen, in welchen sich die Zahl der Organe vermehrt, um dem Totalzweck des Ganzen besser entsprechen zu können; die staatliche Gesellschaft differenziert sich in immer mehr Gemeinschaften, um bei den gegebenen Lebensbedingungen das Interesse ihrer Glieder mit jenem des Ganzen in Übereinstimmung bringen zu können.

Wohl ist die Verschiedenheit der socialen Gebilde im primitiven Staate anfangs ohne politische Bedeutung, denn solange ein siegender Stamm den unterworfenen durch dessen Sclavenstellung unmittelbar an Arbeitszwecke fesselt, so lange können sich die differenzierenden Interessen der socialen Schichten nicht geltend machen. Daher ist der primitive Staat, wie Sparta in seiner Glanzzeit, Rom unter den Königen, der Staat in optima forma; die thatsächlich vorhandene Differenzierung ist gegenüber dem Einheitszwecke des Staates gebunden. Damit diese Differenzierung lebendig werde, bedarf es socialer Impulse, die sich in der Regel gegenüber dem primitiven Staate durch Angriffe von außen finden, wenn es auch

möglich ist, daß durch eine innere Aufregung die Interessengegensätze lebendig werden.

Der Zuwachs fremder Gebiete und Stämme ist das wirksamste Ferment, die ursprüngliche Differenzierung zu beleben. Die sociale Zerklüftung der Bevölkerung Roms beginnt mit der Erweiterung der Herrschaft; sobald zu den ersten Socialgebilden, Herrschenden und Dienstbaren, eine dritte Interessengestalt hinzutritt, findet das unzufriedene Gebilde den Anstoß, seine Interessen geltend zu machen und eine Machtanlehnung zu suchen. Die bisher Dienstbaren werden gegenüber den Neuunterworfenen als ältere Staatsmitglieder ein Vorrecht erlangen; es entsteht eine Mittelschicht, welche das sociale Leben in Gährung erhält, wie in Rom die Plebejer.

Es liegt im Wesen des Eroberungsstaates, daß die Herrschenden sich dieser socialen Differenzierung möglichst entgegenstellen und auf Macht- und Rechtswege bedacht sind, die Amalgamierung der vorhandenen Schichtung, welche eine ihnen abträgliche Differenzierung erweckt, zu verhindern. Jede Cultur ist in dieser Hinsicht auf eigenthümlichen, aber doch verwandten Bahnen gewandelt. Solange die Differenzierung in der kriegerischen Gründung des Staates wurzelt, hatten die Stämme ihre bestimmte sociale Stellung, ähnlich den benannten Geschlechtsbeziehungen in den primitiven Stammesgruppen. So sehen wir die Ostgothen im Reiche Theodorichs streng geschieden von den unterworfenen Bewohnern Italiens, und auch die normannischen Bezwinger der Angelsachsen halten ihre stammliche Sonderstellung möglichst lange aufrecht. Dies wird aber immer schwieriger, je vielgestaltiger die stammliche Zusammensetzung ist. Daher finden wir in den ältesten bekannten Staaten, auch nachdem sie sich durch Unterwerfung vieler Stämme über weite Gebiete ausgedehnt hatten, das Streben, den Zustand der gegenseitigen Über- und Unterordnung, die sociale Gliederung der Bevölkerung, so wie sie sich kriegerisch entwickelte, sozusagen zu versteinern; oder mit anderen Worten, der sociale Proceß, welcher durch die geschlechtliche und wirtschaftliche Interessenbewegung nach den Kriegsactionen wirksam werden könnte, wurde gewaltthätig gehemmt. Jeder neu zuwachsende Stamm schloß sich als untergebene Schicht an die bereits festgestalteten Schichten. So entstand das Kastenwesen der Ägypter und Inder. Diese Befestigung der kriegerischen Schichtung durch unüberschreitbare Sitten verhindert, daß die unterworfenen Gemeinschaften sich politisch fühlbar machen und der sociale Zustand durch den natürlichen Interessenwechsel in Fluß gerathe. Der Eroberungsstaat bemüht sich, seine erste Ent-

wicklungsform zu behaupten, und zwar mit dem bewußten Zweck, durch Ruhe und festgegliederte Ordnung die Cultur zu fördern, und mit der instinctiven Absicht, den Herrschenden durch die kastenweisen Abstufungen die Überlegenheit zu sichern. Im Abendlande waren es das Optimatenthum, das Patriciat, der Lehensadel, welche in ähnlicher Weise die bestehende Schichtung zu befestigen hatten. Das „divide et impera" ist kein von den Römern erfundener Grundsatz, sondern liegt in dem socialen Ursprunge des Staates; er vermag nicht, ihn unbedingt aufzugeben, ohne seinen Bestand zu gefährden. Der wenig behinderten Lebensäußerung des Einzelnen, wie sie der primitiven Gemeinschaft und der patriarchalischen Gemeinde der Ackerbauer eigen ist, wird im Interesse der staatlichen Ordnung und um das verwüstende Nomadenthum zu binden, ein politischer Zwang auferlegt. Die staatliche Gesellschaft wird gezwungen, das Walten der individualistischen Differenzierung aufzugeben und sich herrschenden Interessen zu fügen; die leidliche Ordnung des Ganzen erfolgt, so wie im Kosmos überhaupt, auf Kosten des Einzelnen.

Wir begegnen hier zum ersten mal dem Gegensatze der politischen Principien.* Das conservative Princip der Erhaltung der socialen Ordnung stellt sich dem fortschrittlichen Princip der socialen Entwicklung entgegen. Die Blutliebe und das Ernährungsstreben, im primitiven socialen Proceß frei waltend, gelangen im Staate unter den Zwang der Abhängigkeit von den beschränkten Lebensbedingungen. Der Staat ist der Ausdruck des socialen Bedürfnisses, die widerstreitenden Interessen durch Verzicht zu versöhnen. Daß dieser Verzicht ursprünglich mit der absoluten Unterwerfung eines Theiles der Gesellschaft beginnt, liegt in der Gewaltthätigkeit aller frei waltenden Naturkräfte; der nächste Schritt in dieser Entwicklung hebt mit dem Bestreben an, durch die sociale Differenzierung den absoluten Verzicht zum relativen abzuschwächen. So wird der Staat zum Institut der Sittlichkeit als ethische Wirkung des socialen Processes; aus der Construction seiner Gesellschaft geht der bewußte Verzicht des Individuums zu Gunsten einer Gemeinschaft hervor. Der Kampf der politischen Principien strebt, die sociale Differenzierung in Einklang zu halten mit der socialen Nothwendigkeit, das Interesse des Volkes nicht untergehen zu lassen an dem Interesse Einzelner; je nach dem socialen Entwicklungsstadium

* Siehe Ausführliches in: G. Ratzenhofer, Wesen und Zweck der Politik (Leipzig 1893), I, 146.

wird dieser Einklang verschiedene sociale Zustände bedingen. Wenn das Kastenwesen in Indien sich trotz der Impulse europäischer Civilisation erhält, so ist dies der Beweis, daß den Hindus die socialen Bedingungen fehlen, um jener Zwangsorganisation entbehren zu können. Ursache und Wirkung wechseln gegenseitig; das Kastenwesen ist eine Erklärung für den Tiefstand des Volkes, und dieser eine Erklärung für die Erhaltung des Kastenwesens. Es gibt in Indien beinahe so viele Kasten als Berufs- und Erwerbsformen; die Individuen vereinigen sich aber nicht freiwillig, sondern sie sind schon durch die Geburt socialwirtschaftlich eingereiht, und die Kaste selbst hat ihre politische Stellung durch die Sitte vorgezeichnet. So mächtig die Adelsinstitution in das sociale Leben der europäischen Völker eingriff, so muß man doch anerkennen, daß derselben überwiegend der Vortheil ihres politischen Princips zukam: die Stabilisierung socialer Verhältnisse im Rahmen socialer Bedürfnisse; denn der Adel versteinerte nicht zur Kaste, sondern ist in steter Umwälzung begriffen und weicht theilweise schon neuen Socialgebilden.

In Europa sind die individuellen Interessen stets so mächtig, daß die Differenzierung der staatlichen Gesellschaften mit den socialen Bedürfnissen in Wechselbeziehung bleibt. So ist die sociale Entwicklung der europäischen Völker den socialen Zuständen in der übrigen Welt alsbald vorausgeeilt; der sociale Proceß entfernt sich immer mehr von den veranlassenden Zuständen des Eroberungsstaates; die Stabilisierung der Wohnsitze und des Besitzes machen die Zwangsorganisationen absoluter Unterwerfung entbehrlicher, und weil die ordnende Gewalt die Wirkungen der absoluten Feindseligkeit hemmt, gewinnen die Culturinteressen an Einfluß. Während die frühzeitige Stabilität der socialen Ordnung in China auch dessen unentwickelte sociale Zustände stabilisierte, vollzog sich bei der weißen Rasse die staatliche Entwicklung begleitet von einem tiefgehenden Durcheinanderwerfen der Stämme unter den vielgestaltigsten Lebensbedingungen. Das weiße Individuum stand, als es zu festen Wohnsitzen und zur staatlichen Organisation gelangte, in seinen socialen Befähigungen so hoch, daß es sich eine absolute Zwangsorganisation nicht dauernd gefallen ließ. Bei den griechischen, romanischen und germanischen Völkern waren die individuellen Impulse so mächtig, daß die Differenzierung der Gemeinschaften unausgesetzt stattfand und jedes Interesse früher oder später politisch Geltung erhielt. Vergleichen wir die socialen Fähigkeiten dieser Völker mit jenen der Slaven, so findet sich unsere Annahme über den Ursprung socialer Anlagen bestätigt. Die

Masse der Slaven lebt in Rußland noch immer in einem stabilen Zustand, weil sie nicht so vielen socialen Störungen ausgesetzt war wie die Germanen. Das gilt schon weniger von den Polen und am wenigsten von den Czechen, die in den Reibungen mit den Deutschen an socialer Beweglichkeit gewannen und überhaupt germanisch-slavische Mischvölker sind.

Die Differenzierung im europäischen Culturkreis spricht sich dadurch aus, daß die Individuen stets erwägen, in welche Gemeinschaft sie interessengemäß gehören. Es vollzieht sich die Gruppierung der Individuen nach denselben Gesetzen wie die Gruppierung der Atome und Moleküle unter der Einwirkung chemischer Kräfte. Das dem Individuum nach Herkunft, Anlage und aufgenöthigten Umständen inhärente Interesse bestimmt seine sociale Affinität für diejenigen Verbindungen, die es mit anderen Individuen einzugehen nöthig hat, um seine Stellung im Daseinskampfe zu behaupten. Das Individuum folgt in der Auswahl seiner Gemeinschaften unter allen socialen Umständen dem Hauptzuge seiner Interessen; es schließt sich stets dort an, wo es für diese Unterstützung findet. Unter gebundenen socialen Verhältnissen, wie im primitiven Stamme oder bei einem Kastenwesen, findet sich das Individuum so unausweichlich in herkömmliche Gemeinschaften eingeordnet, daß ihm die Wahl oder ein Verlassen seiner Gemeinschaft gar nicht interessengemäß erscheint. Es ist eben das Eigenthümliche solcher versteinerter Socialzustände, daß sie die Individuen durch ihre Interessen in dem Verbande erhalten; man muß nur in jedem concreten Falle erkennen, welches Interesse das Individuum leitet. Wenn der Hindu in einer Kaste verbleibt, obgleich sie ihn zu schweren Diensten und zur Unterwerfung verurtheilt, so geschieht es, weil eine andere Kaste ihn nicht aufnimmt und weil er durch die Verletzung dieser Sitte Gut und Leben bedroht findet, — und diese zu wahren, ist sein Hauptinteresse, nicht seine Beziehungen in der Gesellschaft. Das Individuum hat stets nur sein Individualinteresse im Auge; dessen Förderung im Wege eines Wechsels der Gemeinschaft setzt eine gewisse Flüssigkeit der socialen Zustände voraus. Nur jene Rassen oder Stämme werden die versteinerten Socialverhältnisse des Orients oder die Machtorganisationen des Occidents zu durchbrechen vermögen, welche in ihrer vorausgehenden Ahnenreihe die kriegerische Entwicklung der Gesellschaft unter Bewahrung ihrer Individualität bestanden haben. Das Maß der Beweglichkeit im socialen Anschluß und der Kampfwert der Individuen im Socialgebilde sind Theile der Stammeseigenthümlichkeit, welche durch die Socialentwicklung zur Keimesanlage der Durch-

schnittsindividuen geworden sind und vererbt werden. Dieselben kriegerischen Anlagen, welche die abendländischen Staaten blutig entwickelten und befestigten, diese durch den Lehensverband kampffähig erhielten, durch die Hörigkeit im Patrimonialverbande wirtschaftlich organisierten, kräftige Gemeinschaften auf kirchlicher Grundlage herstellten, den Städteverband, das Gilden- und Zunftwesen zur Vertheidigung gewerblicher Interessen errichteten, also nach allen Richtungen Schranken schufen, — zerbrachen auch diese Verbände, als sie zu Hemmnissen der socialen Entwicklung geworden waren. Daß die gegenwärtige Culturbewegung in Japan in Fluß gerathen konnte, liegt in den kriegerischen Eigenschaften der Japaner, aus welchen einerseits der despotische Druck der Daimios und der Übermuth der Samurai, aber auch die Niederwerfung dieser Schranken hervorging. Die Aufstände der unkriegerischen Chinesen bringen wohl Verwüstungen aber keine sociale Reform.

Um den starren Zustand, welchen das Werden des Staates nach sich zieht, in einen social flüssigen umzuwandeln, müssen die Kräfte zusammenwirken, auf welchen die Staatengründung beruht: die Cultur und der Kampf. Nur in jenen Völkern, welchen nebst den Ursachen des Socialprocesses auch deren Veredlung, also die geordnete Besorgung der Ernährung durch die Cultur und der kriegerische Sinn zu Gunsten einer hervorragenden Stellung ihres Stammes, eigen ist, bleibt die sociale Differenzierung der staatlichen Gesellschaft lebendig. Die Cultur der Ost- und Südasiaten reicht nicht hin, ihre sociale Entwicklung in jenem Flusse zu erhalten, der die Befriedigung des einzelnen Individuums verbürgt; aber auch das kriegerische Wesen der Osmanen ohne culturellen Antrieb reicht nicht hin, ihre staatliche Entwicklung mit dem socialen Bedürfnis in Übereinstimmung zu erhalten. Dort wird die sociale und hier die politische Gliederung versteinert. Es ist das Bedeutungsvolle im Staate des europäischen Abendlandes, daß durch die Amalgamierung von kriegerischen Culturträgern und culturfähigen Kriegern eine dauernde Beweglichkeit der socialen Entwicklung gegeben ist. Die staatliche Gesellschaft enthält dadurch die nöthigen Elemente, welche die Unterwerfung für den Staatszweck verlangen, und solche, welche diese Unterwerfung nach dem Wandel der Lebensbedingungen, also im Sinne der natürlichen Entwicklung, durchbrechen. So stehen sich in Europa die politischen Principien im Kampfe gegenüber; deren wechselweiser Erfolg erhält den socialen Proceß in Übereinstimmung mit der anpassenden Ausnützung der wechselnden Lebensbedingungen. Dem Orient ist dieser Principien-

gegensatz entweder unbekannt, oder er kommt zu keiner gedeihlichen Wechselwirkung. Er äußert sich in einer stets flüssigen Differenzierung der staatlichen Gesellschaft; wollen die zur Macht gelangten Socialgebilde eine feste Form annehmen, so werden sie sofort durch die Neugruppierung der gegensätzlichen Interessen folgenden Individuen kritisiert, untergraben, bekämpft, verändert und auch zerstört. Die Veränderung des Bleibenden und der Wechsel des Herrschenden sind die Signatur dieser socialen Entwicklungsweise; in der steten Unzufriedenheit mit dem Bestehenden wird praktisch die möglichste Befriedigung des Einzelnen und des Ganzen erreicht. Auf Grund dieser Erwägungen und der geschichtlichen Thatsachen vermag man daher den socialen Proceß aller Völker kritisch zu betrachten. Die Hindus unterwarfen sich den arabischen und turkmenischen Eroberern nahezu willenlos; denn in ihnen ist der kriegerische Geist erstorben und hiemit auch der Antrieb für eine lebendige Differenzierung. Die slavischen Völker Südrußlands und des ehemaligen Pannonien wurden von Geten, Bulgaren, Hunnen, Avaren, Großrussen, Tataren, Deutschen, Magyaren und Polen leicht unterworfen, höchstens Rückschläge gegen den grausamen Druck der Eroberer werden von ihnen ausgeführt; daher auch ist ihre sociale Individualität (Kleinrussen, Slovaken, Ruthenen, Huzulen) in den bezüglichen Staaten nur wenig fühlbar, und sie unterwerfen sich im allgemeinen ohne wesentlichen Antrieb zu einer befreienden Differenzierung. In einer anderen Form kommt dasselbe bei den deutschen Colonisten des östlichen Europas zum Ausdruck, welche sich nur aus wirtschaftlichen Rücksichten dem betreffenden Staatswesen unterwarfen, also unkriegerisch zu demselben in Beziehung traten und daher auch keine kräftige Differenzierung im Interesse ihres Stammes zeigen. Nur bei den Sachsen Siebenbürgens beobachten wir eine kräftigere Individualisierung, weil sie sich im Kampfe mit Dako-Rumänen, Türken und Szeklern behaupteten und also das Streben in sich haben, ihre sociale Individualität auch politisch zu bethätigen. Bei den Deutschen findet sich eine viel lebendigere Differenzierung im Hinblick auf die einzelnen Stämme als im Hinblick auf die Nation, weil jeder deutsche Stamm ein Staatsgebilde und daher, infolge von Unterwerfungskriegen der Stämme, ein Volk ist. So sehen wir, daß z. B. die Preußen ein sächsisch-wendisches, und die Baiern ein alemannisch-bajuvarisches Mischvolk sind, daß aber nicht die Deutschen im allgemeinen sich der Hegemonie eines Stammes unterworfen haben. Das kriegerische Wesen der deutschen Stämme ist daher haupt-

sächlich im Interesse der Theile, und nur nebensächlich im Interesse des Ganzen aus der geschichtlichen Entwicklung der Gegenwart überliefert worden. Es besteht daher eine lebendige sociale Differenzierung, die ihre Mittelpunkte in den einzelnen Staaten und Stammesgruppen, aber nicht im Reiche hat. So differenziert sich beispielsweise die Gesellschaft Westphalens und Rheinpreußens in sich und unabhängig von den östlichen Gebieten Preußens. Wir sehen eine ähnliche Erscheinung in Großbritannien und Irland, wo die englische Gesellschaft, als Product der Unterwerfung der Angelsachsen durch die Normannen, ein anderes Differenzierungsgebiet ist als dasjenige der durch die Angeln und Scoten unterworfenen Picten und als dasjenige der im vollen Kampfe gegen die englische Unterwerfung stehenden Iren. Ein völlig anderes Bild bietet Frankreich. Dort war der Verschmelzungsproceß der Gallier und Römer bereits vor sich gegangen, als dieses Volk von den Franken unterworfen wurde; die Staatsbildung hatte auf Grund überlegener Cultur der Romanen und beiderseitig höchst kriegerischen Sinnes eine rasche Verschmelzung der Stämme zur Folge. Frankreich wurde daher bald zu einem einheitlichen Differenzierungsgebiet; der kriegerische Geist beherrschte alle Schichten der Bevölkerung, wodurch die Franzosen trotz hoher Cultur ein kriegslustiges und veränderungssüchtiges Wesen unter den Völkern Europas charakterisiert. — Daß die Juden als Stamm unbefähigt sind, einen Staat zu bilden, liegt in ihrem unkriegerischen Wesen seit jener Zeit, wo sie sich, fremder Unterwerfung ausweichend, in der Welt vertheilten. Obwohl sie ein Wandervolk sind, wohnt ihnen keine staatenbildende Kraft inne; denn das Wandern ist nicht die entscheidende Thätigkeit, sondern der Kampf um die Herrschaft mit dem Stamme, mit welchem man in socialen Contact tritt. Trotzdem sind sie ein differenzierendes Ferment ersten Ranges, weil ihnen aus ihrem Wandersinn die Veränderungssucht zur Keimesanlage wurde.

Die Übereinstimmung der Ursprungsweseneheit eines Staates mit seiner socialen Differenzierungsart läßt sich bis in die kleinsten stammlichen Einzelheiten verfolgen. Der biologische Rückhalt dieses sociologischen Gesetzes wurzelt in der Vererbung der Keimesanlagen, wonach sowohl kriegerischer Sinn und Eroberungssucht als auch indolente Unterwerfung, aristokratische Herrschsucht sowie demokratische Auflehnung oder politische Accommodation aus den vererbten Stammeseigenthümlichkeiten der sich fortpflanzenden Völker resultieren. Hienach findet sich ebenso die Abschwächung des kriegerischen Sinnes durch das Zusammenschmelzen erobernder und

friedlicher Völker — z. B. bei den Chinesen — wie auch ein leicht entzündlicher, aufbrausender Kriegerstolz, wenn sich durchaus Stämme kriegerischer Herkunft verschmolzen haben, wie z. B. in den Spaniern. Anderseits widerspricht es diesem Gesetze nicht, wenn friedliebende oder scheue Völker durch fortgesetzte Reizungen um ihrer Erhaltung willen kampf- und streitsüchtig werden, wie z. B. viele Negerstämme durch die Verfolgungen der Araber, und so in einem beschränkten Sinne staatenbildende Merkmale in der Art ihres Herrschaftsverhältnisses zeigen.

Das sociale Verhalten der Völker ist also das Product ihrer socialen Entwicklung; je nachdem sie seinerzeit mehr in der Richtung der primitiven Ackerbaugemeinde oder mehr in der Richtung des patriarchalischen Wanderstammes mit Viehzucht und Jagd zur Entwicklung kamen, werden sie in der Differenzierung stagnieren oder lebendig wechseln. Wie die Rassen und Stämme ihre äußere Erscheinung, z. B. das schwarze Pigment dem heißen Klima, das weiße dem kalten Klima zuzuschreiben haben, so geht auch ihr socialer Proceß aus den Lebensbedingungen hervor, unter welchen sie vor langen Zeiten zur Entwicklung kamen. Dieser Proceß schwankt zwischen dem friedlichen Wesen des durch Arbeit sich ernährenden und unter Gruppenbildung sich vermehrenden Culturmenschen, und dem unter Ortswechsel, gewaltsamer Besitzergreifung, Kampf mit Thier und Mensch aufgewachsenen, aber um der Macht willen auch trotz Vermehrung beisammenbleibenden Nomaden. Die unendliche Variierung und Vermischung dieser zwei Stammes-Haupterscheinungen, compliciert durch die je nach der Zone sich verschieden entwickelnden Rassenanlagen, haben jene ungeheure Zahl von Volks-, Stammes- und Hordenindividualitäten hervorgebracht, wie sie heute die Erde bewohnen; es handelt sich nur darum, die Abstammung, die geschichtliche Entwicklung in Relation mit den verschieden wirkenden Lebensbedingungen aufzuhellen, um die volle Erklärung für den Lebenslauf, das politische und sociale Verhalten in der Vergangenheit und Gegenwart, ja sogar in der Zukunft dieser einzelnen Individualitäten zu finden. Weil die socialen Eigenschaften der Volks- oder Stammesindividualität mit den Keimen fortgepflanzt werden, zeigen diese Individualitäten in der Geschichte stets ein gleichartiges, ihrer Wesenheit entsprechendes Verhalten. Weil diese Eigenschaften Völkern und Stämmen ureigenthümlich sind, ist das Wirken führender Politiker von Erfolg oder nicht, je nachdem es mit dieser Keimesanlage in essentieller Beziehung oder im Widerspruche steht. Die erfolgreichen Helden der Geschichte sind

nur die Personification politischer und socialer Ideen, entsprungen dem politischen und socialen Bedürfnis einer Volksindividualität.

Wenn ein Stamm den andern unterworfen und so ein Staatswesen gebildet hat, so handelt es sich darum, ob diese Mischung zu einer Vergesellschaftung führt oder nicht. Wir kennen aus der Völkerwanderung viele Stämme, die gleichsam verschwanden, ohne ein deutliches Merkmal ihres Bestandes zu hinterlassen; sie vermochten trotz siegreicher Unterwerfung anderer Stämme keinen lebensfähigen Staat zu schaffen. Diese Erscheinung kann eintreten, wenn kriegerische Stämme aufeinanderstoßen, die sich stammlich sehr fremd sind, wie z. B. die Vandalen in Numidien; wir wissen dies auch von den Hunnen und Avaren, welche sich unter den europäischen Ariern nicht zu erhalten vermochten. Die Eroberer verfallen mit dem politischen Niedergange der Ausrottung; nur durch das Urelement alles socialen Processes, durch die Blutliebe, haben auch solche untergegangene Völker ihre Spuren zurückgelassen; aber weder eine politische noch eine sociale Gemeinschaft war der Erfolg ihrer Kämpfe. Die andere und gewöhnliche Ursache, daß die Eroberer verschwinden, ist die Annahme der stammlichen Äußerlichkeiten, Sitten, Sprache und Tracht der Unterworfenen, wogegen sich jene die politischen Vorrechte bewahren. Damit also aus der Unterwerfung ein lebendiges Staatsgebilde und aus Stämmen ein Volk werde, muß eine sociale Relation, begründet auf allen natürlichen Trieben, stattfinden; nicht bloß die Herrschaft, sondern geschlechtliche Beziehungen und das wirtschaftliche Leben müssen verschmelzend wirken; gegenseitige Interessen aller Art müssen alsbald die Menschen einander nähern und sodann verbinden. Dieser sociale Proceß wird insbesondere dann kräftig stattfinden, wenn auch der unterworfene Theil der Bevölkerung nach Macht und Einfluß ringt und das, was er mit dem Schwerte verlor, durch culturelle und politische Arbeit wieder zu gewinnen trachtet. Daß hiebei gewaltthätige Gegensätze unterstützend wirken, liegt in der socialisierenden Kraft des Kampfes an sich; z. B. die Angelsachsen vergesellschafteten sich mit ihren normannischen Besiegern trotz blutigster Gegensätze derart, daß sie schon binnen anderthalb Jahrhunderten als unzweifelhafte englische Volksindividualität nach außen aufzutreten und ihre kriegerischen und culturellen Anlagen nach allen Seiten siegreich ins Treffen zu stellen vermochten. Eine solche Vergesellschaftung beruht auf einer intensiven socialen Differenzierung des Volkes, d. h. auf einer reichen Entwicklung von Socialgebilden auf Grund aller wirkenden Interessen. Nichts,

was dem Menschen bedeutungsvoll sein kann, bleibt bei einer solchen Differenzierung einflußlos. So sind es vor allem die stammliche und ständische Herkunft in Wechselbeziehung mit der Confession, die Erwerbsformen, die Wohnsitze mit ihren Eigenthümlichkeiten und sodann alle Sonderinteressen des gesellschaftlichen Lebens, welche die Individuen gruppieren, die Gruppen zu Fractionen, Parteien und Hauptparteien verbinden; über die staatliche Gesellschaft verbreitet sich eine sociale Organisation, welche, wie im thierischen Organismus durch die Nerven, hier durch die Interessen, Wechselbeziehungen und Associationen der Gesellschaftstheile das Ganze in einem pulsierenden Leben erhält. Je kräftiger die Kampfesanlage der sich verschmelzenden Stämme ist, desto vielgestaltiger wird die Differenzierung sein, ebenso wie der kräftigste Organismus die lebendigste Zellenvermehrung und die complicierteste Organisation hervorbringt. Dieselben Stämme, welchen kräftige Staatswesen entspringen, werden auch viele Impulse enthalten, ihre Interessen durch Herstellung entsprechender Verbände zur Geltung zu bringen; ebenso lassen Staaten, welche kraftvoll die Verschmelzung der Sieger und Besiegten herbeiführten, eine reiche Differenzierung voraussetzen. Weniger kampflustige und kriegerische Stämme, die sich politisch indolent unterwerfen, werden keine lebendige Differenzierung einleiten; sie bleiben stammlich gesondert und gelangen selbst bei wechselvollem Schicksal zu keiner politisch wirkungsvollen Verschmelzung. Die Beispiele liegen in der Geschichte sowie in der heutigen Gesellschaft offen zu Tage, und man braucht nur beizufügen, daß auch diejenigen Staaten an der Spitze der politischen Macht und der Civilisation stehen, in welchen die intensivste Differenzierung um sich greift. Durch den ungehemmten socialen Proceß vollzieht sich nämlich die schnellste sociale Anpassung an die Lebensbedingungen, wodurch die Kräfte des Volkes voll zur Geltung kommen.

An diesem Urtheil darf uns nicht irre machen, daß in einem Staate unter gewissen politischen Sachlagen krisenhafte sociale Zustände eintreten können, die ihn vorübergehend wirtschaftlich und politisch in Nachtheil setzen, ähnlich wie ein Organismus in einen fieberhaften Schwächezustand gerathen kann durch gesundheitsschädliche Fremdkörper. Dieses Fieber ist aber nur ein Beweis der inneren Reaction der Organe und Zellen, um sich von jenen Bedrohungen zu befreien, im Gegensatze zu einem verfallenden Organismus, der nicht mehr gegen sie ankämpft. Der Kampf für politische Principien in einer staatlichen Gesellschaft ist ein solcher Regenerationsproceß, indem z. B. gegenüber einer ausartenden

Differenzierung die unterwerfenden Factoren der Herrschaft in den Vordergrund treten. So wie der Staat aus dem Herrschafts- beziehungsweise Unterwerfungsprincip und aus dem Cultur- beziehungsweise Arbeitsprincip hervorgeht, so ist auch das Zusammenwirken dieser schöpferischen Ursachen der Weg, um den socialen Proceß auf den Bahnen der socialen Nothwendigkeit zu erhalten. Es ist ein Irrthum, dem einen oder dem andern Princip eine hervorragendere Bedeutung in der Entwicklung der staatlichen Gesellschaft beizumessen, denn der sociale Proceß bleibt nur durch den Kampf beider Principien in Relation mit der natürlichen Entwicklung. Es hängt daher von den socialen Anlagen eines Volkes ab, ob es im stande ist, sich durch den socialen Kampf social gesund zu erhalten und krisenhafte Perioden zu überwinden. Der unausgesetzte Kampf der Socialgebilde, der von einem unausgesetzten Wechsel in der Differenzierung begleitet ist, ist das Merkmal einer fortschreitenden socialen Entwicklung und nicht, wie oft geglaubt wird, ein Merkmal des Niederganges. Unter Volk und unter Staat darf daher nicht, wie es häufig geschieht, der unterworfene beziehungsweise herrschende Gesellschaftstheil verstanden werden, sondern beide bilden erst die Einheit der politischen und socialen Organisation. Es ist z. B. unmöglich, eine Regierung, und bestände sie nur in der Person eines Despoten, außerhalb des Volksbegriffes zu sehen, denn der Zustand einer solchen despotischen Herrschaft ist eben der Ausdruck der socialen Anlagen und der gegebenen Lebensbedingungen der betreffenden Volksindividualität. Die Sociologie vermag daher nicht irgend einem politischen Princip den Vorzug zu geben, sondern ihr ist jede staatliche und sociale Organisation der Ausdruck natürlicher Entwicklung, wie auch die Biologie niederer und höher entwickelte Organismen kennt und als Thatsachen der Schöpfung hinnimmt. So wenig der Biolog die verschiedenen Arten der Geschöpfe kritisiert und etwa sagt: diese Molluske oder jenes Reptil sei ein mißlungenes Werk der Natur, so wenig kann der Sociolog sociale Zustände als unbedingt verwerflich ansehen. Erst der Politiker vergleicht, weil er aus dem Standpunkte eines subjectiven Interesses urtheilt. So wie die Entwicklung der Arten dem Naturproceß überlassen bleibt, abgesehen von jenen Modificationen, die wir durch eine entsprechende Zuchtwahl herbeiführen, so ist auch die sociale Entwicklung ein naturgemäßer Vorgang. Diejenigen socialen Zustände, welche einer Volksindividualität am entsprechendsten sind, also in ihrem Interesse liegen, vermag dieselbe nur aus ihren eigenen Anlagen zu entwickeln, und jeder

Einfluß von außen stellt sich als ein Unterwerfungsact dar, wodurch der sociale Proceß, wenn auch vortheilhaft, so doch gewaltthätig modificiert wird. Der sociale Proceß schwankt zwischen Unterdrückung einzelner Interessen, harmonischer Entwicklung und Ausartung der socialen Differenzierung, so wie sich auch die menschlichen Bewußtseinsäußerungen oft schwankend zeigen, um zu dem mittleren Resultat einer vernünftigen Übereinstimmung des Willens mit den Bedürfnissen zu kommen.

Indem ein Volk, als Massenzusammenhang unterwerfender und unterworfener Stämme aufgefaßt, diesen socialen Proceß vollzieht, schreitet die Vermischung der stammlichen Gegensätze vor und entwickelt sich eine Organisation von leitenden, wirkenden und geführten Socialgebilden, die endlich trotz innerer Kämpfe eine sociale Einheit werden, Nation genannt. Die Nation ist die Vollendung des Processes, welcher durch die Gründung des Erobererstaates eingeleitet wurde. Durch die nationale Vereinigung sind wenigstens die stammlichen Interessen des Volkes der Hauptsache nach in sich und durchaus nach außen befriedigt. Um jedoch dieses Socialgebilde in seiner ganzen Wesenheit erfassen zu können, verlangt der Verlauf des socialen Processes, daß eine weitere Entwicklungserscheinung ins Auge gefaßt werde. Ich schließe meine Erwägungen über die sociale Differenzierung im Staate nur darum mit dem Hinweis auf die Nation, weil wir schon frühzeitig, wie z. B. im Ägypten des Alterthums, in China und Japan, ja in gewissem Sinne auch im Römischen Reich, also zu Zeiten und an Orten, wo die sociale Differenzierung vielfach gehemmt erscheint, nationale Gebilde vorfinden.

16. Die sociale Differenzierung des Culturkreises.

Bei der Entwicklung der primitiven Gemeinschaften der Ackerbauer und des Wanderstammes gingen die Art der Ernährung, die Organisierung der Familie und der öffentlichen Herrschaft aus den Lebensbedingungen hervor; diese haften aber der Hauptsache nach an dem Wohnsitze. Es ergab sich mithin über einen gleichgearteten Landstrich eine gleichgeartete Besorgung obengenannter Angelegenheiten, und dort, wo die Lebensbedingungen ein vorausschtiges Gebahren der Menschen hervorriefen, eine gleichgeartete Cultur. Es zeigt sich dies noch heute nirgends so auffällig als bei den Ostasiaten als Culturvölkern, bei den Centralasiaten als Wandervölkern und bei den Hyperboreern als Naturvölkern.

Als durch die Menschenvermehrung die Hirten- und Jagdstämme in Bewegung kamen, brachen sie in die verschiedenartigen Culturgebiete ein, unterwarfen sich aber deren Bevölkerung, ohne Rücksicht darauf, welcher Cultureinheit sie angehörten. Gewisse Culturgebiete wurden zerrissen, wie z. B. das der Chaldäer durch die Iranier, Kaukasier, Arier und Turkvölker; ausnahmsweise blieb nach solchen Invasionen ein ganzes Culturgebiet staatlich vereinigt, wie China nach jenen der Mongolen, Tibetaner und Mandschu. Diese verschiedenen Umstände haben nun für die sociale Entwicklung der Menschen eine verschiedene Bedeutung. Die gleichartige Cultur erweckt — abgesehen davon, daß sie meist auch mit der Rasseneinheit, ja oft mit gleicher Abstammung ihrer Träger zusammenhing — frühzeitig den Verkehr der Menschen unter sich. Ähnliche Bedürfnisse schaffen ähnliche Erzeugnisse, ähnliche Sitten und verwandte Sprachen. Die gleichartige Cultur ist, wie wir schon hinsichtlich des Staates bemerkten, jene sociale Kraft, welche die Menschen unter sich nähert, ihre Feindseligkeiten abschwächt und die stammliche Vermischung fördert. So wie wir sie als einen Hauptfactor im socialen Proceß kennen, so müssen wir den aus ihr hervorgehenden *Verkehr* der Menschen unter sich als das friedlich socialisierende Element bezeichnen. Es wäre der Verkehr das einzige socialisierende Element der Menschen, wenn nicht deren Vermehrung im Gegensatze mit der Ernährung *Kampf und Krieg* als zweites gewaltthätiges Element der Socialisierung hervorrufen würde. Der Verkehr war vor dem Kampfe, weil auch dieser jenem entsprang. Der Verkehr ist aber auch das bleibende Element im socialen Proceß und tritt überall dort entscheidend in den Vordergrund, wo Kampf und Krieg nicht mehr die Hauptstimme in der Schaffung der Gemeinschaften haben.

Als die Wanderstämme sich gewisse Culturgebiete unterwarfen und Staaten bildeten, blieben zunächst die Unterworfenen mit ihren Culturverwandten in Verkehr; und da die Sieger gewöhnlich die Cultur der Unterworfenen annahmen, so blieb der Staat auch, wenn er sich national gefestigt hatte, mit culturverwandten Staaten und Stämmen in Verkehr. In der primitiven Entwicklungszeit bestimmte nicht der räumliche Umfang der Gemeinschaft, sondern die Blutsverwandtschaft die Grenzen des Verkehrs. In der höheren Entwicklungsstufe ist die Schranke des Verkehrs nicht durch den Staat, sondern durch die Cultur gegeben. Wie vor dem Werden des Staates ist auch nach demselben, über dessen Grenzen hinweg, der *Culturkreis* das Gebiet zusammenwirkender socialer Entwicklung.

Nur wenn der Culturkreis mit dem Staate übereinfällt wird ſich auch der ſociale Proceß innerhalb des Staates erſchöpfen. Dieſe Erſcheinung erklärt theilweiſe die Abſchließung oſtaſiatiſcher Völker nach außen.

All die Intereſſenerſcheinungen, welche bei der Differenzierung innerhalb des Staates wirkſam werden, greifen nunmehr über den Staat hinaus, um innerhalb der verwandten Cultur Anlehnung und Befriedigung zu ſuchen. Dadurch wird manches Socialgebilde auch über die Staatsgrenzen hinaus Anhänger haben, und es wird ſich überhaupt ungeachtet des Staates eine ſociale Differenzierung des Culturkreiſes ergeben. Dieſe Differenzierung iſt ſelbſtverſtändlich von den ſocialiſierenden Kräften der betreffenden Völker abhängig; dieſelben Völker, welche an der Spitze der bezüglichen Cultur und ſtaatlichen Kraft ſtehen, werden auch am lebhafteſten Anlehnung im ganzen Culturkreiſe ſuchen und die ſtärkſten Socialgebilde ohne Rückſicht auf den Staat entwickeln. So ſehen wir im Alterthum den griechiſchen und den römiſchen Culturkreis am lebhafteſten ſociale Beziehungen nach allen Seiten entwickeln, während im Mittelalter die chriſtliche Cultur die Ausdehnung der ſocialen Differenzierung beſtimmt, im Gegenſatze zum Ausdehnungsgebiete des Islam.

Die ſociale Differenzierung des Culturkreiſes iſt dem Staate als Machtorganiſation ſtets gefährlich geweſen; ſie löſt das innere Bedürfnis ſeiner Abgeſchloſſenheit auf und verweiſt durch ſociale Beziehungen auf Erweiterung der politiſchen Schranken und Herrſchaftsverhältniſſe. Wenn auch der Eroberungstrieb gewöhnlich die ſichtbare Veranlaſſung war, das ſtaatliche Herrſchaftsgebiet zu erweitern und große Reiche zu ſchaffen, ſo iſt doch die Thatſache einer gleichartigen Cultur und noch mehr die Thatſache ſocialer Beziehungen zu äußeren Gebieten die innere Urſache zur Ausdehnung der Staatsgebiete geweſen. Dieſem Streben iſt es zuzuſchreiben, daß ein Staat im Wege politiſcher Überlegenheit innerhalb eines Culturkreiſes die Hegemonie erreichte, wie Athen oder Sparta im griechiſchen Culturkreis, — oder daß ein Staat ſeine Herrſchaft über den ganzen betreffenden Culturkreis ausdehnte, wie Rom, das fränkiſche Reich oder das Reich der Chalifen. Um der Bedrohung durch culturverwandte Völker zu entgehen, ſtrebten die Staaten, ihre politiſche Individualität auch ſocial abzuſchließen, oder wenigſtens die Lockerung ihres ſocialen Zuſtandes durch das Herübergreifen ſocialer Beziehungen aus fremden Gebieten, die ſich nur zu leicht zu politiſchen Einmiſchungen entwickeln, zu verhindern. Wir wiſſen, wie griechiſche Einflüſſe das per-

sische Reich zersetzten und wie die politische und culturelle Eigenart Chinas und Siams im Niedergange ist, seitdem sich sociale Beziehungen von außen Bahn gebrochen haben. Also auch der socialen Differenzierung im Culturkreise tritt das conservative Princip entgegen, und auch auf diesem weiten Gebiete vollzieht sich durch die Wechselwirkung befreiender Differenzierung und ordnender Einschränkung in dem Staatsverband der sociale Proceß zu Gunsten der zahllosen menschlichen Interessen.

Innerhalb eines Culturkreises wird nun das Wesen der Nation für die Staatserhaltung und auch für die sociale Differenzierung bedeutungsvoll. Hat sich aus einem Volke eine kräftige nationale Individualität entwickelt, dann ist es einer solchen Nation auch möglich, die socialen Beziehungen nach außen zu pflegen, an fremden Socialgebilden Antheil zu nehmen und solche innerhalb des eigenen Gebietes wirken zu lassen, ohne daß hiedurch die staatliche Individualität gelockert wird oder daß diese Beziehungen zu politischen Bedrohungen reizen. Die griechischen Staatswesen wurden, weil sie ihre nationale Entwicklung nicht zu consolidieren vermochten, durch die sociale Differenzierung, wie sie von außen hereinragte und mit fremden Gebilden in Zusammenhang stand, dem politischen Verfalle zugeführt. Das Umgekehrte sehen wir bei den Römern, da ihre kräftige Nationalität sociale Beziehungen nach außen zum politischen Anschluß, ja selbst zur nationalen Einigung auszugestalten vermochte. Noch heute empfindet Europa die Nachwirkungen der römischen Nationalität in zahlreichen Rückständen ihrer politischen, socialen und culturellen Wirksamkeit.

Nach dem Ausklingen der letzten mongolischen Vorstöße und nachdem auch die Eroberungskraft des Islam ihren Höhepunkt überschritten hatte, kam die alte Welt in einen gewissen Zustand staatlicher Beständigkeit; die Hauptanlässe zur Eroberung, unbesetzte Gebiete oder unkriegerisch gewordene Culturvölker, waren nicht mehr vorhanden, und der Hauptsache nach hielten sich Cultur und kriegerischer Sinn die Wage. Unter solchen Umständen gestaltet sich die sociale Differenzierung innerhalb der Staaten und Culturkreise nur um so lebendiger, denn deren Ursachen: Ernährung, Vermehrung und Dienstbarmachung, wirken fort, aber in dem Sinne, daß sich die Socialgebilde innerhalb ihres Verbreitungsgebietes nunmehr stauen. Verkehr und Eroberung bieten keinen hinreichenden Abfluß für die wachsende Menschenzahl, ihre Bestrebungen finden sich räumlich beengt, und die gesellschaftliche Organisation wird dauerhaft, womit die Unzufriedenheit der Nothleidenden und Dienstbaren wächst; trotz Vermehrung der Menschen

iſt im allgemeinen keine Extenſion der Wirtſchaft möglich, und das Wachſen ihrer Intenſität vermehrt die Erſcheinungsformen der Intereſſen und die Reibungen im ſocialen Kampf. Seitdem aber Eroberung und Dienſtbarmachung durch das Entſtehen der Nationen nicht mehr die erſte Rolle im ſocialen Proceß ſpielen, ſondern Verkehr und Cultur die Mittel zur Intereſſenbefriedigung ſchaffen müſſen, beginnt die geſammte Bevölkerung tieferen Antheil zu nehmen an der Differenzierung und ihren politiſchen Conſequenzen. Der volkliche Untergrund, die Maſſen, machen ſich bemerkbar, und an Stelle ihrer ſtummen Unterwerfung unter die Führung der Herrſchenden macht ſich der in ihnen ſchlummernde kriegeriſche Sinn als Auflehnung gegen die ſtaatliche und ſociale Ordnung geltend. Der Individualismus, der durch die höhere ſociale Entwicklung, durch den Krieg und das Werden der Staatsweſen immer lebhafter gegenüber der ſocialen Gleichheit in den primitiven Staatsgebilden hervortritt, gewinnt mit der wachſenden Differenzierung an Ausbreitung in den tieferen Schichten der Geſellſchaft. Auch das Alterthum kannte den erwachenden Individualismus in den Maſſen; das öffentliche Leben war jedoch zu kriegeriſch, und die Ausdehnung der Wohnſitze kannte noch zu wenig Hinderniſſe, um deſſen Wirkung mächtig in den Vordergrund treten zu laſſen. Im Mittelalter aber vollzog ſich ein cultureller Proceß, welcher die Differenzierung der Maſſen auf eine tiefere Intereſſengrundlage ſtellte. Die überlegene Einſicht des claſſiſchen Alterthums verbreitete ſich über alle Stammes- und ſtaatlichen Individualitäten. Die Macht dieſer Cultur, wie ſie durch die Kirche zum Ausdruck kam, wurde von den abendländiſchen Völkern anerkannt; ſie unterwarfen ſich der Kirche im eigenen Intereſſe. Dieſem großartigen Socialproceß des Mittelalters war es gelungen, über die Schranken des Staates und der Nation hinweg Europa zu einem Culturkreiſe mit einheitlicher Confeſſion und einheitlichem Grundzug der geiſtigen Bildung zu machen. Dieſe ſocialiſierende Macht der Kirche wurde ſo groß, daß ſie aus ihrem Bereiche des Glaubens und der Bildung in jenen der Politik hinübergriff und theils durch das Kaiſerthum, noch mehr aber durch die Päpſte die individualiſierende Kraft der Staaten und Völker lähmte, ja in einzelnen Fällen vernichtete. Die Confeſſion zeigte ſich als eine ſocialiſierende Macht, welche alle Intereſſen des Blutes, der Wirtſchaft und der Sitten unter ihren Zwang zu beugen vermochte. Das, was das Rom des Alterthums durch das Schwert erreichte, wurde hier durch die Macht des ſocialiſierenden Gedankens erreicht, welcher in der chriſtlichen Offenbarung liegt.

Das Christenthum brachte Lehren, welche direct auf eine Vergesellschaftung der Massen hinwirkten; denn in demselben begegnen wir zum erstenmale dem Gedanken der umfassenden Einheit aller Menschen vor dem Absoluten, der allen Bedürftigen und Unterworfenen den Weg zur Befriedigung ihrer „jenseitigen" und später mittelbar ihrer diesseitigen Interessen wies. Dieser Gedanke, mit dem Beginne unserer Zeitrechnung erstehend, liegt dem Verlaufe der weiteren socialen Entwicklung zu Grunde. Daß aber dieser Gedanke zu durchgreifendem Einfluß kam, also auch allen socialen Schichten zugänglich wurde, lag in dem tiefen Bedürfnis der europäischen Völker, das sociale und politische Chaos als Folge der Völkerwanderung in einen geordneten Zustand zu überführen, in welchem Vermehrung und Ernährung gegenüber der ausgearteten Kampflust öffentliche Bedeutung gewinnen konnten. Dieselbe sociale Sachlage, welcher die Macht der Kirche zuzuschreiben war, zeitigte auch den Versuch einer einheitlichen Weltmacht; daher ist das Kaiserthum mehr durch die Beziehungen zur Kirche als durch seine reale Kraft wirksam gewesen. Es vermag sich nahezu nur einmal (Karl der Große) vollkräftig zu zeigen, während die Kirche durch die objective Natur der Religion lange ihre überlegene Macht bewahrte. Noch immer glaubten die Massen an den interessenausgleichenden Beruf derselben, und erst als sich zeigte, daß die Kirche wohl die sociale Gleichheit predigte, aber praktisch der Ungleichheit diente, begann die Macht der Kirche zu wanken. Nunmehr fanden die differenzierenden Anläße allenthalben die nothwendige Unterstützung der Massen, welche durch den christlichen Gedanken ihre sittliche Mündigkeit im socialen Proceß erlangt hatten. Die Entwicklung bestimmter Nationalitäten und scharf ausgeprägter Staatsindividualitäten, gestützt auf mächtig gewordene Dynastien, der Unabhängigkeitssinn deutscher Fürsten und endlich der Reformationsgedanke bilden den Inhalt einer allseitigen Differenzierung des europäischen Culturkreises. Kurz, alle schlummernden und neugebornen Interessen lebten in dem Kampfe gegen die Kirche auf.

Daß Frankreich das Papstthum nach Avignon verpflanzt, ist nur eine Anfangserscheinung derselben Bewegung, welche später Heinrich VIII. zum Abfall von der römischen Kirche veranlaßt; — daß die Hussitenbewegung in Böhmen zu einer heftigen politischen Bewegung wird, liegt in den auflebenden Stammesgegensätzen der Czechen zum deutschen Kaiserthum und in dem confessionellen Unabhängigkeitssinn dieses heidnischen Gebräuchen anhängenden Volkes, — ähnlich dem raschen Abfall der

Skandinavier von der Kirche, in welchen die Erinnerungen an die Glaubensbesonderheit der alten Germanen auflebten. Die Kampflust, welche lange Zeit Europa einheitlich gegen die Ungläubigen geführt hatte, loderte in innerem Streite wieder auf, sodaß darüber die Türkennoth des Kaisers vergessen wurde. Damit war für den europäischen Culturkreis im socialen Proceß eine neue Aera eröffnet, die noch heute ihren Abschluß sucht. Die große socialisierende Bestrebung der kirchlichen Einheit wurde durch die Reformation gehemmt und ging in eine individualisierende über, welche nicht eher endet, bis sich alle möglichen Interessen in der Differenzierung geltend gemacht haben. Diese gleichsam atomisierende Bewegung wurde aber nicht bloß durch den christlichen Gleichheitsgedanken geboren, sondern auch durch die socialen Einrichtungen der Kirche verbreitet.

Die Herstellung der christlichen Familie, wodurch in Europa durchaus die Monogamie zur Herrschaft gelangte, hatte mit all den Resten geschlechtlicher Beziehungen aufgeräumt, welche aus dem Wirrsal der primitiven Entwicklung zurückgeblieben waren. Das wichtigste Socialgebilde, die Familie, auf die einfachste Form gebracht, erhielt eine allgemeine Giltigkeit, wodurch der Stammeszusammenhang geschwächt und Geschlechtsbeziehungen auf Grund anderer Interessen als die Blutliebe eröffnet wurden. Der Besitz, die politische Macht, die Zufälligkeiten gleichen Wohnsitzes und des Verkehrs nützten die Freiheit aus, welche die Kirche hinsichtlich der Wahl der Ehegenossenschaft gab und vermischten die Stämme in überraschend schneller Weise. Dieser plötzlichen Einwirkung der Glaubensmacht ist es zuzuschreiben, wenn sich im Mittelalter rasch Stämme gegenseitig auffaugen, ganze Sprachgebiete verschwinden, neue Mischsprachen entstehen, kurz, wenn sich unter dem Einflusse des einigenden Herrschaftsverhältnisses im Staate Nationen entwickeln. Der Fortschritt in der Vergesellschaftung hatte die Macht der Blutliebe für die Herstellung politischer Gemeinschaften gebrochen, und der nationale Entwicklungsproceß wurde nahezu vergessen. Erst als die einigende Macht der Kirche versinkt, differenzieren sich die Nationen als vermeintliche Stammeseinheiten aus dem Chaos der europäischen Kirchengemeinschaft und politischen Vorherrschaft des Kaisers zu vollwertigen Staatsgebilden.

Der Verkehr entbindet die Kraft aller Interessen der Menschen im ganzen Culturkreis; diesen Verkehr hatte nichts mehr gefördert als die apostolische Missionsthätigkeit der Kirche. Die Verbreiter des Glaubens dringen mit Schwert und Predigt nach allen Richtungen des Abendlandes

vor; die Ordensgeistlichkeit besorgt den geistigen Verkehr aller europäischen Völker und unterstützt ihre wirtschaftlichen Beziehungen. Als nun die Macht der Kirche zu wanken begann, war der Verkehr bereits vorhanden, welcher die Idee einer Reformation verbreiten half, und Mönche, wie Giordano Bruno, sind es, welche Europa durchziehen und den neuen Geist verkünden. So hat die socialisierende Wirkung der Kirche alles gethan, um die europäische Gesellschaft nach allen Gesichtspunkten der möglichen Differenzierung zerfallen zu machen, sobald die Massen erkannten, daß ihre sociale Befriedigung ein individualistisches Vorgehen bedinge. An Stelle des socialen Verzichtes auf religiöser Grundlage ersteht wieder der individualistische Kampf der Interessen. Die unverfälschten Veranlassungen des socialen Processes, das wirtschaftliche Interesse und die Sehnsucht nach Befreiung von der Dienstbarkeit, erregen die Unterworfenen. Die Auflehnung äußert sich zunächst gegenüber der höchsten Macht des Abendlandes durch die reformatorische Bewegung aber auch durch vielfache Auflehnung der Unterdrückten gegen die Herrschenden in den mannigfachen Gegensätzen der Städte zum Adel und zum Königthum und in weitverheerenden Bauernkriegen. Wenn auch diese Auflehnungen nach hergebrachten Gewohnheiten mit confessionellen Titeln versehen waren, — ihr Inhalt war doch der Brotneid und der Widerstand gegen die Arbeitsbürde.

17. Die Ausbreitung eines socialen Hauptprocesses über die Menschheit.

Zur Zeit der reformatorischen Bewegung beginnt der Verkehr, der sich in den verschiedenartigsten Bestrebungen des Handels und der Wissenschaft äußerte, die Wege zu weisen, wie der Interessenstauung erneuert Abfluß geschaffen werden kann. Die Entdeckung wichtiger Seewege und und neuer Erdtheile geht aus dem socialen Drange hervor, der sich im Abendlande durch die wachsende Differenzierung, aber auch durch die Türkengefahr geltend machte. Der Landweg nach Indien ward durch den Islam verlegt, so auch alle Eroberungsgebiete in der bekannten Welt. Die Entdeckung Amerikas bot dem Bevölkerungsüberschuß Europas dauernden Abfluß, und der kriegerische Geist der abendländischen Völker fand Befriedigung in fernen Zonen des ganzen Erdkreises.

So beginnt scheinbar der alte Zug der Völkerwanderung nach dem Westen von neuem, und doch ist gegenüber dieser Bewegung ein grund-

legender socialer Unterschied. Nicht Stämme sind es, die Europa verlassen, um im Westen Staaten zu gründen, sondern es sind nur Sendlinge bestehender Staaten, welche deren Machtgebiet auf fremde Länder auszudehnen streben. Es ist nicht dieselbe Staatenbildung, wie sie sich in der alten Welt vollzog, sondern die Colonisation, bei welcher das Schwert nicht der socialisierenden Unterwerfung, sondern wirtschaftlichen Zwecken zu dienen hatte.

Schon im Alterthum finden wir Colonien, die je nach der Natur des colonisierenden Saatswesens demselben politisch und volklich verloren gingen — wie die griechischen Colonien, oder ein Mittel für die Erweiterung des eigenen Machtgebietes waren — wie bei den Römern. Staatswesen mit grundlegender socialer Schichtung haben die Colonien der Neuzeit nicht hervorgerufen, sondern nur Exposituren des europäischen Culturkreises, innerhalb welcher die betreffende Bevölkerung mühsam nach politischer und socialer Entwicklung ringt. Da die Ureinwohner Amerikas, Australiens und Afrikas wenig geeignet waren, die unterworfene Schicht der staatlichen Gesellschaft zu bilden, so entbehrten die Colonien zunächst der socialen Organisation und blieben social von dem Zuwanderungsnachschub und politisch vom Mutterlande abhängig. Erst das Streben nach Unabhängigkeit von diesem weist den meisten Colonien den Weg zur socialen Entwicklung, und das befreiende Schwert ist der Erwecker einer in sich abgeschlossenen socialen Entwicklung Amerikas.

Wenn diese Erwägungen den socialen Proceß zu charakterisieren streben, welchen die europäischen Colonisten als Auswanderer durchzumachen haben, so ist es auch geboten, diesen Überblick auf den socialen Zustand auszudehnen, in welchen die übrigen Rassen durch die socialen Störungen von Seite des europäischen Culturkreises gerathen.

Als die weißen und gelben Nomaden aus dem Innern Asiens nach Osten und Westen vordrangen, erfolgte dies in Horden, vorwiegend aber in Stämmen, im weiteren Verlaufe der Entwicklung auch in Völkern, unter einem patriarchalischen Herrschaftsverhältnis. Diese Gemeinschaften, zumeist auf den Blutbanden beruhend, hatten einen kräftigen Zusammenhang im Innern, eine kriegerische Individualität und eine stark ausgeprägte Feindseligkeit nach außen. Die Einheit jeder solchen Gemeinschaft war durch gleiche Sitten, Ernährungsweise und religiöse Vorstellungen verstärkt. Diese Socialgebilde waren die ursprünglichen Erscheinungen der socialisierenden Kraft in der Menschheit, noch unberührt von der vermischen-

den Einwirkung weitverbreiteter Culturen, großer religiöser Ideen und des wirtschaftlichen Verkehrs. Von all diesen individualisierenden Momenten kam den europäischen Auswanderern nach den Entdeckungen keines unverfälscht zu, wodurch auch der Gegensatz dieser Völkerwanderung zur früheren sociologisch charakterisiert ist. An Stelle der primitiven Triebe der Naturvölker leiteten culturell erweckte eigennützige Triebe. Die erobernden spanischen und portugiesischen Abenteurer dachten nicht daran, eine geordnete Gemeinschaft zu errichten; die Grundelemente socialer Beziehungen, wie die bloße Absicht, Weideland oder Ackergründe zu suchen, war ihnen fremd; es handelte sich ihnen nur um Gold, und in diesem Streben mißhandelten sie die Indianer Mexikos, Brasiliens und Perus. Die geschlechtlichen Beziehungen, welche sie mit ihnen eröffneten, dienten nicht der Gründung von Familien, sondern zerstörten die fremde Sitte, ohne eine neue zu entwickeln. Die Wirkungen des Zusammenstoßes dieser Wanderscharen mit den Bewohnern der entdeckten Länder waren daher in jeder Richtung verderblich für diese; sie waren nicht die im Anfange aller Kriegszüge zweckbewußte Vernichtung fremder Stämme, sie waren aber auch nicht die ordnende Dienstbarmachung und politische Unterwerfung der besiegten Stämme, durch welche sich Staatsgebilde entwickeln. Immerhin machte sich im spanisch-portugiesischen Colonisationsgebiete als socialisierendes Moment zwischen den Eroberern und den Ureinwohnern die Blutmischung geltend. Die Vielseitigkeit des Blutursprunges der Eroberer scheint diese für eine Vermischung mit den Indianern geeigneter gemacht zu haben als die germanischen Einwanderer in Nordamerika. Unterstützt wurde dies durch die überwiegende Männereinwanderung, welche zu einer allseitigen Heranziehung indianischer Weiber nöthigte. Die hochgradige Verschiedenheit des Rassenursprungs der sich nunmehr entwickelnden Bevölkerung von Mischlingen, der culturwidrige Ursprung der Colonisation, die verfälschte sociale Entwicklung überhaupt, verhinderten im spanisch-portugiesischen Amerika die Entwicklung kräftiger Gemeinschaften mit staatlichen und culturellen Zwecken. Wenn auch die Beziehungen zu den Mutterstaaten diese nachtheiligen Umstände noch verschärften, so ist doch auch nach der Unabhängigkeitserklärung in keinem dieser Länder ein Kern hoffnungsvoller socialisierender Kraft anzutreffen. Die culturellen Beweggründe der Socialisierung schlummern noch unter einer alles beherrschenden Gier nach Besitz ohne Antrieb zur Arbeit; die Länder werden devastiert, die Sitten sind verlottert, und so blutgierig die Massen und die Einzelnen in fortgesetzten, die Ordnung störenden Parteikämpfen sich

gegenüberstehen, kriegerischer Sinn zur Einleitung eines kräftigen Herrschaftsverhältnisses ist dennoch wenig vorhanden. Der Typus des südamerikanischen Kriegers ist Francisco Solano Lopez, der Hekatomben hinschlachtet, Paraguay dem Verderben überantwortet und bei seinem Verschwinden eine zerstörte Gesellschaft zurückläßt. Erhöht wird das traurige Verhängnis jener Länder durch die Vermischung naturvölkerlicher Zustände mit politischen Institutionen der vorgeschrittensten Civilisation, ungeregelter Sitten mit den Genüssen vorgeschrittenster Cultur. Es dürfte noch sehr lange dauern, bis in diesen Ländern der sociale Proceß gesunde staatliche Culturgemeinschaften ohne fremde Einmischung herzustellen vermag.

Wesentlich anderer Art ist die Colonisation Nordamerikas. Auf den culturellen Inhalt der germanischen Staaten in Europa, einschließlich Frankreich, hatte zur Zeit der Entdeckung Amerikas die Reformation einen tiefen Einfluß genommen. Alle socialen Strömungen bewegten sich auf confessioneller Bahn und die Differenzierung vollzog sich nach religiösen Schlagworten. So hatte auch die confessionelle Bewegung auf die Auswanderung einen bestimmenden Einfluß; sie kam in jenen Socialgebilden zum Vorschein, die sich in ihrer Religionsausübung bedrängt fühlten. Die Auswanderer aus England und Frankreich waren überwiegend verfolgte Secten, die in Amerika nicht materiellen Wohlstand, aber Glaubensfreiheit suchten. Die andersartige Wirkung für die Entwicklung einer solchen Colonisation im Vergleiche zu jener durch die Spanier und Portugiesen ist klar. Hier leiten die Auswanderer sittliche Zwecke, welche auch bei der socialen Entwicklung maßgebend werden. Die Colonien in Nordamerika bilden von Haus aus confessionelle Gemeinschaften, in welchen bereits ein gewisses Maß von öffentlicher Ordnung und insbesondere ein großer Schatz sittlicher Kraft vorhanden und welchen sofort der staatliche Grundzug ihres Mutterlandes eigen war. Darum nehmen auch die Gemeinschaften in Verfolg des Unabhängigkeitskrieges zwanglos eine staatliche Organisation an, der eine bisher unerreicht vollkommene Staatsverfassung entwuchs.

Dennoch ist auch die nordamerikanische Colonisation nicht den socialen Gebilden der europäischen Völkerentwicklung vergleichbar; denn es fehlt die Unterwerfung und sociale Auffaugung der vorgefundenen Ureinwohner. Zuerst suchten die Einwanderer im Tausch-, Kauf- und Vertragswege Grund und Boden von den Indianern zu erwerben, bis später mit den wachsenden Reibungen zwischen beiden Rassen die gewaltsame Vertreibung der Indianer

mehr und mehr zur Geltung kam. Dieser Vorgang steht in Wechselbeziehung mit den leitenden Interessen überhaupt; anfangs bestanden friedliche Beziehungen zu den Indianern, entsprechend den versöhnlichen Grundsätzen der frommen Einwanderer; nach und nach traten, besonders in den französischen Colonien, das Abenteurerwesen und mit dem Niedergange der confessionellen Interessen die Gewinnsucht oder wenigstens wirtschaftliche Interessen in den Vordergrund. Unterstützt wurde die wachsende Feindseligkeit gegen die Indianer durch die Unfähigkeit beider Rassen, geschlechtliche und culturelle Beziehungen herzustellen; Cultur und Sitten sowie auch die Keimesanlagen standen sich zu fremd gegenüber; die germanischen Einwanderer fanden den Verkehr mit Indianern abstoßend; hierin liegt auch der wesentliche Unterschied zwischen der socialen Entwicklung der spanisch-portugiesischen und der britischen Colonien. Die französischen Colonien nehmen in dieser Hinsicht eine vermittelnde Stellung ein, weil die Franzosen, als Mischvolk, geeigneter scheinen zur Vermischung mit fremden Rassen als die Germanen.

Entsprechend der homogenen Beschaffenheit der britischen Colonisten war lange Zeit keine tiefere Differenzierung in ihren Gemeinschaften zu beobachten. Wo Interessen aufeinanderstießen, nahm der zur Ausdehnung der Wohnsitze vorhandene freie Raum dem Kampfe die Schärfe. Erst mit dem wachsenden Besitz und insbesondere mit der Vermehrung der eingeborenen Generationen zeigte sich eine Differenzierung, die mit jener Schichtung der Bevölkerung, welche durch die kriegerische Unterwerfung herbeigeführt wird, einige Verwandtschaft hat. So wie die Eroberer als Begründer des Staatswesens die herrschenden Schichten, und die Besiegten die Dienstbaren sind, so wurden in Nordamerika die frühesten Einwanderer, indem sie auch Besitz anhäuften, als Gründer des Staatswesens (Nativisten) die herrschenden Stände, während die nach und nach folgenden Einwanderer, in der Regel besitzlos, in eine praktisch dienstbare Stellung zu jenen gelangten. Entsprechend den wirtschaftlichen Anlagen dieser Colonien gestaltete sich auch diese ständische Entwicklung nach den Productionsformen verschiedenartig. Während der Norden alsbald einen industriellen Charakter erlangte und den Handel überhaupt besorgte, wandten sich die südlichen Gebiete dem landwirtschaftlichen und Plantagenbetrieb zu; dort gehörten daher die Kaufleute und später die Unternehmer, hier die Grundbesitzer dem höheren Stande an, während die nachfolgenden Einwanderer die Arbeitskreise bildeten und als Hinterwäldler die Colonisation nach dem

Westen unter theils materieller, theils politischer Abhängigkeit vom Osten ausbreiteten.

Die Unverwendbarkeit der Indianer für die Landwirtschaft veranlaßte auch die Nordamerikaner gleich den Südamerikanern zur Sclaveneinfuhr aus Mittelafrika. Diese Sclaven bildeten genau genommen anfangs kein sociales Element in Amerika, sie waren nur eine Zugabe zur Bevölkerungsmenge; erst die geschlechtliche Vermischung von Schwarzen und Weißen eröffnete die sociale Bedeutung der Sclaverei, welche mit der Sclavenemancipation zur vollen Höhe gelangte. Während aber dieser neuerliche Zuwachs hochgradiger Blutmischung in Central- und Südamerika die sociale Zerfahrenheit steigerte, blieben diese Mischlinge im Norden von der germanischen Gesellschaft ausgeschlossen. Die Neger gehören seit ihrer Befreiung im Süden den verschiedensten socialen Schichten an, von der staatenbildenden Bedeutung in San Domingo bis zum tiefsten Auswurf der Gesellschaft; im Norden scheint sich an ihnen das Schicksal der Indianer zu erfüllen; ein Antheil an der socialen Differenzierung wird ihnen dort nicht zugestanden. Damit ist aber ihre Zukunft besiegelt; theils sind sie bereits zur Rückwanderung nach Afrika (Liberia) geschritten, theils obliegen sie verachteten Erwerbszweigen, bilden also praktisch eine unterste Kaste der Bevölkerung und werden mit der Vermehrung der weißen Rasse immer mehr bedrängt.

In den nördlichen Colonien wurde das staatenbildende Moment dadurch verstärkt, daß in den politischen Verhältnissen Anlässe zu kriegerischen Umwälzungen gegeben waren. Zuerst waren es die Gegensätze zwischen den spanischen, französischen und englischen Colonisten, in Wechselbeziehung mit den Feindseligkeiten im Mutterlande, sodann der Vernichtungskampf mit den Indianern, welche in den zumeist siegenden britischen Colonisten einen kriegerischen Sinn erweckten, der nicht — wie in Südamerika — zu einem Hader innerhalb der Gemeinschaften führte, sondern diese unter eine feste Rechtsordnung bringen lehrte. Hierin lag auch die Quelle ihres Unabhängigkeitssinnes und ihrer Befähigung, sich kämpfend vom Mutterlande loszureißen. In diesen Kämpfen entstanden jene Heldengestalten, welche in Washington den glänzendsten Ausdruck sittlicher, staatsmännischer und kriegerischer Vorzüglichkeit finden. Es bewährt sich auch hier, daß die staatenbildende Kraft ihren Ursprung im Kriege findet, welcher der Herstellung des Herrschaftsverhältnisses dient. Der Unterschied zwischen diesen Kämpfen und jenen in Südamerika liegt in der Gemeinnützigkeit

jener gegenüber den Fractionszwecken dieser; Bolivar charakterisiert sich weniger durch gemeinnützigen Verzicht, wie wir ihn an Washington bewundern, als durch Gewaltthat und Herrschsucht. In demselben Sinne wirkte der Secessionskrieg innerhalb der Union regenerierend auf alle staatserhaltenden Momente.

Nichtsdestoweniger fehlt auch Nordamerika jener Reichthum an Interessenformen, welcher Europa eigenthümlich ist. Die Einfachheit, welche der socialen Entwicklung zu Grunde liegt, die überwiegende Herrschaft wirtschaftlicher Interessen geben jener Gesellschaft eine einförmige Wesenheit, die, wie die Entwicklung der gelben Rasse lehrt, für eine höhere sociale Ausgestaltung und tief schöpferische Cultur nicht vortheilhaft ist. Die Einförmigkeit des schöpferischen Interesses wird aber in der nordamerikanischen Gesellschaft so lange andauern, als die Volkswirtschaft freien Raum zur extensiven Entwicklung findet. Ist alles Land besetzt, dann dürfte jene Veränderung in der socialen Entwicklung Nordamerikas eintreten, welche Europa mit Beendigung der Völkerbewegung erfuhr: es wird eine Differenzierung der Gesellschaft nach allen Richtungen der actuellen und schlummernden Interessen anheben, welche die Frage der Herrschaft nicht bloß nach dem Besitz, sondern vielleicht auch nach der Nationalität zu regeln trachtet. In diesen Kampf dürfte das übrige Amerika hineingezogen werden.

Australien und seine größeren in der gemäßigten Zone liegenden Inseln haben so wie Nordamerika germanische Einwanderer, die nicht geneigt sind, sich mit den Ureinwohnern zu vermischen. Es findet daher keine Unterwerfung statt, sondern die Vernichtung der inferioren Rassen, und zwar nicht in der Form gegenseitiger Bekriegung, wie in der alten Welt, sondern hauptsächlich durch die wirtschaftliche Überlegenheit, welche den Ureinwohnern die Lebensbedingungen entzieht. So sind allenthalben die Australier ins Innere zurückgedrängt und auf Tasmanien und Neuseeland nahezu ausgerottet. Anders aber als in Nordamerika ist hier die sociale Grundlage der Einwanderung beschaffen. Sie besteht vor allem aus deportierten Verbrechern, sodann aus Volksüberschüssen, welche dem wirtschaftlichen Wettbestreben in Europa gewichen sind, endlich auch aus abenteuernden Existenzen, welche von den Goldfeldern Australiens angezogen wurden. Hiedurch ist die Gesellschaft noch einförmiger, nur wirtschaftliche Momente differenzieren sie, und auch das Vorrecht des Nativismus kommt nicht zum Ausdruck. Die Gemeinschaften entbehren jeder kriegerischen Aufgabe in-

folge der Friedfertigkeit der Ureinwohner; die Gewinnsucht ist das einzige Motiv, das jene Gesellschaft bewegt. Die Besetzung Australiens scheint der Besetzung Chinas durch die primitiven Gemeinschaften ackerbauender Mongolen insofern verwandt, als sie nahezu kampflos erfolgte mit dem Zwecke, ernährende Wohnsitze zu finden. Die chinesische Entwicklung hat aber gegenüber der australischen den Vorzug, daß dort auf Blutliebe begründete Gemeinschaften vorhanden waren, während hier zuerst Verbrecher und ihre Wächter, sodann social zusammenhangslose Schwärme von Einwanderern die Grundlage der Colonisierung bildeten. In Australien fehlten, im Vergleiche zu Nordamerika, abgesehen von einer überwachenden politischen Verwaltung aus dem Mutterlande, führende Individuen, die nach ihrer socialen Entwicklungshöhe geeignet gewesen wären, herrschende Stände zu bilden. Die Einwanderer waren und sind eine ziemlich gleichgeartete Masse, in der sich mühselig durch den Kampf um das Dasein eine sociale Gliederung und Organisierung vollzieht.

Die Inselwelt Oceanien bildet für die europäische Einwanderung kein günstiges Feld infolge des feuchten und heißen Klimas; da kommen nur jene Beziehungen der Weißen zu den Ureinwohnern in Betracht, welche wir eingehender bei der socialen Entwicklung Afrikas zu erörtern haben.

Dieser Welttheil steht unter dem Einflusse socialer Störungen, die seit der frühesten Kenntnis solcher Ereignisse bestehen. Wir haben bereits erwähnt, wie die Hamiten schon frühzeitig durch Semiten und im Mittelalter durch die mohammedanische Bewegung von Arabern theils verdrängt, theils mit ihnen vermischt wurden, sodaß letztere die herrschende Rasse in Nordafrika wurden. Außer geschichtlicher Kenntnis müssen aber fortgesetzt Auswanderer aus Arabien, das Rothe Meer übersetzend, in Afrika eingedrungen sein. Dieselben gründeten den alten Staat Äthiopien, entwickelten im Sudan staatliche Gemeinwesen, indem sie theils hamitische, theils Negerstämme unterwarfen und sich mit ihnen vermischten. Sie unterwarfen die Küste von Ostafrika und gründeten das Staatswesen Sansibar. Araber durchsetzten theils auf Beutezügen, theils aber auch als Handelsleute das ganze innere Afrika bis nach Loango; sie sind für die schwarze Rasse jenes störende Element, das sie veranlaßte, ihren friedlichen Zustand aufzugeben, sich staatlich zu organisieren und gegenseitig zu bekämpfen. Die Ostküste Afrikas unter arabischer Oberhoheit war der Stapelplatz jener Sclavenmassen, welche seit Menschengedenken nach dem Norden und Osten in Handel kamen, während die in das Innere

Afrikas vorgedrungenen Araber den Negerfürsten den Menschenraub lehrten und den Transport dieser Ware besorgten. Es scheint seit langer Zeit im Innern Afrikas zwischen den einzelnen Stämmen ein wildes Gewoge von Kämpfen zu herrschen, um sich gegenseitig Menschen, Elfenbein und Gold abzujagen. Diese Kämpfe erklären die sociale Gestaltung der schwarzen Rasse. Die Stämme, welche einst in primitiver Gesittung gelebt haben mochten, wie sie noch heute im südlichen Inner-Afrika angetroffen wird, nahmen unter dem Eindrucke der gegenseitigen Feindseligkeit eine patriarchalische oder staatliche Organisation an, in welcher die Herrschenden und die Krieger schroff von den Unterworfenen und Arbeitenden geschieden sind. Aus dem habsüchtigen Kampfzweck, der nicht wie bei den nördlichen Völkern der bloßen Vernichtungsabsicht entwuchs, sondern die Unterworfenen zum Gegenstande des Handels machte, sowie insbesondere aus der Nothwendigkeit, diese Unterworfenen handelsmäßig auszuwählen, also die Alten und Bresthaften zu erschlagen, ergibt sich jener grausame Zug in der schwarzen Rasse, der in der Menschheit ohne Gleichen dasteht. Die völlige Gleichgiltigkeit für das Leben der Mitmenschen hat die Menschenopferung verallgemeinert, welche in der grausamen Tödtung Tausender anläßlich des Festtages im Leben eines Negerfürsten ihren Gipfelpunkt erreicht. So wie der Sclavenhandel nach Osten der nachweisbarste Anlaß für die eigenartige Entwicklung der Gemeinwesen Inner- und Ostafrikas ist, so mußte der Sclavenhandel, welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch Spanier, Portugiesen und später durch alle seefahrenden Nationen nach Amerika getrieben wurde, dieselbe Wirkung auf Westafrika haben. Hier entwickelte sich infolge der regelmäßen Bedürfnisse der Weißen der Sclavenhandel, den sich ausgedehntere Negerstaaten zur besonderen Aufgabe machten, in geordneten Zügen. Das culturelle Wesen dieser patriarchalischen Gemeinschaften blieb aber auf dem Standpunkte des primitiven Stammes, weil ihre Entwicklung nicht inneren Antrieben, sondern äußeren Einflüssen zuzuschreiben war. Weder feste Wohnsitze und fester Besitz, noch eine sociale Organisation mit dem Zwecke einer Rechtsordnung entstanden; nur eine wilde Streitsüchtigkeit belebt das sociale Getriebe der Negerstämme. Da die Negerstämme, insbesondere die des Südwestens, keine culturelle und politische Befähigung entwickelten, mußten sie der holländischen und englischen Colonisation im Capland und in Transvaal weichen; zwischen so verschiedenen Anlagen, wie sie z. B. Buschmänner und Germanen zeigen, ist keine Vergesellschaftung möglich, ähnlich wie zwischen diesen und Austral-

negern. Zu weitab liegen die beiderseitigen Entwicklungsstadien, sodaß annähernd die Consequenzen einer Artverschiedenheit zum Ausdruck kommen. Dieser in der gemäßigten Zone liegenden Colonisation der Europäer vermögen sich die Neger nicht zu erwehren, und auch die Vernichtung des kräftigsten Negerstammes Afrikas, der Kaffern, ist nur eine Frage der Zeit.

Ein Überblick auf die sociale Entwicklung Afrikas zeigt, daß die leitenden Principien keinen nachhaltigen Einfluß auf die schwarze Rasse genommen haben; weder hat der Ackerbau eine unzweifelhafte Seßhaftigkeit hergestellt, noch haben das Nomadenleben und die Jagd jene kriegerische Unternehmungslust entwickelt, die für die Herstellung eines staatlichen Herrschaftsverhältnisses so wichtig ist; denn alle staatlichen Gemeinschaften von ernsterer cultureller und politischer Bestandesfähigkeit sind nicht der schwarzen Rasse, sondern den Hamiten, Semiten und Malayen zuzuschreiben. So einst Ägypten, Äthiopien, später Abessinien mit all den verschiedenen im Sudan, in Darfur und Schoa bestehenden Staatswesen, die Berberei, endlich Madagascar. Überall unterwerfen sich die schwarzen Stämme den verderblichen Einflüssen der Habsucht fremder Einwanderer und den Lastern fremder Cultur. Der kriegerische Sinn ist bei ihnen Grausamkeit und hat nicht jenen Muth gereift, welcher der Keim höherer politischer Entwicklung ist. Wo Europäer, durch das Klima begünstigt, einwandern, weicht die schwarze Rasse zurück, höchstens die Mischlinge mit den Semiten und Hamiten vermögen in den französischen Colonien zu bestehen. In der heißen Zone hingegen werden sich die Neger darum behaupten, weil die Lebensbedingungen einer allgemeinen Verbreitung der weißen Rasse entgegenstehen; aus demselben Grunde dringt auch die Vernegerung in der Sahara und an der Westküste vor.

Die Beziehungen der Europäer mit Ostindien haben einen principiell verschiedenen Charakter von jenen mit den neuentdeckten Völkern. Indien war selbst einst ein Eroberungsobject der Arier gewesen, und es hatten sich mehrfache, darunter hochstehende Culturen und Socialgebilde in Indien entwickelt. Es ist daher wahrscheinlich, daß es den Europäern bei der Schwierigkeit überseeischer Expeditionen kaum gelungen wäre, ihre Herrschaft über dasselbe auszudehnen, wenn sich nicht zur Zeit der Entdeckung des Seeweges Indien in einer schweren socialen und politischen Krise befunden hätte. Die höchste Blüte indischen Wesens, der Buddhismus, war durch den Brahmanismus nahezu wieder verdrängt worden. Damit begann der sociale und politische Niedergang Indiens; es unterlag den ersten Vor-

stößen der Mohammedaner, welche die Beherrscher der aller Kampfkraft verlustigen Hindus wurden. Indien zerfiel in zahlreiche Herrschaftsgebiete unter mohammedanischen Kriegsfürsten, welche Vasallen des Großmoguls waren. Wenn auch die Herrschaft der Mohammedaner kriegerisch eingeleitet wurde, so war doch die Unterwerfung Indiens keineswegs so vollendet, um als Staatswesen die Europäer abweisen zu können. Anderseits waren aber die überseeischen Vorstöße der Europäer doch viel zu schwächlich, um das große, dichtbevölkerte Indien oder Theile desselben social zu unterwerfen. Die kriegerische Überlegenheit der Europäer befähigte diese nur zur Behauptung einzelner Küstenpunkte. Da fand sich aus dem eigentlichen Beweggrund der europäischen Invasion in Ostindien, nämlich aus der Gewinnsucht, jener Vorgang, welcher unter den obwaltenden Umständen einige Aussicht hatte, den Europäern Einfluß im Volke zu verschaffen. Die Eroberungskämpfe der Portugiesen, mit jener Habsucht und Grausamkeit ausgeführt, welche die portugiesische und die spanische Colonisation allenthalben charakterisieren, hatten geringen Erfolg; auch die Franzosen zeigten sich wenig geeignet, durch bloße Waffengewalt ihre Colonien zu befestigen. Die Holländer waren es, die eine Politik eröffneten, wie sie schon im Alterthum von den Phöniziern ausgeübt worden war; sie gaben alle Absicht auf Gebietsgewinn auf und suchten Handelsbeziehungen zu eröffnen, wobei sie die socialen Gegensätze der Bevölkerung und die politischen Gegensätze der einzelnen Herrscher auszunützen wußten. Der holländischen Handelscompagnie folgte die Errichtung einer britischen und einer französischen; schließlich fiel unter dem Einflusse der europäischen Politik die ganze Macht der englischen Handelscompagnie zu. Diese stellte jenes Herrschaftsverhältnis her, das Ostindien zuerst wirtschaftlich und sodann politisch niederwarf. Der Großmogul mußte alsbald der Oberherrschaft der Compagnie weichen, und die Fürsten traten in ein Vasallenverhältnis zu dieser. Der materielle Eigennutz war die Triebfeder, mit der sich die Compagnie nach und nach Ostindien unterwarf; Geld, wechselseitige Begünstigungen, gegenseitiges Ausspielen der unter sich in Feindschaft lebenden Fürsten, grausame Züchtigung der sich Auflehnenden waren die Mittel, welche diese riesige Volksmenge einerseits infolge ihrer politischen Zerfahrenheit, anderseits infolge ihrer socialen Verkommenheit schließlich der britischen Krone unterwarfen. Solche Beziehungen von Eroberern und Unterworfenen sind aber nicht geeignet, eine sociale Verschmelzung herbeizuführen; sie bleiben auf das Gebiet des Handels beschränkt. Die Europäer ertragen das ostindische Klima nicht

so gut, um sich dort seßhaft ausbreiten zu können; bloß die Vermischung des Blutes kann, wie sie die früheren Einwanderer acclimatisiert hat, auch die weiße Rasse der indischen Gesellschaft näher bringen.

Die socialen Beziehungen der Europäer zu den Malayen fallen unter dieselbe Beurtheilung, welche wir bereits hinsichtlich tropischer Länder im allgemeinen erörtert haben. Eine europäisch-malayische Vergesellschaftung scheint ausgeschlossen. Jene Gebiete bleiben voraussichtlich das Object wechselnder politischer Oberhoheit mit dem Zwecke des Handelsgewinnes.

Wie schon die Erörterung der socialen Entwicklung Ostindiens zeigte, steht der Europäer in Asien überhaupt anderen Verhältnissen gegenüber als in Amerika, Australien und Afrika. Es macht sich doch, nebst dem Klima, in allen Richtungen europäischer Colonisation geltend, daß Asien überwiegend von alten Culturvölkern besetzt ist, die ihre sociale Entwicklung neben den erobernden Europäern zu behaupten vermögen. Gilt dies schon gegenüber den Indern, so tritt es gegenüber der gelben Rasse noch mehr in den Vordergrund. Gelingt es auch, die hinterindischen Staatswesen dem europäischen Einflusse zu unterwerfen, so stehen die Europäer doch dem Hauptsitze mongolischer Cultur, China, social ohnmächtig gegenüber. Hier zeigt es sich, daß der Europäer mit einer Rasse zusammenstößt, die unter einem ähnlichen Klima einen, wenn auch nicht nach der Wirkung gleichen, so doch vollendeten socialen Entwicklungsgang durchgemacht hat. Der sociale Zustand der mongolischen Rasse, besonders der Chinesen, steht aber jenem der Westeuropäer extrem gegenüber; beide Rassen haben die Vorzüge ihrer Cultur derart ausgestaltet, daß sie bei ihrem Zusammentreffen, wenn auch nicht in allen socialen Beziehungen, so doch im Kampfe um das Dasein ebenbürtige Rivalen sind. Der Chinese ist dem Europäer an Unternehmungsgeist, Kriegsfertigkeit und Wissenschaft tief untergeordnet; aber dieselben Momente, welche dem Chinesen eine vortheilhafte Entwicklung in diesen Richtungen menschlicher Bethätigung versagt haben, geben ihm Vorzüge im wirtschaftlichen Kampfe, die anzustreben von dem Wesen europäischer Cultur weit abseits liegt: die äußerste Anspruchslosigkeit bei unermüdlicher Arbeitsausdauer und intensivster Ausnützung der zu Gebote stehenden Lebensbedingungen. Hiedurch hat der Chinese gegenüber dem Europäer dieselbe Überlegenheit erlangt, welche den unbekämpfbaren und deshalb gefährlichsten Feinden des Menschen, den pathogenen Mikroben, zukommt. Europäische Handelspolitik hat China eröffnet, ohne daß der Europäer wirklich einen socialen Einfluß in China erlangt hätte, aber die

Chinesen sind hiedurch auswanderungslustig geworden und bereiten, wo sie sich festsetzen, den Europäern eine unbesiegbare wirtschaftliche Concurrenz. Entsprechend den socialen Grundzügen beider Rassen, und da anzunehmen ist, daß mit der zunehmenden Aufschließung des chinesischen Reiches die chinesische Auswanderung ebenfalls zunimmt, gibt es nur zweierlei: Die Weißen unterliegen dem wirtschaftlichen Kampfe mit den Chinesen, wie es sich schon gegenwärtig in Hinterindien und auf den Sunda-Inseln zeigt, — oder die weiße Rasse vernichtet die gelbe, wie das Chinesengesetz der Nordamerikaner und die Absichten der Australier zeigen. So langen die socialen Beziehungen zweier grundsätzlich fremder Culturen, die sich aus den entgegengesetzten Anfängen — aus der friedlichen Seßhaftigkeit und aus dem kriegerischen Nomadenthum — entwickelt haben, bei jenen Extremen an, von wo alle sociale Entwicklung ausgegangen ist. So wie sich einst primitive Stämme infolge absoluter Feindseligkeit vernichteten, so stehen sich die höchstcultivierten Rassen gegenüber, ohne infolge ihrer Cultur an eine Vergesellschaftung durch den bloßen Verkehr denken zu können; sie sind bei fortschreitender Vermehrung genöthigt, zwecks Ernährung sich gegenseitig zu vernichten oder zu unterwerfen.

Die eigengeartete Entwicklung Japans eröffnet nun einen neuen Ausblick auf die Wechselbeziehungen der gelben und der weißen Rasse; da die Japaner sich kriegstüchtig und unternehmend zeigen, kann dieses Volk das sociale Ferment werden, durch welches, unter Mitwirkung der Nomadenvölker Innerasiens, die gelbe Rasse im Wege gegenseitiger Unterwerfung zu einem neuen socialen Aufschwung gelangt. Impulse hiefür bieten die Angriffe der Europäer; die nöthige Zeit können aber die Mongolen in dem Umstande finden, daß Europa nicht sobald geeignet ist, in jenen Ländern kriegerisch beherrschend aufzutreten, um so weniger als auch innere Gegensätze der Weltpolitik hemmend auf diese Absicht einwirken.*

Wir wissen, daß als Abschluß der großen geschichtlichen Völkerbewegung in westlicher Richtung auch Vorstöße durch mongolische Stämme bis in das Innere Europas stattfanden, wodurch im Osten dieses Welttheiles vorübergehend tatarische Staatswesen entstanden, dauernd aber eine Vermischung zwischen diesen Völkern und den Nordslaven stattfand. Durch das ganze heutige europäische und asiatische Rußland zieht sich daher ein

* Siehe hierüber: G. Ratzenhofer, Wesen und Zweck der Politik (Leipzig 1893), II, 242.

arisch-kaukasisch-mongolisches Völkergemisch, gleichsam als Vermittlungsglied zwischen der gelben und weißen Rasse. Wenn bei den Colonialbestrebungen der auf höchster cultureller Entwicklungsstufe stehenden Westeuropäer eine Anknüpfung tieferer socialer Beziehungen mit den Mongolen nicht zu erwarten ist, so zeigt doch dieses Vermittlungsglied, daß die gelbe mit der weißen Rasse nach jeder Richtung solche Beziehungen herzustellen vermag; sowohl kriegerische Störungen als auch alle Formen socialen und mercantilen Verkehrs zwischen Rußland und Ostasien werden diesen Proceß fördern und in jenen Gebieten Socialgebilde hervorbringen, wie sie der Wesenheit beider Rassen entsprechen. Jedenfalls ist diese Vergesellschaftung der gelben und weißen Rasse das weitesttragende Ereignis, welches durch den socialen Proceß der Menschheit heranreift. —

Unser Überblick über die socialen Beziehungen der Rassen zeigt, daß alle entscheidenden Anstöße von der weißen Rasse ausgehen, weil sie der Hauptträger jenes unternehmenden Kriegssinnes ist, welchem die höhere sociale Entwicklung der Menschen entsprang. Während die weiße Rasse durch Ernährungs- und Vermehrungsinteressen infolge ihrer Kampf- und Wanderlust zu weltumspannenden Unternehmungen angespornt wurde, verdichtete sich die gelbe Rasse in ihren festen, abgeschlossenen Wohnsitzen und ersetzt durch intensive Cultur und vielseitigen Verzicht das, was die weiße Rasse durch Extension und Eroberungssucht erreicht.

Im allgemeinen zeigt dieser sociale Proceß eine wachsende Vermischung der Rassen und Stämme. Doch scheint aus derselben nicht eine einheitliche Mischrasse hervorzugehen, weil die Verschiedenheiten jener klimatischen Lebensbedingungen bestehen bleiben, welche die Ursache der Rassenverschiedenheit sind; die Anpassung der Menschen an die verschiedenen Lebensbedingungen wirkt anderseits dahin, daß die Menschen zu ihrer Befriedigung einer ausreichenden politischen und socialen Autonomie bedürftig sind. Diese Erscheinung zeigt sich aber als die dauerhafteste Veranlassung verschiedener Culturen, aus welchen stets wieder der Antrieb zu socialen Bewegungen ersteht.

Europa hat indessen seinen socialen Proceß unter dem begünstigenden Abfluß seines Bevölkerungsüberschusses nach fernen Ländern fortgesetzt, und zwar unter dem Zeichen des Verkehrs; die Differenzierung beschränkt sich nicht mehr auf den Culturkreis, sondern die Socialgebilde ziehen die ganze Welt in ihr Interesse. Unter solchen Umständen mußte sich das Emporrücken der Massen zu socialem und politischem Einfluß ebenfalls

fortsetzen; die Interessen, welche bei der Colonisation gekräftigt und entbunden wurden, waren überwiegend wirtschaftlicher Natur, sodaß die herrschenden Stände in eine gewisse Abhängigkeit von den arbeitenden kamen; in der modernen Welt kommt hiedurch an die Stelle des Eroberersstaates der Besitzstaat, in welchem sich Herrschaft und Dienstbarkeit in den Ständen auf Grund des giltigen Rechtes wechselweise geltend machen, von der einen Seite durch die überkommenen Privilegien der Kampforganisation, von der andern Seite durch die Macht des Capitals als Product der Arbeit, von der dritten Seite als Recht der Arbeit, das durch den Terrorismus der Massen nach Anerkennung ringt. Diese socialisierende Bewegung ist mit dem Ende des 19. Jahrhunderts im europäischen Culturkreise zu einer solchen Höhe gediehen, daß sich die Hauptinteressengruppen: empordringende Massen und die Besitz und Einfluß vertheidigende Minderheit, an realer Kraft beinahe die Wage halten.

Wir lernten den Staat als ein Herrschaftsverhältnis kennen, das die Besiegten dienstbar macht und das Recht der Sieger und der Minderheit durch Machtinstitutionen befestigt, das seine Machtsphäre im Interesse der Herrschenden durch Eroberungen aller Art auszudehnen sucht und seinen Bestand auf die Kraft des Schwertes stützt. Dieser Staat des Alterthums wurde schon durch die christliche Idee, durch die internationale Wechselbeziehung auf Grund der kirchlichen Einheit nach und nach modificiert. Die socialistischen Ideen, gefördert durch den Rationalismus der Philosophie einerseits, und die Consolidierung der Völker in Europa anderseits, haben den Staat wieder dem Culturzwecke genähert, welcher der primitiven Ackerbaugemeinschaft eigenthümlich war. In den Staaten entstand mit dem Niedergange der internationalen Bedeutung der Kirche der civilisatorische Gedanke der allgemeinen Rechte seiner Staatsbürger; diesen Staat könnte man den „Rechtsstaat" nennen, wenn ein Recht giltig wäre, das die billige Vertheilung von Einfluß und Besitz sichern würde. Einst war die Staatsgewalt gleichsam die Spitze der Gesellschaft, die mit hartem Drucke die Gewaltorganisation aufrecht erhielt; jetzt ist die Regierungsmacht, wenn auch ihre Gewaltstellung behauptend, vorwiegend eine vermittelnde Instanz zwischen den sich bekämpfenden Interessen. Der Staat ist nur darum gegenüber der eigenen Gesellschaft noch eine Machtorganisation, um die friedliche Vereinbarung der socialen Gebilde zu sichern; seine Regierung sucht die Objectivität mit der Autorität zu vereinigen. Insofern sie dennoch der Unterdrückung von Theilen des Volkes dient, liegt dies nicht in der Ab-

sicht des modernen Staates, sondern im Wesen des Staates überhaupt. Sowohl durch den Gegensatz der politischen Principien als auch durch die Wiederkehr kriegerischer Umwälzungen, herbeigeführt durch das Schwanken der politischen Macht der Staaten und Völker, wurde die Machtorganisation des Eroberstaates möglichst conserviert, und die gegenwärtige Gesellschaft beruht formell noch immer hauptsächlich auf der socialen Schichtung der Vergangenheit.

Die Culturkreise sind gleichsam unter sich in Machtbestrebungen getreten, und im allgemeinen Überblick stehen gegenwärtig nicht mehr Stämme und Staaten, sondern die Rassen vor einem Kampfe um die Vertheilung der Herrschaft in der Welt. Der sociale Proceß wird dadurch auf eine neue Grundlage gestellt, anderseits aber mit den Mitteln der alten Grundlage gestützt, wodurch er in sich krisenhaft, unklar und compliciert wird.

Während die Cultur das Verlangen des einzelnen Menschen auf Befriedigung seiner Interessen als Arbeiter zur Geltung bringt, also die Gesellschaft einem Ausgleiche der Lebensgenüsse zuführt, — während der Verkehr viele Socialgebilde über die ganze Welt ausdehnt, und die Differenzierung innerhalb der Culturkreise die Staatsschranken immer weniger beachtet, also die ordnenden Momente der Gesellschaft lockert, — erscheinen durch die fortschreitende Vermehrung der Menschen die colonisationsfähigen Gebiete nahezu besetzt und beginnen die colonisierten Gebiete bereits, sich staatlich und auch social abzuschließen; während also die auflösenden und befreienden Erscheinungen des socialen Processes an Macht gewinnen, erstehen neue umfassende und tiefe Conflicte. Darum vermögen die Staaten, trotz der zur culturellen Entwicklung drängenden Völker, von der Machtorganisation des Eroberstaates nicht abzulassen. Die Bemühungen der Völker bei ihrem wirtschaftlichen Wettbewerb werden aus den ewigen Ursachen des socialen Processes neue Kampfmotive erwecken, die zur Austragung mit dem Schwerte führen. Die Auflösung der staatlichen Ordnung durch die socialisierenden Bestrebungen der Massen wird durch die Conflictsmomente der Massenbedürfnisse selbst paralysiert; und wenn auch die Menschen aus culturellen Ursachen nach unbeschränkter socialer Beziehung drängen, so führt doch die älteste Ursache des socialen Processes, die Vermehrung, zur Aufrechterhaltung des Staates und seiner Machtorganisation. Denn die Kampfmotive und der Bewegungsdrang der Menschen können erst aufhören, wenn die Vermehrung aufhört und die variierenden Lebensbedingungen erschöpft sind.

Unzweifelhaft ist aber anderseits erkennbar, daß mit der Menschenvermehrung auch diejenige Differenzierung der Gesellschaftskreise zunimmt, welche die Menschen mit einem Netz von wechselseitigen Interessen umgibt, daher die Kriege seltener macht und die Individualitäten auf den Boden der Übereinkunft drängt, wo die Culturen gedeihen. So nähert sich der sociale Proceß, zwischen den Haupterscheinungen seiner Entwicklung, Cultur und Kampf, schwankend, jenem Ausgleich, welcher unter ordnenden Organisationen zur Befriedigung der widerstreitenden Interessen möglich ist.

V. Die Grundlehren der Sociologie.

18. Individualisierung und Socialisierung.

Der sociale Proceß lehrt, daß sich bei der Entwicklung der Socialgebilde, ebenso wie im einzelnen Menschen, ein Drang nach Individualisierung und ein Drang nach Socialisierung geltend macht.

Die Individualisierung strebt, das Socialgebilde in sich den Lebensbedingungen anzupassen und zu organisieren und gegenüber der Außenwelt in eine feste Gestalt zu bringen, sodaß es unter andern Gemeinschaften ein Besonderes bilde. Dieser Nachdruck auf die Eigenart, auf das Besondere, steht in Relation mit der Heftigkeit der Gegensätze, welchen das Socialgebilde bei seinem Daseinskampfe begegnet. In dem individualisierenden Drange sprechen sich alle jene Kräfte aus, welche die Gemeinschaft erhalten, vergrößern, cultivieren und politisch organisieren. Die Individualisierung beruht daher auf den Erscheinungsmodalitäten des physiologischen und des Individualinteresses.

Dieser Individualisierung steht der socialisierende Drang gegenüber, welcher innerhalb der Gemeinschaften die Übereinstimmung der Genossen herstellt, erhält und nach außen Anlehnung und übereinstimmende Momente sucht. Er wirkt daher anfangs kräftigend auf das Socialgebilde und unterstützt die Individualisierung, insoweit sie allseitige Befriedigung hervorruft; im weitern Verlaufe der Entwicklung aber, sobald im Socialgebilde Differenzen mit den Lebensbedingungen hervortreten, wirkt die Socialisierung auf die individuelle Eigenart auflösend, auf die Organisation schwächend und auf die Schranken nach außen zerstörend. Im socialisierenden Drange sprechen sich daher die Kräfte aus, welche der Gemeinschaft nur

bedingungsweise zugethan sind, oder welche der schroffen Eigenart allgemeine Interessen gegenüberstellen. Die Socialisierung beruht also vorwiegend auf den Erscheinungsmodalitäten des Gattungs- und des Socialinteresses.

Wie wir sehen, ist es unmöglich, eine dieser beiden Richtungen der Bethätigung des angebornen Interesses von der andern getrennt zu denken; denn die Individualisierung wirkt vergesellschaftend im Innern einer Gemeinschaft, und die Socialisierung vergrößert die Gemeinschaften oder bereitet sie vor. So ist der sociale Proceß ein Product wechselweiser Individualisierung und Socialisierung, als Massenemanation der in jedem Menschen thätigen Triebe nach Selbstentwicklung und nach Entwicklung jener socialen Beziehungen, die sein Interesse erregen. Was in den Zwangsverhältnissen der Individualisierung seine Interessen verletzt findet, das sucht sociale Anlehnung, unabhängig von der zugehörigen Gemeinschaft, und was Schutz gegen den entfesselten Daseinskampf sucht, schließt sich individualistisch seiner Gemeinschaft eng an. Wegen dieser Wechselseitigkeit der Wirkung findet sich, unbeschadet der erwähnten Interessencharakteristik, innerhalb jeder Richtung auch jede Erscheinungsmodalität des angebornen Interesses; die Socialisierung kann ebenso auf Individualinteressen beruhen, wie die Individualisierung im Socialinteresse ihre Veranlassung haben kann. So war der Kampf des britischen Adels gegen die Krone, der zur Magna Charta führte, eine socialisierende Bewegung, welche aber einen individualistischen Zug enthält, der mit dem Erfolg in den Vordergrund tritt und ein individualistisches Resultat zeitigt. Die socialistische Arbeiterbewegung der Gegenwart enthält durch das socialdemokratische Programm bereits den individualistischen Zug von Herrschaftsgelüsten der Arbeiter als Klasse über die andern Stände.

Die Wechselseitigkeit der zwei Hauptrichtungen fördert den socialen Proceß, weil die Socialisierung mit ihrem individualistischen Abschluß das Herstellen von Gemeinschaften, und die Individualisierung mit ihren socialisierenden Gegenwirkungen eine Auflösung derselben herbeiführt. Das Ende jeder socialisierenden Bewegung ist die Herstellung eines neuen Zwangsverhältnisses, und das Ende jedes Herrschaftsverhältnisses ist dessen Auflösung zu neuen Gemeinschaften.

Jede Gemeinschaft erlangt erst die volle Entwicklung, wenn sich in ihr eine Autorität bildet, der die übrigen Individuen als Anhänger zur Seite oder als Rivalen gegenüberstehen. Wenn sich eine Gemeinschaft über die sociale Nothwendigkeit hinaus individualisiert, so bleibt das

Interesse an der Erhaltung der Gemeinschaft auf Seite der Autoritätsinhaber, welche nothwendig die Minderheit sind, während die Anhänger, welche naturgemäß die Mehrheit sind, das Interesse verlieren, der Gemeinschaft anzugehören. Entweder findet hierauf eine Differenzierung des Socialgebildes statt, wobei eine neue Organisierung durch die Autorität der Rivalen eintritt, — oder die alte Gemeinschaft regeneriert sich durch Herstellung der Interessenübereinstimmung und der Autorität.

Das innere Leben der Gemeinschaften stellt sich mithin als ein Wechsel von ordnendem Zwange und auflösender Befreiung dar, wobei die Freiheit socialisierenden Ursprungs ist, aber normal dem Individuum dient, und der Zwang individualistischen Ursprungs ist, aber der Gemeinschaft dient. In einem harmonischen Wechsel beider Richtungen, wonach entsprechend der socialen Nothwendigkeit Zwang oder Befreiung wirksam werden, liegt das Gedeihen der Socialgebilde und ihrer Mitglieder. In der individualistischen oder socialisierenden Übertreibung, die sich mit den Bedürfnissen und mit der Kraft der Gemeinschaft in Widerspruch setzt, wurzelt das Unheil derselben. Es läßt sich dies an dem Schicksal jedes Stammes, Volkes, Staates, Culturkreises, auch jedes Standes, ja selbst der Familie nachweisen.

Vergleichen wir die beiden Richtungen socialer Entwicklung, den individualisierenden Zwang durch die zugehörige Autorität mit der socialisierenden Befreiung durch die Mehrheitsinteressen, so zeigt sich jener als eine nothwendige Grundlage socialer Gestaltung, während diese nur ein Bedürfnis ist, bedingt durch eine veränderte Sachlage für den socialen Zusammenhang der Menschen. Die Autorität ist daher auch das ursprünglichste Merkmal der socialen Entwicklung; sie wurzelt in unserer materiellen Wesenheit, da schon in jeder Geschlechtsgemeinschaft die Über- und Unterordnung durch den Vorgang der Geburt, durch die Alters- und Kraftdifferenzen gegeben ist. Die differenzierende Auflösung hingegen wurzelt ursprünglich in den primitiven Wirkungen der Ernährung und Vermehrung, welchen sich mit dem Erwachen der Cultur oder des Wandertriebes die Nothwendigkeit der Herstellung einer politischen Ordnung, also wieder einer Autorität, anschließt.

Damit ein Socialgebilde überhaupt individuell bestehen kann, müssen sich dessen Genossen jenem autoritativen Zwange unterwerfen, den das socialisierende Interesse auferlegt. Wegen dieser unbedingten Bedeutung der Autorität beobachten wir auch, daß viele Gemeinschaften unter ver-

ſchiedenen Zwangsformen in einen ſtagnierenden Zuſtand gerathen ſind, was beinahe für alle Culturkreiſe mit Ausnahme jener weſteuropäiſchen Urſprungs zutrifft. Wir können uns aber keine Gemeinſchaft denken, die ſich nach einem vorübergehenden Zuſtande ſocialer Auflöſung nicht bald einer Autorität unterwirft und einen innern Zwang auferlegt. Wir erkennen hiemit, daß in Zwang und Autorität die Charakteriſtik aller ſocialen Vereinigung liegt, während die differenzierende Befreiung das Entwicklungselement der Geſellſchaft bildet. Es ſind dies ſociologiſche Lehren, welche für die Staatswiſſenſchaft grundlegend ſind.

19. Die ſociale Differenzierung und das leitende Princip im ſocialen Proceß.

Das Bedeutungsvolle in der Schöpfung der Thiere und der Menſchen iſt die Lostrennung (Differenzierung) des Einzelnen von dem engern Zuſammenhange mit dem lebloſen, materiellen Univerſum zum beweglichen Individuum. Während lebloſe Geſtaltungen und überwiegend auch die Pflanzen in einem ununterbrochenen Contact mit den waltenden Kräften des Stoffes ſtehen, ſpricht ſich die bewußte Individualität durch eine den Zwang der materiellen Exiſtenz unterbrechende, relative Freiheit aus, — d. h. die ſtreng an die Naturgeſetze gebundene Energie des Weltalls iſt durch das bewußte Leben individuellen Modificationen ausgeſetzt; erſt in den Maſſenfunctionen aller bewußten Individuen kommt die Naturgeſetzlichkeit wieder unzweideutig zur Geltung. Wenn alſo auch der ſociale Proceß von dem naturgeſetzlichen Wege nicht abweichen kann, ſo zwingt doch die individuelle Sonderſtellung des Menſchen, die Kräfte, die in den Gemeinſchaften walten, aus dem Geſichtspunkte des Einzelnen aufzufaſſen und zu erläutern; denn das Wandelbare im ſocialen Proceſſe iſt das Individuum mit ſeinen Willensäußerungen; die Kräfte, die in ihm walten, erklären uns den ſocialen Proceß; ohne dieſen individuellen Grundzug gäbe es auch in der bewußten Welt keine von der lebloſen abweichende Erſcheinung, und es würden für die ſociale Welt nur kosmiſche, phyſiſche, chemiſche und phyſiologiſche Geſetze maßgebend ſein.

Um zu wiſſen, was das Individuum im ſocialen Proceß leitet, müſſen wir auf die pſychologiſche und naturwiſſenſchaftliche Grundlage des ſociologiſchen Denkens zurückgreifen; denn nur dasjenige, was das

Individuum entwickelt, kann auch Veranlassung für sein Verhalten im Wechselverkehr der Menschen sein. Da dem Menschen nur aus seinen Bedürfnissen die Beweggründe seines Handelns erwachsen, so kann der sociale Proceß auch nur eine Ausdehnung dieses Einzelbestrebens auf die socialen Beziehungen der Menschen sein.

Das angeborne Interesse erregt durch Gemeinempfindungen das Bewußtsein; sobald das Ich in seiner Entwicklung Befriedigung oder Störungen erfährt, spricht das angeborne Interesse durch centrale oder peripherische Sinnesempfindungen. Das Interesse wird also durch *subjective Bedürfnisse* und durch äußere Einwirkungen oder *sociale Bedürfnisse* angeregt.

Die menschlichen Empfindungen sind im allgemeinen Beunruhigungen oder Befriedigungen des physiologischen Interesses. Die einheitliche Ableitung dieser Innervationen aus dem selbständigen Ich ist aber unzulässig, weil es subjective Bedürfnisse gibt, welche über die Wesenheit des Ich hinausgehenden Interessen zu dienen haben. Es ist daher gerechtfertigt, von Haus aus das physiologische Interesse mit Bezug auf die Erhaltung und Entwicklung und mit Bezug auf die Fortpflanzung des Ich zu unterscheiden. Das physiologische Interesse, welches den Stoffwechsel und den individuellen Aufbau leitet, wird mit dem erwachenden Bewußtsein zum Individualinteresse im besondern und hinsichtlich unseres Wachsthums über das Ich hinaus zum Gattungsinteresse.

In den primitiven Zuständen der Horde und bei einer dünnen Vertheilung der Menschen begegnet das Individualinteresse in der Regel keinen socialen Anregungen, weil die Menschen dasselbe ungehindert befriedigen können; nur das Gattungsinteresse bringt die Menschen zu Beziehungen unter sich und ist daher der Anfang aller Socialisierung. Auch dieses Interesse tritt nicht heftig auf, weil im Zustande der Promiscuität oder der vorübergehenden Ehe die Gattenwahl keinen Schwierigkeiten begegnet. In diesem Urzustande tritt das Gattungsinteresse der Hauptsache nach noch vereint mit dem Individualinteresse als Angelegenheit der Befriedigung physiologisch veranlaßter centraler Gemeingefühle (ursprünglicher Geschlechtstrieb) auf. Doch wird mit der Vermehrung der Menschen vor allem das Gattungsinteresse bemerkbar, weil das sociale Bedürfnis nach einem Ordnen des Geschlechtsverkehrs erwacht. Hiemit äußern sich auch sofort die beiden Interessenerscheinungen getrennt; sowohl für die Herbeischaffung der Nahrung als auch bei der Gattenwahl ergeben sich Diffe-

renzen zwischen den Hordengenossen, die theils zum Ausgleich kommen, theils als Gegensätze des Gefühls wirksam bleiben. Obgleich der Hordenmensch, welchem die Wahl eines Genossen zusteht, durch deren individuelle Gleichheit und durch die Einfachheit der Lebensverhältnisse wenig erregt wird, so leitet ihn doch das Individualinteresse in jene Richtung, wo er die nöthige Hilfe bei Beschaffung der Lebensmittel findet, und das Gattungsinteresse dahin, wo er nach seinen keimmäßigen Anlagen die vortheilhafteste Geschlechtskreuzung voraussetzen kann. Die Empfindungen werden durch das angeborne Interesse in der Richtung des natürlich Gebotenen geleitet; die einfachen Verhältnisse schließen ein Abirren von dem allgemein Naturgesetzlichen noch aus. In diesem Urzustande umfaßt der sociale Proceß nur die Folgen der Geschlechtsbeziehungen, nämlich Eheverbände und Altersunterschiede der Hordengenossen, was wir als keine eigentliche Differenzierung auffassen können, weil die Ehegenossenschaft meist gegeben und die Altersgenossenschaft unabänderlich ist. Trotz dieser Einfachheit des Ursprungszustandes tritt bereits diejenige Erscheinung auf, welche das Wesentliche jeder socialen Differenzierung ist, nämlich die *Genossenwahl*.

Die Menschenvermehrung und die Nahrungssorgen veranlassen die Ausbreitung der Menschen in Hordengruppen und in Stämme. Wenn nun auch diese Differenzierung keine eigentliche Verschiedenheit, sondern nur eine Mehrzahl unter sich blutsverwandter Gemeinschaften erzeugt, so macht sich doch bereits das entscheidendste Moment für alle künftige Differenzierung geltend: das *angeborne Interesse der Menschen tritt verschiedenen Lebensbedingungen* durch die Verschiedenartigkeit der Wohnsitze *gegenüber*. Sehen wir ab von einem verschiedenen Ursprung der Menschen, so mußte aus dieser Thatsache allein die Variierung der Menschen erfolgen. Das biologische Gesetz von der vollständigsten Ausnützung der Lebensbedingungen durch das Leben, geleitet von der dem Keime innewohnenden Entwicklungsrichtung (angebornes Interesse), führt die Differenzierung des Menschengeschlechts herbei; es scheidet sich in verschiedene Rassen und Stämme; innerhalb der Gemeinschaften sind die Blutsbeziehungen das socialisierende Moment, während die Ernährung hauptsächlich zum Wechsel des Wohnsitzes, noch ohne wesentliche sociale Störungen, führt.

Durch die Variierung werden sich die ursprünglich blutsverwandten Gemeinschaften, trotz gemeinsamer Abstammung, fremd. Nicht die somatische Verschiedenheit ist es, welche Gegensätze hervorruft, sondern die eingetretene Differenzierung der angebornen Interessen; unter der Einwirkung

verschiedener Lebensbedingungen hat sich der Gefühlston der Empfindungen differenziert; während z. B. ein unter günstigen Ernährungs- und Wohnsitzverhältnissen lebender Stamm eine weiche Gemüthsart erwarb, wird ein anderer, der unter harten Lebensverhältnissen sich die Ernährung sichern muß, eine rauhe Gemüthsart annehmen, wodurch diese Gemeinschaften in dem Grundzug ihrer Lebensauffassung unverwandt geworden sind. Diese zwei verschiedenen Richtungen der Gemüthsentwicklung äußern sich in einer grundsätzlichen Verschiedenheit des Verhaltens der Socialgebilde bei socialen Berührungen; jener Stamm wird friedfertige Beziehungen zu erhalten trachten, und dieser fremden Gemeinschaften feindselig begegnen. Die dritte Erscheinung der Differenzierung wird daher in unberechenbaren Zeiträumen rassen- und stammverschiedene Gemeinschaften entwickeln, welche unter den Eindrücken des Kampfes um die Lebensbedingungen stehen, den sie nicht mehr wie früher bloß gegenüber der Natur zu bestehen haben, sondern wobei sich die *Gegensätze der Menschen unter sich* als sociale Störungen geltend machen. Die Variierung des Menschengeschlechtes schreitet Hand in Hand mit der Schwierigkeit, der Ernährung und Vermehrung zu entsprechen, vor, wodurch sich die innere Anlage der Menschen, anderen Geschöpfen feindselig zu sein, steigert und die äußern Angriffe und Widerstände sich vermehren.

Wenn auch noch immer die Blutsverwandtschaft die Gemeinschaften in sich einigt und also im Stamme die herkömmlichen Verhältnisse herrschen, so werden doch die Schwierigkeiten, den Interessen zu genügen, und besonders die Gegensätze von Stamm zu Stamm die socialen Reibungen auch innerhalb derselben verschärfen. In den Gliedern der Gemeinschaften wächst die Empfindung, daß ihr genossenschaftliches Aneinanderschließen nicht mehr auf der idyllischen Freiheit des Hordenzustandes beruht, sondern auf der Nothwendigkeit, jedem Einzelnen die Befriedigung der Interessen im Wege der gemeinsamen Macht zu sichern. Nicht bloß die Blutbande allein, auch das *Schutz- und Unterstützungsbedürfnis* im Kampfe erhält die Menschen in ihrer stammlichen Gemeinschaft, und es tritt hiemit an die Seite der socialisierenden Blutsverwandtschaft auch eine socialisierende Nützlichkeitsempfindung. Das Individualinteresse verweist den Einzelnen bei seiner Hilfsbedürftigkeit auf seine angestammte Umgebung; die socialisierende Kraft liegt nicht mehr allein im Gattungsinteresse, sondern dieses verbindet sich wieder mit dem Individualinteresse zu einem Socialinteresse des Stammes. Hiemit tritt aber der Verzicht auf die Befriedigung solcher

Interessen hervor, die sich nicht in die Interessengemeinsamkeit des Stammes einbeziehen lassen.

Dieser *Verzicht* ist die nothwendige Voraussetzung, um aus Einzelinteressen das Socialinteresse einer Gemeinschaft hervorgehen zu lassen; er wird in dem Maße wichtiger, als es, infolge der Variierung, immer unmöglicher wird, in dem Interesse der Gemeinschaft die Summe der Einzelinteressen zu sehen. Solange der Einzelne seinem Interesse frei nachleben konnte, entsprach er auch der Hauptsache nach dem Interesse der Gemeinschaft durch bloße Befriedigung seiner Interessen; denn die Wünsche und die Bedrohungen des Einzelnen sind im allgemeinen dieselben wie die des Ganzen. Diese Ungebundenheit des Einzelnen in der Gemeinschaft — ohnehin nie ganz unbeeinträchtigt — schwindet aber mit der Erschwerung der Lebensverhältnisse und mit zunehmender Feindseligkeit von außen immer mehr; denn diese Verhältnisse verlangen eine Organisierung der Gemeinschaften, um einerseits den Arbeiten zur Ernährung und anderseits den Forderungen des Kampfes zu entsprechen.

Und hiemit beginnt die *innere Differenzierung* der bisher im allgemeinen social gleichartigen Gemeinschaft. Es wird sich eine Schichtung des Stammes durch die Kampftüchtigkeit sowie durch die Arbeitspflicht vollziehen, wobei wieder keine freie Wahl der Genossenschaft stattfindet, da sich diese sociale Schichtung überwiegend aus Zwangsverhältnissen ergibt. Selbst der Kampftüchtige, obgleich er zur Herrschaft gelangt, wird in der Regel durch wirkliche Befähigungen zu seiner Stellung bestimmt; er muß ihr auch individuell entsprechen und büßt sie ein, wenn dies nicht mehr der Fall ist. Immerhin ruft aber diese Differenzierung des Stammes das freie Bestreben seiner Mitglieder hervor, sich durch Genossenschaftswahl bei Befriedigung ihrer Interessen Unterstützung zu schaffen. Es beginnt jener Wechsel zwischen Anlehnung und Entfremdung der Menschen unter sich, der sich auf Grund des Instinctes und der Meinung, Interessenschutz zu finden, vollzieht; hiemit sind aber neben die Thatsache der Blutsverbände die Differenzierungen durch den *politischen Zwang* und jene durch die *freie Vergesellschaftung* getreten, welche die weiteren Haupterscheinungen der Differenzierung im socialen Proceß sind. Die Bluts- und die politische Differenzierung sind gegeben und fassen die Gemeinschaften unter ein Zwangsverhältnis zusammen; die freie Socialisierung corrigiert aber das Zwangsverhältnis, indem sie es zersetzt und neue Gemeinschaften und Verbände an dessen Stelle zu setzen trachtet.

Obgleich in diesem Stadium des socialen Processes die Keime aller jener Momente erkennbar sind, welche die Differenzierung überhaupt charakterisieren, — nämlich die Blutsbeziehungen, die Schichtung des Socialgebildes, das Herrschaftsverhältnis, der Interessenverzicht, das Socialinteresse als Cumulativbegriff der Einzelinteressen einer Genossenschaft und die Genossenschaftswahl, — so ist doch das Blutband noch immer ein so mächtiges Interesse geblieben, daß es die Differenzierung im allgemeinen hemmt; im Grunde genommen sind die Menschen noch immer in unter sich unabhängige und in sich streng geschlossene, kaum merklich geschichtete Stammeseinheiten vertheilt. Dieselben stehen sich auf Grund ihres Gattungsinteresses absolut feindselig gegenüber; es gibt keine Beziehungen zwischen ihnen, sondern nur Fehde und Krieg oder Flucht. Würde die sociale Entwicklung nicht durch einen verstärkten Anlaß zur Differenzierung gefördert werden, so würden die Menschen in einem endlosen Kampfe, oder wenigstens in isolierten, civilisationsunfähigen Gemeinschaften sich gegenüberstehend verbleiben. Es ist dies jener sociale Zustand, welcher den Naturvölkern eigen ist, und über welchen sie aus innerer Kraft bisher nicht hinwegzukommen vermochten. Die individuelle Ursache hiefür kann nur in ihrem angebornen Interesse gefunden werden. Sie sind nämlich nach dem Entwicklungsgrad ihres Bewußtseinsorganismus (Gehirncapacität) nicht im stande, das Individual- und das Gattungsinteresse zu jenem Socialinteresse zu erheben, durch welches sich das Einzelinteresse in einer Interessenübereinstimmung befriedigt findet. Ohne dieses Socialinteresse ist aber weder Überlegenheit in der Arbeit, noch im Kampfe möglich. Die Arbeit der Naturvölker bleibt eine Stümperei, ihre Künste sind barbarisch, ihre politische Ordnung ist die Tyrannei, ihr Krieg ist ein zweckloses Morden.

Wenn wir annehmen könnten, daß das geringere Gehirngewicht des Mikronesiers, Buschmannes, Eskimos oder Botokuden ein Beweis ist, daß sich diese Völker auf einer jüngeren Entwicklungsstufe befinden als die Culturvölker, dann dürften wir auch annehmen, daß sie sich auf einer jüngeren Stufe der socialen Entwicklung befinden, sodaß sie auch noch Culturvölker werden können, wenn ihnen hiefür die Zeit vergönnt ist. Diese Annahme würde zum Theil auf die mehrfache Abstammung der Menschen hinweisen. Sobald wir aber an der Einheit der Abstammung festhalten, erklärt sich das intellectuelle Zurückbleiben der Naturvölker einfach durch die der Entwicklung nachtheiligen Lebensbedingungen der kalten

und der heißen Zone; diese lassen die Impulse nicht aufkommen, welche die Nervencentren bis zur Befähigung der Einsicht entwickeln, daß der Mensch seine Interessen nicht, wie das Thier, direct befriedigen kann, sondern daß er bei wachsender Zahl auf eine Organisierung des Interessenschutzes angewiesen ist. Diese Annahme wird durch das greisenhafte Verhalten der Naturvölker, in mannigfacher Hinsicht auch durch ihren physischen Niedergang bestätigt. Sie erscheinen nämlich — so wie der Einzelne in den durch Noth verkümmerten Gesellschaftsschichten älter erscheint, als er ist — älter als die Culturvölker, während sie wirklich ein gleiches Alter haben. Die sociologische Einsicht trägt auf diese Weise zu einer Bestätigung der einheitlichen Abstammung der Menschen bei. Weil die Naturvölker nicht die Befähigung haben, ihre socialen Verhältnisse zu entwickeln, so sind sie auch nicht befähigt, sich jene Lebensbedingungen zu nutze zu machen, welche die Culturvölker nach vielen Richtungen jung erhalten haben. Die Naturvölker sind im Wettbewerbe um die Ernährung und zu Gunsten der Vermehrung besonders durch die Stagnation in ihrer socialen Entwicklung unterlegen. Die Gemeinschaften der Naturvölker gleichen den Zellen, welche sich nur durch Theilung geschlechtslos differenzieren; der Antrieb zu einer variierenden, höheren Entwicklung fehlt, die nur durch Conjugation zweier oder mehrerer verschiedenartiger Gemeinschaften möglich wird. —

Die stets wirksamen Ursachen, Vermehrung und Nahrungssorgen, greifen nun ein, um die geeigneten Socialgebilde einer höheren socialen Differenzierungsart zuzuführen.

Wenn Stammeseinheiten einen großen Umfang angenommen haben, wodurch auch ihre patriarchalische Schichtung gedeiht, so wird das Blutband dadurch abgeschwächt, daß sich die Sippen in den verschiedenen Stammesschichten nach und nach fremd werden; sie denken hiedurch bei ihrer Berührung mit fremden Stämmen nicht mehr unbedingt an die Vernichtung, sondern geben der Empfindung Raum, daß eine Socialisierung unter ihnen zulässig wäre. Es handelt sich nur darum, daß das angeborne Interesse diese Empfindung zu verwirklichen trachtet, und dies geschieht, wenn Stämme sich bekämpfen, die auf einer wirtschaftlich verschiedenen Grundlage stehen, z. B. kampfbereite, wetterharte Nomaden, Hirten und Jäger mit seßhaften, friedliebenden Ackerbauern. Das Antreffen günstiger Ernährungsverhältnisse in den Wohnsitzen der Ackerbauer und die Unbekanntschaft der Nomaden mit deren Cultur erwecken in den vorgeschrit-

teneren Theilen ihres Stammes den Instinct, der Blutfeindschaft Schweigen zu gebieten und die unterworfenen Ackerbauer zwecks Fortsetzung der Arbeit im Dienste der Sieger zu schonen. Die Berührung fremder Ernährungsformen regt das Individualinteresse an, den Unterworfenen dienstbar zu machen, — und damit ist der Blutbann im socialen Proceß gebrochen, der Vermischung Stammesfremder Raum gegeben, die Differenzierung auf Grund wirtschaftlicher Interessen angebahnt und die innere stammliche Einheit des unabhängigen Socialgebildes durchbrochen. An Stelle der sich ausbreitenden (atomisierenden) Differenzierung tritt nunmehr die ineinandergreifende (agglomerierende). Diese Entwicklungsweise ist dem angebornen Interesse der hievon berührten Stämme angemessen; denn das kriegerische Wesen bestimmt die Nomaden ebenso zur Ausübung des Herrschaftszwanges, als sie unfähig sind zu einer intensiven Cultur auf festen Wohnsitzen; und die seßhaften Ackerbauer haben die Neigung, sich zu unterwerfen, wenn ihnen dadurch der Zusammenhang mit ihrem ernährenden Grund und Boden nicht verloren geht. Jene sehen das Interesse in der Herrschaft, diese im Besitz.

Dieser bedeutungsvollste Schritt in der socialen Entwicklung wurzelt in der Entwicklungsweise der Organismen überhaupt, — in der Zellenvermehrung durch Conjugation; wie wir schon bei einfachsten Organismen, z. B. bei der Spirogyra longata, die Thätigkeit männlicher, gegenüber leidenden weiblichen Zellen beobachten,* so besitzt hier der Nomadenstamm den männlichen und der Ackerbaustamm den weiblichen Charakter als Socialgebilde. Die männliche Charakteristik ist durch den kämpfenden Mann und die weibliche durch das arbeitende Weib in der typischen Familie ausreichend erläutert; ebenso ist die friedfertige Arbeitsgemeinschaft, gleich dem Weibe in biologischer Hinsicht, der Urtypus, und der kämpfende Nomadenstamm, gleich dem Manne, die Variante von jener.

Wir haben in der Darstellung des socialen Processes gezeigt, wie die agglomerierende Differenzierung verschiedenartig zum Durchbruche kam, je nachdem die Voraussetzungen hiefür gegeben waren. Die zahlreichen Varianten der bei dem Zusammenstoße wirkenden Interessen haben daher auch jene vielgestaltigen Differenzierungserscheinungen hervorgerufen, welche dem Menschen eigenthümlich waren und zum Theil noch sind: Die

* Joh. Ranke, Der Mensch (Leipzig 1886), I, 76.

vollkommene Unterwerfung der Arbeiter und die Annahme ihrer Cultur durch die Sieger schufen den Staat mit unzweifelhafter innerer Schichtung, strengem Herrschaftsverhältnis und bestimmter Individualität, z. B. China, — während sich abweichend hievon mehr oder weniger unvollkommene Staatswesen und Herrschaftsverhältnisse ergaben, die abwechselnd zur Vernichtung der Unterworfenen, z. B. der Kelten, ja selbst zur Vernichtung der früheren Sieger, z. B. der Gothen, führten. Wo aber die grundsätzliche Verschiedenheit der sich begegnenden Stämme hinsichtlich ihrer Lebensführung fehlt, wo nicht Kampftüchtigkeit auf Arbeitstüchtigkeit stößt, besonders dort, wo keines von beiden anzutreffen ist, herrscht eben an Stelle staatlicher Entwicklung jener früher erörterte Zustand ungeordneter Fehde, in welchem das Blutband maßgebend bleibt. Wo die Lebensbedingungen weder kriegerische noch culturelle Tüchtigkeit entwickelt haben, da fehlt der Antrieb zur Unterwerfung von beiden Seiten; es fehlt der Anlaß, sich zu socialisieren und die Stammeseinheit zu variieren. Da solche Socialgebilde weder in der Arbeit noch im Beherrschen hervorragend sind, so bleibt auch ihr Socialzustand uncivilisiert, ohne Drang zu innerer Ordnung und agglomerierender Differenzierung.

Durch das Zurücktreten der Bedeutung der Blutbande tauchen innerhalb der höher entwickelten Gemeinschaften die andern Interessen empor; die Ernährung gewinnt für den Menschen bei dichterer Bevölkerung die überwiegendste Bedeutung, und da dies social durch das Entstehen eines Nährstandes gefördert wurde, knüpft sich an dieses Interesse das politische. Die Vermehrung tritt gegenüber dem Individualinteresse, sich zu erhalten, in den Hintergrund; es ist dies eine Erscheinung, welche aus dem Wesen des angebornen Interesses hervorgeht. Wenn der Mensch mit Nahrungssorgen kämpft, oder wenn er als Sclave erkennt, daß seine Nachkommen ungünstige Lebensbedingungen vorfinden werden, — wenn der Herrschende und im Besitz Stehende erkennt, daß sich durch eine Ausbreitung seines Stammes die sociale Bevorrechtung nothwendig abschwächt, dann unterdrückt er instinctiv sein Gattungsinteresse; die Geschlechtsliebe sinkt zu einem eigennützigen Lustgefühl herab, mit allen Antrieben für den geschlechtlichen Präventivverkehr. Wir sehen hier eine Erscheinung in den socialen Proceß eintreten, welche für die weitere Entwicklung der Menschen bestimmend wird; aus ihr gehen alle jene erstaunlichen Sitten hervor, welche den Geschlechtsverkehr und die Ehe an bestimmte Voraussetzungen knüpfen, und welche die Fruchtvernichtung

in mannigfache Formen bringen. Wenn die höher entwickelte Gemeinschaft hiedurch zu einer Regelung des Familienbandes angeregt wird, um so mittelbar die Vermehrung unter gewisse beschränkende Verpflichtungen zu stellen, sehen wir anderseits, daß der social hilflose Zustand der meisten Naturvölker den Kindesmord zu einem Bestandtheil ihrer socialen Ordnung werden läßt.

Dem Zurücktreten des Gattungsinteresses steht das Hervortreten des Individualinteresses zur Seite, welches nunmehr nach allen Richtungen individualisierend wirkt. Die Differenzierung im Einzelinteresse überwiegt jene im Socialinteresse. Das Individualinteresse regt zum Suchen nach Genossen an, um mit dem Wachsen ihrer Zahl zuerst eine wirtschaftliche Unterstützung und mit der Zeit im socialen Kampfe politische Unterstützung zu finden. Das Mutterrecht verschwindet. Die Geschlechtsgenossin des Mannes wird vor allem dessen Sclavin, und auch die Kinder werden zum Zwecke der Arbeitsleistung gezeugt; der Vater wird zum Herrschenden in der Familie; und so ist diese der Mikrokosmos des Erobererstaates. Die Unterworfenen sind überhaupt die Sclaven der Herrschenden, und diese widersetzen sich jedem Wettbewerb auf dem Boden ihrer politischen Vorrechte.

Doch Ernährung und Vermehrung, wenn auch diese nicht mehr in den Formen unbegrenzter Proliferation wie im Urzustande, wirken fort und drängen zu weiterer Differenzierung. Das Überwiegen wirtschaftlicher Interessen entwickelt die Cultur; die verschiedenen Culturen, den verschiedenen Lebensbedingungen entwachsend, erwecken eine unbegrenzte Zahl von Interessenerscheinungen, welche die betreffenden Völker nach allen Richtungen des socialen Aufbaues zersetzen. Die ineinandergreifende Differenzierung entwickelt sich progressiv. Die Bande der politischen Herrschaft sind besonders geeignet, die Individualinteressen anzuspornen, nach Genossenschaft zu spähen, die ihnen politische Macht gibt, deren letzter Zweck, über Herrschaft, Vorrecht, Besitz und Sittenzwang hinweg, die gesicherte Ernährung ist. Die Vermehrung differenziert die politischen Vorrechte und Nachtheile und entwickelt ständische Interessengemeinschaften. Die Erwerbsformen suchen durch innere Anlehnung und socialen Anhang wirtschaftliche Interessenverbände herzustellen. Aber auch die geistigen Interessen sind erwacht und machen sich geltend durch religiöse Glaubensverbände und Gesinnungsgenossenschaften. Dies alles vollzieht sich aber auf dem Untergrunde des nicht erloschenen Stammesinteresses, welches

auch innerhalb des Staates stammliche Verbände erhält und so ein Mittel zur Aufrechterhaltung des historisch entwickelten Herrschaftsverhältnisses ist.

So hat das Auftreten cultureller und politischer Interessen die einfache Form der ursprünglichen Gemeinschaft im durchgreifendsten Sinne differenziert. Der Einzelne findet im allgemeinen durch die Abstammung und ständische Stellung gegebene Genossenschaften; er wird durch den politischen Zwang eine aufgenöthigte, durch seine wirtschaftlichen Interessen eine erworbene Genossenschaft haben; einzelne intellectuelle Interessen, sowie überhaupt bewegliche Socialverhältnisse machen die Wahl der Genossenschaft möglich, wobei wir aber nie vergessen dürfen, daß das Individuum einerseits unter dem Antriebe seines angebornen Interesses und anderseits unter dem Zwange der vorhandenen socialen Sachlage steht. Die Differenzierung der Völker in die zahlreichen Verbände vollzieht sich daher nicht als Willensäußerung Einzelner, sondern als eine *sociale Nothwendigkeit*, welche einerseits in den Anlagen der Individuen und anderseits in den natürlichen, culturellen und politischen Lebensbedingungen begründet ist.

Doch Vermehrung und Nahrungssorgen wirken fort und bringen die zahlreichen, unter sich politisch unabhängigen aber in sich reich differenzierten Gemeinschaften weiter in sociale Berührung. Der Gewinn weiterer Wohnsitze und ihrer Nahrungsquellen geht Hand in Hand mit der Unterwerfung anderer Gemeinschaften, die wieder dienstbar werden sollen; der ursprüngliche Eroberstaat vergrößert sich, die Zahl der politisch selbständigen Gemeinschaften vermindert sich; die Menschen treten in einen wechselvollen Kampf um die Herrschaft; der *Krieg* wird das wesentlichste Mittel der socialen Entwicklung.

Da den Menschen die social einigenden Blutbande durch die zunehmende Vermischung und variierende Vermehrung abhanden kommen, während das Herrschaftsverhältnis fortgesetzter Erschütterung ausgesetzt ist, erwacht der Drang nach einer anderweitigen Ordnung in den socialen Verhältnissen. Cultur, Besitz und Familie verlangen nach einer einigenden Autorität, welche durch das Chaos von Fehde, Krieg und Wanderung verloren gegangen war. Ohne Rückhalt an einer gleichen Abstammung, gleichen Cultur und verwandten Sitte, unter dem Eindrucke heftiger, nach Differenzierung drängender Individualinteressen tauchen religiöse Empfindungen im Bewußtsein empor, und die *Autorität eines Glaubensbekenntnisses* wird in den Mittelpunkt socialer Bestrebungen gestellt. Weil sich alle realen Interessen in einer schweren Bedrängnis befinden,

wird in dem Menschen das Transcendentalinteresse lebendig. Die Aussichtslosigkeit, in der Richtung des Gattungs- und des Individualinteresses Stützen der socialen Ordnung zu finden, veranlaßt den Menschen, in seinem Inneren nach einer Stütze seines individuellen Handelns zu forschen; es erwacht die fehlende Autorität auf dem Gebiete jener übersinnlichen Vorstellungen, welche die Völker seit langem mit wachsender Kraft beherrschen. Die mächtigen Erhebungen des Buddhismus, des Christenthums und Mohammedanismus mit allen daran sich knüpfenden reformatorischen und sektiererischen Bestrebungen sind die Wirkung des beherrschenden Transcendentalinteresses. Die Folgen für die sociale Entwicklung sind die mächtigsten aller Zeiten; denn über alle vorhandenen Gebilde durchgreifendster Differenzierung hinweg einigen sich große Völkercomplexe in einer gleichen oder verwandten Auffassung ihrer Beziehungen zum Absoluten. Die Socialisierungstendenz des Transcendentalinteresses ist ein principieller Wendepunkt in der Natur des socialen Processes. Während bisher die Vermehrung und Ernährung die Beweggründe der socialen Entwicklung waren, greift zum erstenmal ein geistiges Interesse in den socialen Proceß ein.

Wichtig ist es aber für das Verständnis sociologischer Gesetzmäßigkeit, daß dieser Umschwung nicht als eine Abweichung von den stetig wirkenden Ursachen der Differenzierung angesehen, sondern als eine Fortsetzung ihrer Wirkungen erkannt werde; denn die Ernährung und Vermehrung haben die Menschen auch dem Transcendentalinteresse zugeführt; der eigentliche Wendepunkt im socialen Proceß liegt nicht in dem Auftreten dieses Interesses, sondern in der Beschränkung, welche die Ausbreitung des Menschengeschlechtes mit der Besetzung aller bekannten Wohnsitze fand. Die Stauung der Völkerbewegung ist es, welche die Befriedigung der Individualinteressen in erhöhtem Maße erschwert, während gleichzeitig aus ihrem Gesichtspunkte die Heftigkeit des Daseinskampfes keinen Verzicht erwarten ließ. Der schon in primitiven Zuständen nachgewiesene Keim socialisierenden Verzichtes war durch die Verhältnisse zu einer socialen Nothwendigkeit herangewachsen, sodaß nun nebst Kampf, Cultur und Herrschaft der moralische Verzicht als ein unumgänglicher Factor in den socialen Proceß eingreift.

Da die confessionelle Vergesellschaftung sich über Gemeinschaften und Staaten ausbreitete, die sich früher als selbständige Socialgebilde feindselig gegenüber oder fern standen, so wurden durch sie sociale Berührungen hergestellt, die ohne das Transcendentalinteresse unmöglich erfolgt

wären. Wir wissen aus der Darstellung des socialen Processes, daß in einem gewissen Sinne schon früher die Culturverwandtschaft eine socialisierende Kraft über fremde politische Gemeinschaften äußerte; diese Beziehungen wurden aber von der Macht des religiösen Einflusses bei weitem überboten. Wirtschaftliche Beziehungen, welche auf dem Individualinteresse beruhen, vermögen nur bei sehr vorgeschrittener socialer Entwicklung eine relative Interessengemeinsamkeit hervorzurufen. Interessen hingegen, die den individuellen Verzicht ermöglichen oder wenigstens die Individualinteressen-Befriedigung einer andern Welt überantworten, sind daher im vorzüglichsten Sinne geeignet, über die zahlreichen Gegensätze der Menschen unter sich hinwegzuhelfen. Man kann daher sagen, daß eigentlich erst das Erwachen der Weltreligionen, als Blüte der bezüglichen Culturen, die gesellschaftlichen Beziehungen auf Grund der Cultur weitgreifender eröffnete. Der Glaube durchbrach Interessenschranken, die unter den früher wirkenden Factoren der socialen Entwicklung unübersteiglich waren. Aus dem Gesichtspunkte der Differenzierung ist daher auch die confessionelle Bewegung weniger wegen ihrer socialisierenden Wirkung hervorleuchtend, als weil sie das Feld der Differenzierung in nahezu unbeschränktem Maße eröffnete. Denn da sich die religiöse Autorität über die weitesten Gebiete verwandter und sogar unverwandter Culturen eine geistige Herrschaft verschafft, gelingt es auch anderen Interessen, in dem eröffneten Socialraum nach Unterstützung zu forschen, beziehungsweise Genossenschaft zu finden.

Wenn es auch zunächst vorwiegend wieder confessionelle Gegensätze sind, welche eine große Glaubensgemeinschaft differenzieren, so folgen diesen doch alsbald alle Interessenformen im Antheile an dieser Bewegung. Die Individualinteressen als eigentlicher Kern socialer Bestrebungen bleiben der religiösen Bewegung nur vorübergehend fern; das Transcendentalinteresse, ohnehin nur in führenden Geistern mächtig, verflüchtigt sich mit dem Aufhören der Veranlassungen seines Erstehens. Und so betheiligen sich alsbald politische Beweggründe an der Differenzierung der Confessionsgemeinschaften, welchen wirtschaftliche und alle jene intellectuellen Interessenerscheinungen folgen, die innerhalb eines Culturkreises thätig werden können.

Ein im Keim längst wirkender Factor im socialen Proceß tritt, durch die confessionelle Socialisierung angeregt, nunmehr so übermächtig in den Vordergrund, daß es nur einer verhältnismäßig kurzen Wirksamkeit bedarf, um ihn bedeutungsvoller finden zu müssen, als die religiöse Bewegung selbst war. Sobald die durch Herrschaft und Blutbande errichteten Schranken

vor der Glaubenseinheit gefallen waren, hatten Menschenvermehrung und Nahrungssorge sofort wieder die Aufsuchung neuer und wechselnder Lebensbedingungen ins Werk gesetzt; wenn hiebei auch nicht mehr, wie während des Überganges von primitiven zu höher entwickelten Zuständen, ganze Völker und Stämme in Bewegung kamen, so blieb doch die Wohnsitzveränderung einzelner Menschen und sogar zwangloser Socialgebilde zulässig, gerade so wie der Austausch von Gütern und Meinungen möglich geworden war. Es ist das jene sociale Bewegung, die wir unter dem Begriffe des offenen Verkehrs zusammenfassen. Mit ihm beginnt eine Vermischung der Menschen, eine Neugruppierung ihrer Interessenverhältnisse und daher auch eine allgemeine Differenzierung, welche die ganze Welt in den Kreis ihres Einflusses zieht und deren Wirkung noch heute nicht abgeschlossen ist, wenn wir auch annehmen können, daß sie den Höhepunkt menschlicher Massenverschiebungen überschritten hat. Hiemit betreten wir jenen Abschnitt socialer Differenzierung, in welchem die wirtschaftlichen Beweggründe den beherrschenden Einfluß an sich reißen, während alle übrigen Bestrebungen bloß deren Begleiterscheinungen sind. Keiner der bisher bekannten Factoren der socialen Entwicklung tritt gänzlich außer Wirksamkeit; sie erhalten äußerlich sogar manchmal und manchenorts die Herrschaft über den Verkehr; aber immer wieder tritt dieser als der eigentliche Verfechter des wirtschaftlichen Interesses in den Vordergrund der maßgebenden Einflüsse. So wirkt noch lange das confessionelle Interesse socialisierend und differenzierend nach; Transcendentalinteressen tauchen nach den jeweiligen socialen Zuständen auf. Für die wichtigen Culturvölker ist, dem Wesen nach, das Blutband ein überwundenes Interesse; dafür hat sich aber aus ihm, und zwar durch die Einwirkung des Verkehres, das nationale Interesse entwickelt als Compromiß zwischen der Cultur, der Blutliebe und dem Beherrschungsstreben.

Wir sehen in der Entwicklung der Nation im modernen Sinne eine bereits im Alterthum auftretende Erscheinung, welche wohl nicht von den umfassenden Folgen der religösen Bewegung, aber doch tiefgreifender als diese ist, weil sie große Menschencomplexe auf Grund des nachhaltigeren Individualinteresses einigt. Die Nation ist eigentlich die Realisierung jenes Zweckes, der mit dem Erobererstaate in den socialen Proceß eingeführt wurde; ohne diesen, das Herrschaftsverhältnis, preiszugeben, hat die innere Differenzierung Unterworfene und Herrschende derart verschmolzen, daß sie zu einer dem Stamme ähnlichen Gemeinschaft geworden

sind, die sich scheinbar durch Blutbande, wirklich aber durch die Gemeinsamkeit von Culturwirkungen, wie z. B. der Sitte und Sprache, nach außen selbständig fühlt. Gerade dieses Zusammenwirken aller im socialen Proceß thätigen Factoren, wodurch gleichsam eine Interessenübereinstimmung unter dem Zwange der socialen Nothwendigkeit hergestellt wird, gibt dem Nationalstaate und den nationalen Beziehungen eine besondere und, wie es scheint, dauerhafte Stellung in der socialen Entwicklung. Nicht nur, daß die Nation ein auf verwandte Abstammung und gleiche Cultur begründetes Herrschaftsverhältnis ist, in welchem aber die Unterwerfung einer befriedigenden Anpassung gewichen ist, wodurch sich also der Nationalverband trotz staatlicher Ordnung einer Genossenschaftswahl nähert, schließt sich die Nation auch den vorhandenen Lebensbedingungen an, wodurch sie culturell, social, politisch und im Hinblick auf gegebene Wohnsitze auch geographisch in sich abgeschlossen sein kann. Es ist zweifellos, daß die naturgemäß abgeschlossene Nation, übereinfallend mit dem Staate, eine Entwicklungsstufe hoher socialer Vollendung ist, der die Menschheit im allgemeinen entgegenstrebt. Die socialen Störungen, welche dieses Bestreben herbeiführt, veranlassen den Krieg um die nationale Herrschaft, weil die Unterwerfung eines fremden Volkstheiles sowie der Verlust einer bestehenden Herrschaft Lebensinteressen der Nationen und der Staaten betreffen. Die Nation und der nationale Staat entsprechen als complicierte Socialgebilde jenen Organismen, welche durch die Differenzierung ihrer Keimzelle auch eine Differenzierung der Lebensfunctionen erreicht und für jede derselben besondere Organe unter der Herrschaft eines Bewußtseinsapparates entwickelt haben.

Aber auch bei einer nationalen Abrundung des politisch selbständigen Socialgebildes wirkt der Verkehr auf Grund der wirtschaftlichen Interessen viel zu lebendig, um die Nation zur socialen Ruhe kommen zu lassen. Die Auswanderung in die Gebiete der Naturvölker erhält die civilisierten Menschen noch für lange Zeit in jenem Zustande socialer Schwankungen, welcher Störungen aller Art Raum gibt. Weil die Nationen zum Haupttheile unabgeschlossen sind, weil die innere Socialisierung sich noch nicht vollziehen konnte, weil die Herrschaftsgebiete mit den Nationalbestrebungen sowie mit den Culturgrenzen, endlich auch mit der Einheit verwandter Lebensbedingungen nicht übereinstimmen, bleibt eine lebhafte Differenzierung innerhalb der Menschen, insbesondere innerhalb der Culturkreise thätig. Der Widerstreit der wogenden Interessen

vervielfältigt die Entstehung von Socialgebilden auf dem Wege der Genossenschaftswahl. Während diese die politischen Gemeinschaften zu lockern und aufzulösen streben, theils um andere Herrschaftsverhältnisse zu schaffen, theils um den socialisierenden Zwang des Staates überhaupt zu beseitigen; während unter der Wirkung des lebhaftesten Verkehrs die Individualinteressen bestrebt sind, ihre Eigenart extrem auszubilden, sodaß eine Differenzierung bis zur Atomisierung der Gesellschaft vorschreitet, erwachen wieder die socialisierenden Interessen, um die Menschen in ordnende Schranken zusammenzufassen. Wenn einerseits die Massen eine Machtorganisation erstreben, die den Ausgleich der Rechte und des Besitzes zum Zwecke hat, wenn anderseits Transcendentalinteressen sich wieder regen, um einigende Gesichtspunkte auf confessioneller und ethischer Grundlage in der Gesellschaft herzustellen, wenn endlich die Staaten ihr Herrschaftsverhältnis nach außen mit den äußersten Machtmitteln zu sichern streben, so beweist dies nur, daß in der socialen Entwicklung ein neuer Factor nach der Herrschaft strebt. —

Im Verlauf des socialen Processes äußert sich ein gesetzmäßiger Wechsel zwischen Differenzierung und Vergesellschaftung; in diesem Wechsel vollzieht sich die Entstehung der Socialgebilde als Individualisierung von Interessen, und die Verbindung ihrer Anhänger als individuelle Entwicklung der Socialgebilde; in diesem Wechsel vollzieht sich aber auch die Auflösung der Socialgebilde, um dem Individualisierungsdrange differierender Interessen zu entsprechen und ihren Anhang diesen gemäß zu verbinden. Dieser Wechsel ist identisch mit dem Werden und Vergehen des organischen Lebens. Eine sociale Vollkommenheit ist, wie jede Vollkommenheit in der kosmischen und organischen Welt, die starre Ruhe, der Tod.

Die sociale Entwicklung stellt sich als eine Fortsetzung der biologischen dar; das Streben der Urkraft, Gebilde den vorhandenen Lebensbedingungen entsprechend zu individualisieren, macht bei der Entwicklung der organischen Geschöpfe nicht halt, sondern drängt diese, über ihre individuelle Einheit hinweg höhere Gebilde socialer Wechselbeziehung zu entwickeln, zu individualisieren und den Lebensbedingungen anzupassen. Die sociale Differenzierung ist mithin auch eine Fortsetzung der biologischen, indem sie den Menschen drängt, den Lebensbedingungen angepaßt, Socialgebilde zu schaffen.

Die Biologie kennt eine doppelte Differenzierung der selbständigen

Zelle: diejenige, welche eine andere selbständige Zelle abscheidet als Erscheinung der Fortpflanzung, und diejenige der Vermehrung der Zellen als Vervielfältigung des Organismus. Nur die niedrigsten Urgeschöpfe erfüllen ihre Existenz ohne zur zweiten Differenzierung gelangt zu sein, wie auch die Urgemeinschaft (Horde) sich nur fortpflanzt durch Ausscheidung neuer Horden; sie differenziert aber keine innere Vervielfältigung, kennt also keine sociale Organisation. Die Variierung der Urthiere bringt die zweifache Differenzierung mit sich. Wenn auch die Fortpflanzung stets durch die Abscheidung der Keimzellen eingeleitet wird — wie jedes neue Socialgebilde zuerst ein unorganisierter Verband ist —, ergibt sich doch mit der Entwicklung des Organismus eine Vermehrung der Körperzellen aus der Keimzelle, wie jedes durch äußere Einflüsse variierte Socialgebilde sich durch innerliche Vervielfältigung organisiert. Als es der Natur gelungen war, über das Anfangsstadium der einzelligen Geschöpfe durch Variierung und Veredlung der Fortpflanzungsweise vorzuschreiten, da gab es keinen eigentlichen Aufenthalt mehr bis zur Entwicklung der höchststehenden Organismen; im Princip war die bedingte Vervollkommnung der Geschöpfe eröffnet. Und als es im socialen Proceß gelungen war, durch die Variierung der Rassen und sodann durch die Conjugation männlicher mit weiblichen Primitivgemeinschaften zu den geschichteten, aus mehreren Verbänden bestehenden Gemeinschaften vorzuschreiten, da gab es kein Halt bis zur Entwicklung des Culturstaates und Culturkreises; im Princip war die bedingte Vervollkommnung der Socialgebilde eröffnet.

Die animale Zelle zeigt vor ihrer Vermehrung vor allem eine Erneuerung der inneren Anordnung*; ebenso zeigt das Socialgebilde vor seiner Spaltung eine innere Auflösung der Genossenschaftsbeziehungen. Für viele Organismen (z. B. Magosphaera planula, die Wurzelfüßer, manche Insecten) reicht diese Erneuerung des Protoplasmas hin, die Fortpflanzung zu erledigen, ebenso wie die Gemeinschaften des socialen Urzustandes und viele Verbände der inneren Schichtung hochentwickelter Gemeinschaften (z. B. die politische Partei) sich auf Grund innerer Molekularbewegungen differenzieren. Wie aber die meisten Organismen der Befruchtung der grundlegenden weiblichen Keimzellen durch die einer höheren Fortpflanzungsweise entspringenden Spermatozoiden bedürfen,

* Joh. Ranke, Der Mensch (Leipzig 1886), I, 89 fg.

um zur Entwicklung zu gelangen, so auch bedarf das selbständige Socialgebilde, um zur vervollkommneten Entwicklung zu gelangen, und die Variierung der Socialgebilde überhaupt einer socialen Einmischung, um neue Interessenverbände zu schaffen.

So wie der physiologische Proceß das einzelne Geschöpf entwickelt, so ist er auch die Veranlassung für die Entwicklung der Socialgebilde, deren Ursache Ernährung und Vermehrung sind. Derselbe Proceß des Stoffwechsels und der Fortpflanzung schließt aber nebst dem Werden auch das Vergehen der Gebilde in sich, indem mit dem Niedergange des erzeugenden Interesses Geschöpf und Socialgebilde absterben.

Diese Übereinstimmung des organischen Lebensprocesses mit dem socialen Proceß ist kein bildlicher Vergleich, sondern causal. Daß bisher die Gesellschaftswissenschaft diesen naturgesetzlichen Zusammenhang nicht nachzuweisen vermochte, ist die wesentlichste Ursache ihres geringen Gedeihens. Die Methode der biologischen Analogien von alters her hätte übrigens die Kritik der bisherigen sociologischen Speculation vorsichtiger machen sollen, weil ja alle Wissenschaft mit Vergleichen arbeitet und sogar die Astronomie ihre wichtigsten Ermittelungen auf die geometrische Ähnlichkeit basiert. Wenn z. B. ein berühmter Gelehrter sagt: „Voraussichtlich wird die Methode der biologischen Analogien auch in der Zukunft als Darstellungsmittel Verwendung finden, wo sie geeignet ist, derjenigen Anschauung Ausdruck zu geben, welche auf den Zusammenhang der im Staate vereinigten Gesellschaftssysteme Wert legt, während jene Ansichten, die in der Politik und Wirtschaftslehre dem individuellen Interesse den Vorzug einräumen, geflissentlich derartigen Vergleichungen aus dem Wege gehen"* — so zeigt dies zunächst jene Seite 8 nachgewiesene Animosität gegen die Socialwissenschaft und sodann, wie fremd die individualistische Erkenntnis der schärfsten Denker noch vor kurzer Zeit dem Wesen socialer Vorgänge gegenüberstand; sonst müßte es dem Verfasser dieser Zeilen schon damals aufgefallen sein, daß „Gesellschaftssysteme" und „individuelles Interesse" das Verhältnis von Wirkung zu Ursache haben und diese aus den biologischen Vorgängen direct hervorgeht.

Da der Organismus durch das dem Keime angeborne Interesse morphologisch entwickelt wird, und in dieser Entwicklung im Wege des

* W. Wundt, Logik (Stuttgart 1883), II, 576.

keimgemäßen Nervensystems auch das geistige Leben des Geschöpfes vorgezeichnet ist, so tritt der Mensch interessengemäß der socialen Welt gegenüber und verhält sich in dieser so, wie es seinen Keimesanlagen entspricht und wie es ihm sein angebornes und später durch die Lebensbedingungen aufgenöthigtes (erworbenes) Interesse vorzeichnet.

Alles Leben entspringt der unerforschten Urkraft; die Differenzierung dieses Lebens erfolgt durch die Anpassung an die Lebensbedingungen zu Geschöpfen mit einem angebornen Interesse, welches real in den Keimesanlagen zum Ausdruck kommt. Dieses Interesse äußert sich, wie wir wissen, continuierlich als Gattungsinteresse (Siehe Seite 44), welches als Manifestation der Urkraft den differenzierenden Lebensbedingungen indifferent gegenüber steht; es will die erschaffene Gattung endlos fortpflanzen; daher in der organischen Welt bei den einfachen Lebensbedingungen der Urwelt die Massenhaftigkeit der einfachen Urgeschöpfe. Die fortgesetzte Reproduction derselben Schöpfungsform entspricht der schaffenden, unbedingt strebenden Urkraft. Ohne differenzierende Anlässe bliebe die kosmische Welt eine unendliche Ausdehnung des Urstoffes und die organische Welt die Wiederholung gleichartiger Zellen. Durch den differenzierenden Wechsel der Lebensbedingungen erwacht mit dem Leben das physiologische Interesse und mit dem Bewußtsein das Individualinteresse, welche die differenzierte Individualisierung des Gattungsinteresses sind. Das physiologische Interesse, welches gegenüber den verschiedenen Lebensbedingungen zu einer verschiedenen organischen Entwicklung drängt, zwingt auch das Individuum zu einem anpassenden Verhalten, wodurch es aber zu seinen Nebengeschöpfen in einen Gegensatz tritt; jenes spricht sich theils durch die Zuchtwahl, theils durch das Überleben der Tüchtigen, theils durch die Ortsveränderung der Benachtheiligten, — dieser durch den Daseinskampf aus. Solange nur das Gattungsinteresse herrschte, war das Socialinteresse Aller gleich. Sobald aber Individualinteressen erstehen, differenziert sich sofort auch das Socialinteresse; denn jede Individualität, sei sie eine Gattung unter den Organismen oder eine Gemeinschaft, hat ihr besonderes Socialinteresse.

Die Differenzierung der organischen Welt in verschiedene Arten ist streng genommen eine sociale Differenzierung aller Geschöpfe. Im socialen Proceß der Menschen sowie der einzelnen Thiergattungen setzt sich nun diese Differenzierung auf Grund verschieden abgestufter Merkmale der morphologischen und auch der intellectuellen Varietät fort. Und in

dieser Fortsetzung der Differenzierung und aller Entwicklung in das Gebiet intellectueller Lebensäußerungen, die doch nichts anderes sein können als das Product morphologischer Thatsachen im Organismus, findet sich das unabweisbare Bindeglied zwischen der organischen und der socialen Welt, ein Übergangsstadium, das wir nicht etwa nur hypothetisch annehmen, sondern das wir jede Stunde an uns selbst und an unserer Umgebung untrüglich bewiesen erleben. Wüßten wir den Zusammenhang der anorganischen mit der organischen Welt oder die Entwicklungsweise der letzteren nur annähernd so überzeugend, wie wir den Zusammenhang der organischen Functionen mit den intellectuellen und socialen einsehen! — Und doch ist der Glaube an jenen ein Leitstern aller Wissenschaft, und die sichere Einsicht in diesen wird noch immer mit Leidenschaft zurückgewiesen. —

Daß unter allen Geschöpfen bei den Menschen die Differenzierung so weitaus vielgestaltiger und complicierter ist, liegt darin, daß der Mensch ein allen überlegenes Differenzierungsproduct der organischen Welt selbst ist. Wir dürfen den Menschen nicht mit den ihm somatisch nächststehenden Thiergattungen vergleichen; denn er hat selbst in seinen tiefstehenden Rassen eine solche Differenzierung seines Bewußtseinsorganismus, also des Intellects, durchschritten, daß zwischen ihm und der höchstentwickelten Thierwelt eine unüberbrückbare Kluft besteht. Der Mensch hat sich durch bestimmte Befähigungen aus der Thierwelt herausdifferenziert. Darum auch spielt sich die sociale Differenzierung der Menschen zu eine mguten Theile auf Interessengebieten ab, die mit dem physiologischen Interesse, wenn auch in einem grundsätzlichen, so doch nur sehr vermittelten Zusammenhange stehen, — während die socialen Handlungen der Thiere bloß auf unmittelbar wirkenden physiologischen Impulsen beruhen. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß die Differenzierung menschlicher Gemeinschaften nicht bloß die Resultierende der thätigen physiologischen Interessen ist. Bereits dem Individualinteresse kommen auf Vorstellungen aufgebaute Gedankenassociationen zu, wonach der Mensch seine Genossenschaftswahl voraussichtigen oder wenigstens instinctiven Erwägungen unterwirft. Insofern solche bloß dem Individualinteresse entstammen, führen sie den Menschen auf die Forderungen seines physiologischen Interesses zurück; er wird zum Egoisten, der jedem Socialverband nur bedingungsweise und unverläßlich angehört. Insofern aber solche Erwägungen dem Gattungs- oder endlich dem Socialinteresse ent-

ſpringen, lenken ſie den Menſchen zum moraliſchen Verzicht, wonach er den Drang hat, ſein individuelles Wohl demjenigen ſeiner Gemeinſchaft bei- oder ſogar unterzuordnen. Es iſt dies eine Entwicklungserſcheinung, die auf die Grundlage der geſammten Schöpfung verweiſt; im Gattungsintereſſe zeigt ſich das Streben der Urkraft, den Entartungen der Differenzierung und Variierung zu begegnen, eine Erſcheinung, die für die Frage über die Vererbung erworbener Eigenſchaften beſtimmend iſt. Die Herſtellung einigender Wechſelbeziehungen zeigt ſich gegenüber dem individualiſtiſchen Atomiſierungsdrang als unentbehrlich für die naturgemäße Entwicklung der Geſellſchaft, wie auch die biologiſchen Ausartungen der Variierung durch die Continuität des Keimplasmas auf das Normale der Art zurückgeführt werden, — wenn nicht zwingende Anläſſe in den Lebensbedingungen für jene Variierung gegeben ſind. (Siehe Seite 47.)

Die Ausartungen der Individualiſierung führen theils zu freiwilliger, theils zu erzwungener Unterordnung der Individuen unter einen ſocialen Verband. Je heftiger das Leben die Individualintereſſen anſpornt, deſto wichtiger iſt der ſociale Zwang, die ausartende Differenzierung zu beſchränken, um nicht die Gattung ſowie ihre Socialgebilde durch den Kampf Aller gegen Alle zu gefährden; denn es iſt die Kehrſeite der Entwicklung des angebornen Intereſſes im Menſchen, daß ſeine Modalitäten, abweichend von den Beſtrebungen der Thierwelt, ihre Befriedigung nicht bloß in den Schranken regelmäßiger Entwicklung ſuchen. Entweder einem variierten angebornen oder einem entarteten erworbenen Intereſſe nachgebend, geräth das Individuum zu einem Handeln, das entweder ihm ſelbſt nachtheilig iſt oder dem Gattungsintereſſe widerſpricht. Auch im Organismus ſtehen ſich das Gattungsintereſſe und das zu Abweichungen vom Lebensplane des Keimes neigende Individualintereſſe corrigierend gegenüber; die Herrſchaft des erſteren rettet den Organismus oft vor dem Untergange, der ihm durch die Einflüſſe erworbener Intereſſen droht.

In den ſocialen Verbänden der Thierwelt, wo das Gattungsintereſſe herrſcht, beſtehen im allgemeinen keine gattungsfeindlichen Differenzierungen; wo ſie aber in der höheren Thierwelt erſcheinen, werden ſie von den Herdengenoſſen verfolgt. Wir wiſſen, daß z. B. körperliche Abnormitäten bei Herdenthieren Veranlaſſung zur Tödtung, zum mindeſten zur Ausſcheidung der Betreffenden aus der Gemeinſchaft führen. Ebenſo iſt der ordnende Zwang durch das Gattungsintereſſe und ſeine Entwicklungsform, das Socialintereſſe, für die Erhaltung der Menſchen nothwendig;

wenn wir im socialen Proceß auch häufig den Sieg individueller Entartung und ausartender Differenzierung beobachten, so wurzelt dies in der Vergeistigung unserer Interessen, die den Menschen nicht bloß über das Thier erhob, sondern ihm auch zu seinem und seiner Gemeinschaften Schaden eine scheinbare Willkür gab. Da aber alle Interessen doch stets festgeankert sind an dem physiologischen Interesse, so führt die Natur mit ihren Lebensbedingungen alle Extravaganzen individueller und socialer Entwicklung, mögen sie das Product übertriebener Differenzierung oder zweckwidriger Vergesellschaftung sein, immer wieder zurück in die Bahnen der socialen Nothwendigkeit, begründet in den Bedürfnissen der Ernährung und der Vermehrung.

Wir sehen, daß der sociale Proceß stets auf den Boden der realen Bedürfnisse und materiellen Thatsachen zurückführt, während die Entwicklungsmodalitäten des angebornen Interesses nur dann tiefer an der socialen Entwicklung Antheil nehmen, wenn sie als Veredlung der natürlichen Bedürfnisse oder als gemeinnützige Förderung ihrer Befriedigung gelten können. Auch das Transcendentalinteresse muß, um in dem socialen Proceß wirksam zu sein, mit den realen Bedürfnissen in Beziehung stehen; insofern es eine geistige Versenkung in das Absolute ist, wird es in Übereinstimmung mit der socialen Nothwendigkeit stehen, weil diese, sowie eine geklärte Auffassung des Absoluten nur Vorstellungsarten der natürlichen Gesetzmäßigkeit sind. Insofern aber das Transcendentalinteresse sich in phantastische Auffassungen der Natur verliert, kann es Individualinteressen unterstützen, und hiedurch erlangt es störenden Einfluß auf die sociale Entwicklung. Abstracte Interessen gibt es nicht; denn die Abstraction ist gegenüber dem Interessenbegriff ein contradictio in adjecto; der Mensch mit seinem angebornen Interesse ist unfähig, sich interesselos einer Idee hinzugeben, und jedes Interesse wurzelt in letzter Hinsicht in der realen Entwicklung des Individuums, seiner Gattung, seiner Lebensbedingungen, seines Himmelskörpers, des Universums oder der Urkraft, welche das Leben erhält.

Der erste sichere Begriff, den wir über die Wesenheit unseres Seins haben, ist das Interesse, — und dieses ist auch das leitende Princip im biologischen wie im socialen Proceß. Indem sich in den Geschöpfen durch den Wechsel der Lebensbedingungen das anhaftende Interesse modificiert, sind die Anlässe gegeben, daß sich die Socialgebilde differenzieren. Wir müssen die Thatsache klar erkennen, daß die Variierung der Interessen den Erscheinungen des socialen Processes vorausgeht, so wie der natürliche Wechsel der Lebensbedingungen dieser Differenzierung der Interessen voraus-

geht. Die Ursache dieser Differenzierung liegt in den Bedürfnissen der Menschen, und jene des Wechsels der Lebensbedingungen in den allgemeinen Naturvorgängen mit ihren Consequenzen für das organische und sociale Leben. Das angeborne und erworbene Interesse ist die Quelle aller menschlichen Bedürfnisse und in seiner wechselvollen Vielgestaltigkeit die leitende Veranlassung aller Bewegungen im biologischen, psychischen und socialen Proceß des Einzelnen und aller Menschen.

Das „Interesse" tritt daher in der positiven Philosophie an die Stelle des so widerspruchsvollen „Zweckes", welcher Begriff allen irrthümlichen Voraussetzungen und allen Unklarheiten über die Beziehungen von Geist und Natur seit jeher den weitesten Spielraum gab; schon das Verschwinden dieses Begriffes allein ist ein weittragender Schritt für die Förderung der metaphysischen Erkenntnis.

20. Die socialen Individualitäten.

Wir haben die sociale Differenzierung in ihrem historischen und ihrem entwicklungsgesetzlichen Verlaufe erörtert; es erübrigt daher, das Resultat derselben nach ihren Erscheinungsformen zu unterscheiden, d. h. die Socialgebilde zu classificieren.

Weil die Menschen und ihre Gemeinschaften entweder unter dem Einflusse einer verschiedenen Abstammung oder verschiedener Lebensbedingungen stehen, ist die Folge des socialen Processes, daß jene Individuen und diese Individualitäten sind. Die Charakteristik dieser Unterscheidung ist, daß kein Mensch und keine Gemeinschaft mit anderen, auch solchen gleicher Art, identisch ist. Jedes Individuum und jede Gemeinschaft wird durch die Eigenart des inhärenten Interesses im socialen Proceß ein besonderes Verhalten einschlagen. Dem Begriff des Individuellen entspricht es, daß dieses Verhalten auch einem Wechsel, einer Entwicklung unterworfen ist, welche in dem natürlichen Wachsthum des Individuums und in den wechselnden Beziehungen der Gemeinschaften zu den Lebensbedingungen begründet sind. Das Individuum oder die Individualität ist also nicht bloß an sich einzig in seiner Art, es ist auch in jedem Augenblicke besonders; ein Mensch, eine Partei sind morgen anders als sie heute waren, wenn sie auch die Hauptrichtung ihres socialen Verhaltens bewahren. Das Individuelle aller socialen Erscheinungsformen wurzelt im Leben des Individuums und seiner Gemeinschaften.

Überblicken wir das aus Individuen bestehende Menschengeschlecht, so müssen wir zunächst constatieren, daß sich dasselbe weder gegenwärtig und noch weniger im Rückblick auf die Vergangenheit als eine sociale Einheit höchster Ordnung darstellt. Es ist daher aus dem sociologischen Gesichtspunkte nicht zulässig, von einer „Menschheit" zu sprechen, weil naturgeschichtlich ihre Einheit nicht erwiesen ist und weil einzelne Rassen und viele Stämme außerhalb jeder socialen Beziehung zu einander stehen. Es ist daher auch unzulässig, von einer „menschlichen Gesellschaft" zu sprechen; denn der Begriff *Gesellschaft* verlangt, daß die Bedürfnisse und Interessen des betreffenden Theiles aller Menschen durch thatsächliche Wechselbeziehungen befriedigt werden. Der Begriff „Menschheit" oder „menschliche Gesellschaft" ist idealistisch und daher sociologisch unverwendbar; nur Socialinteressen des aus der Tiefe des Absoluten schöpfenden Bewußtseins vermögen sich zu jenen Begriffen zu erheben. Da also die Gesellschaft menschliche Wechselbeziehungen im weitesten Umfange begreift, ist sie auch das umfangreichste Socialgebilde eines in Wechselbeziehungen stehenden Theiles aller Menschen. Innerhalb der Gesellschaft vollzieht sich der sociale Proceß dieser Menschen.

Weil sich die sociale Entwicklung der Menschen gesondert in verschiedenen Processen vollzog, so müssen wir auch von mehreren Gesellschaften sprechen. Da sich die Wechselbeziehungen der Menschen seit unendlichen Zeiten durch den socialen Proceß erweitern, so ist es klar, daß ursprünglich die kleinste Gemeinschaft mit der Gesellschaft jenes Menschentheiles übereinfiel; die Gesellschaften waren also sehr zahlreich. Sie verminderten sich sodann relativ unter gleichzeitiger innerer Differenzierung in dem Verhältnis als ihr Umfang zunahm. Der Verkehr unserer Zeit endlich hat die Wechselbeziehungen der Menschen über alle Gesellschaften ausgedehnt, ohne daß aber das ganze Menschengeschlecht selbst schon *eine* Gesellschaft bildet; denn noch trifft für viele Theile aller Menschen die begriffliche Charakteristik einer Gesellschaft zu, wonach sie in sich die wechselnden Bedürfnisse und Interessen befriedigen; dies schließt nicht aus, daß gewisse sociale Berührungen zwischen den Gesellschaften stattfinden, welche aber die gegenseitige Abschließung des socialen Processes nicht aufheben. So trennen sich z. B. die nach Amerika Auswandernden von der europäischen Gesellschaft ab, um einer neuen Gesellschaft anheimzufallen; wirtschaftliche Ereignisse, wie z. B. der Bankerott eines südamerikanischen Staates, werden wohl in den andern Gesellschaften empfunden, ohne aber deren sociale Entwicklung fühlbar zu beeinflussen.

Die wachsende Ausdehnung und Raschheit des Verkehrs mit der wachsenden Vermehrung der socialen Berührungen und Störungen, die wachsende Anregung wechselseitiger Interessen werden die Abgeschlossenheit der vorhandenen Gesellschaften derart aufheben, daß sie schließlich zu einem einheitlichen Proceß ineinanderfließen. Sollte dies geschehen, dann könnte die „Menschheit" zu einer socialen Thatsache werden und der sociale Proceß der Gesellschaften würde sich zu einem socialen „Weltproceß" erweitern. Wie weit wir aber von dieser socialen Vereinheitlichung entfernt sind, beweisen schon die Thatsachen, daß sich gegenwärtig 1) genährt von der europäischen Gesellschaft durch Theilung und unter Einwirkung neuer Lebensbedingungen in Amerika, Australien und Afrika neue Gesellschaften entwickeln, und daß 2) durch Conjugation orientalischer Völker mit der russischen Nation eine neue orientalische Gesellschaft im Werden ist. Ob die Menschheit jemals eine sociale Einheit wird, kann vielleicht zur Rückprobe auf die Hypothese von dem einheitlichen Ursprung der Menschen werden. Nach unserer heutigen Einsicht scheinen wir uns wohl einer „Weltgesellschaft" zu nähern, die aber erst über den Untergang einzelner Rassen hinweg zur Wirklichkeit gelangen dürfte.

Die Gesellschaften sind nun seit jeher, gleichviel ob sie zahlreich und klein oder wenige und groß sind, jene Theile aller Menschen, welche sich fremd, gegenseitig unverstanden, d. h. auf verschiedener Interessengrundlage und daher auch absolut feindselig gegenüberstehen. Ein friedlicher Verkehr zwischen den Gesellschaften war lange ausgeschlossen, und jene Gesellschaften, welche einer verschiedenen Rasse oder einer verschiedenen Cultur angehören, empfinden jede sociale Berührung als Störung. Dieses feindselige Verhältnis wird dann leicht acut, wenn die Gesellschaften nachbarliche Wohnsitze haben. Die politischen Wechselbeziehungen zwischen ihnen sind Schachzüge, um den rechten Augenblick zu erlauern, in welchem diese mit Vortheil für den Klügeren zur gewaltthätigen Unterwerfung hinübergeführt werden können; typisch hiefür ist Großbritanniens Colonialpolitik. Zwischen den verschiedenen Gesellschaften der weißen Rasse wird diese Unvereinbarkeit der Interessen hauptsächlich darum nicht empfunden, weil sie entweder erst im Werden sind, wie z. B. die Gesellschaft in Australien, oder weil sie räumlich getrennt sind, wie z. B. die südamerikanische Gesellschaft von der nordamerikanischen u. dgl. m. Dieser tiefe Gegensatz der Gesellschaften schließt aber keineswegs aus, daß deren vorangeschrittenste mit der Zeit und bei wachsender Stabilisierung der Bevöl-

kerungen in ihren getrennten Wohnsitzen zu jener socialen Beruhigung kommen, daß sie überhaupt auf eine politische Vorherrschaft verzichten und auch als besondere Gesellschaftsindividualitäten die friedliche Interessenübereinstimmung suchen.

Obgleich sich die Zahl der Gesellschaftsindividualitäten vermindert hat, so ist es doch glaubhaft, daß sich noch immer solche vorfinden, die mit der ursprünglichsten Gesellschaftserscheinung übereinfallen. Während sich nämlich einzelne Rassen zu wenigen großen Gesellschaften ausgestaltet haben, zerfallen andere noch immer in viele kleine Gesellschaften, von welchen einige auf dem primitiven Zustande der Horde beruhen. Mögen auch diese Horden manche Verfälschungen ihrer ursprünglichen Wesenheit, besonders was die Sitten betrifft, durch fremde Berührung erfahren haben, so zeigen sie sich doch noch immer auf der ursprünglichsten Grundlage mit einfachster Organisation. Wir müssen daher sagen, daß unter den Menschen noch immer alle Gesellschaftsformen vorkommen, die wir der socialen Entwicklung beimessen.

Wenn wir den einzelnen Menschen, so wie er unentwickelt dem socialen Proceß unterworfen ist, das *Gesellschaftsatom* nennen, so können wir das kleinste Socialgebilde als *Gesellschaftselement* bezeichnen. Ich vermeide es Gesellschaftszelle zu sagen, weil die Socialgebilde trotz ihrer realen Beziehung zum organischen Leben nur einen intellectuell organisierten Zusammenhang haben, also trotz Unterwerfung unter die biologischen Gesetze eine besondere Terminologie verlangen. Nichtsdestoweniger stimmt die Horde in ihren Lebensäußerungen mit der primitiven thierischen, selbständigen Zelle, also z. B. mit der Amöbe, grundsätzlich überein.

Die *Horde* ist identisch mit der primitiven Gesellschaft; ihre Einfachheit setzt sociale Ungestörtheit oder die Flucht vor socialen Berührungen voraus. Ihre Organisation beruht auf dem natürlichen Zustande ihrer Mitglieder, also auf der Scheidung nach dem Geschlecht und nach dem Lebensalter. Der Mittelpunkt der Horde (Zellkern), welcher gleichsam auch eine Art dirigierender Stellung einnimmt, ist jene Generation, in welcher die Geschlechtsvereinigungen vor sich gehen, wobei manchmal die Mütter mit mehr Kindern eine hervorragende Stellung einnehmen. Möglich ist, daß der Naturzustand eine gewisse Dauerhaftigkeit der ehelichen Beziehungen unter denselben Paaren bestehen ließ, die sich im höheren Alter als Gewohnheitsverband erhalten haben. Gewiß aber ist, daß die weitere Entwicklung diese Bande leidenschaftslosen Naturzustandes mannig-

fach lockerte und zu jenen Zuständen der Weibergemeinschaft und mannigfacher Blutverbindungen führte, die wir noch heute unter den Naturvölkern antreffen.

Eine Überzahl der Individuen in der Horde und die hieraus erwachsende Schwierigkeit des Zusammenlebens bringen deren Trennung in Gruppen mit sich. Dieselben erhalten wohl den Hordenzusammenhang durch Geschlechts- und Verwandtschaftsbeziehungen aufrecht, kommen aber doch durch die Frage der Ernährung leicht in einen gewissen Interessengegensatz. Die Gruppen können zunächst als keine besonderen Socialgebilde gelten; erst muß entschieden sein, ob sich die Gruppe von der Mutterhorde dauernd abtrennt und so eine neue Horde wird, oder ob sich die Gruppen auf Grund ihrer Blutbeziehungen als einheitliche Individualität, d. i. als Stamm, behaupten. Es dürfte wohl der größte Theil der Entwicklungszeit des Menschengeschlechtes dem Übergang von der Horde zum Stamm angehören; denn in ihm walten alle jene Momente, welche einerseits die Anpassung der Gemeinschaften an bestimmte Lebensbedingungen und so die Differenzierung in verschiedene Stammesindividualitäten und Rassen, und anderseits den entscheidenden Schritt zum seßhaften Ackerbauer oder zum Nomaden herbeiführten.

Obgleich der Stamm ebenfalls eine primitive Gesellschaft, basiert auf der Blutsgemeinschaft, ist, bildet er doch insofern ein höheres Socialgebilde, als in ihm die Autorität zur socialen Nothwendigkeit wird und daher nicht bloß den natürlichen Lebensvorgängen entspringt wie in der Horde, sondern auch als Organisation auftritt. Der Wanderstamm mit Jagd und Viehzucht vereinigt seine Gruppen für seine Wanderzüge, und sobald dies geschieht, ist ein leitender Wille durch ein patriarchalisches Herrschaftsverhältnis unausweichlich. Der seßhafte Stamm hingegen bildet die Gruppen nothwendig aus, um möglichst viel Land der Cultur zu unterwerfen; die Vertheilung der Hufen verlangt aber eine ordnende Autorität.

Die Zusammenstöße der schweifenden und der seßhaften Gesellschaften und ihr Zusammenfließen in eine neue Gesellschaft schaffen den primitiven Staat, dessen leitendes Princip die Dienstbarmachung der Unterworfenen ist.

Dieses Princip wirkte dahin, daß sich aus der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft die Familie ausbildet, und zwar in jener Vielgestaltigkeit der Zusammensetzung und innerer Sitten- und Rechtsverhältnisse, die der Verschiedenartigkeit der Lebensbedingungen, Stammesanlagen und socialen Wechselwirkungen entspricht. Ob nun ein Mann ein oder

mehrere Weiber sich unterwirft und die Kinder als Vermehrung der Arbeitskraft betrachtet, oder ob sich eine patriarchalische Communität unter der Leitung des ältesten Vaters mit ähnlichen wirtschaftlichen Zwecken ergibt, oder ob sich um ein Weib mehrere Männer zusammenfinden mit einheitlichem Wirtschaftsstand, oder ob endlich die monogame Familie durch die veredelte Beziehung *eines* Mannes zu *einer* Frau Platz greift, — es bleibt sich gleich, die Familie ist in allen Formen ein Wirtschaftsverband auf der Grundlage des Geschlechtsverkehrs; sie ist das Product hoher Cultur, wenn Gattungs- und Individualinteresse in der Familie zur Übereinstimmung gebracht werden.

Mit dem Entstehen des Staates beginnt die innere Differenzierung dieser Gesellschaften auf Grund des Herrschaftsverhältnisses, des Besitzes und der Erwerbsformen. Es sind dies *Socialverbände*, welche ständische Individualitäten in den Schranken des Staates bilden. Aus dem Gesichtspunkte des Daseinskampfes sind diese Verbände *politische Parteien*, als welche sie durch die ihnen zukommende Macht eine besondere politische Individualität im Staate und in der Gesellschaft bilden.

Die ganze im primitiven Staate vereinigte und organisierte Gesellschaft ist ein *Volk*, gleichviel ob es seine Interessen mehr oder weniger in dieser Gemeinschaft befriedigt findet. Das Volk bildet aber die Individualität des Staates, da in ihm alle socialen, wirtschaftlichen und politischen Momente zum Ausdrucke kommen. Diese Individualität ist für das sociale Wesen des Staates maßgebend und bezeichnet dessen politische Wesenheit mit Bezug auf andere Volksindividualitäten.

Aus dem primitiven Staat entwickelt sich der *Culturstaat*, der einen anziehenden Mittelpunkt unter jenen Völkern bildet, die nicht befähigt sind, aus dem Zusammenfließen mehrerer Stammesindividualitäten volle, organisierende Consequenzen zu ziehen. Dieser Staat, der die ihm eigenthümliche Cultur entwickelt, ist zunächst noch eine Gesellschaft für sich; in ihr vollzieht sich die ständische Differenzierung im ausgeprägteren Sinne. Jedem Socialverband, gleichviel ob die politische Autorität, der Besitz oder die Arbeit sein erzeugendes Interesse ist, kommt ein gewisses Maß von politischem Einfluß, Besitz oder Arbeit zu; der Kern seines Interesses wurzelt aber in letzter Linie in der Vermehrung und Ernährung. Die *ständische Schichtung* nach dem Einflusse im Staate umfaßt die Dynastie, den Adel, kurz die Bevorrechteten, die Priesterschaft, den Kriegerstand, die Beamten, den Mittelstand, die Arbeiter, endlich die Einflußlosen.

Die ständische Gliederung nach dem Besitz hängt von dem wirtschaftlichen Zustande der Gesellschaft ab, scheidet sich aber im allgemeinen in die Besitzer von Urproductionsquellen, von Tauschwerten und in die Besitzlosen. Die Gliederung nach dem Erwerbe scheidet sich in intellectuell und physisch Arbeitende, und zwar je wieder für den eigenen oder für fremden Gewinn, ferner in die Arbeitsscheuen und Arbeitsunfähigen.

Der Culturstaat strebt, auf politischem und culturellem Wege seinen Einfluß auszudehnen; jenes thut er durch die gewaltsame Unterwerfung von Nachbargebieten und durch einen Zwang auf die Willensäußerungen anderer Völker; den culturellen Einfluß nach außen äußert er durch den Verkehr mit andern Gemeinschaften. Wächst der Einfluß eines Culturstaates über mehrere Gesellschaften derart, daß er entweder die politische Hegemonie erlangt, oder daß sich über mehrere dieser Staaten in ihm wurzelnde Socialgebilde ausdehnen, dann verschwindet in diesem Einflußgebiete die Scheidung in Gesellschaften, dieselben fließen in eine Gesellschaft zusammen, in welcher die Individualität durch die leitende Cultur bestimmt wird. Diese Ausdehnung des Gesellschaftsbegriffes über viele politisch selbständige Gemeinschaften hat dasjenige Moment zur Veranlassung, welches dem Culturstaate eine Überlegenheit verleiht; liegt es in der politischen Macht, dann wird eine gewisse einheitliche Giltigkeit des Rechtes durch autoritativen Zwang hergestellt, wie z. B. bei der abendländischen Gesellschaft unter der Oberhoheit der fränkischen Kaiser; oder es wird die Gesellschaft durch die Einheit des Religionsbekenntnisses oder durch eine einheitliche Geistescultur hergestellt. Politische Oberhoheit sowie confessionelle Einheit bringen gewöhnlich die culturelle Einheit mit sich; die culturelle Einheit muß aber nicht auf der einheitlichen Confession oder auf einer politischen Oberhoheit beruhen. Die griechische Gesellschaft zeigte alle diese Formen der Entwicklung als Folge der überwiegenden Bedeutung der Geistescultur.

Dieses neue Socialgebilde, welches alle bisher differenzierten Socialgebilde in sich schließt und die Gesellschaft abschließt, ist der Culturkreis.

Im Culturkreise können sich Menschen zum erstenmal zu einer Gesellschaft vereinigt fühlen, die weder bloß aus der Blutliebe noch bloß aus dem Herrschaftsverhältnis hervorgeht; das sociale Interesse der Confessionseinheit, gleicher Sitten, Künste und Wissenschaften ist das deutlichste Band dieser Gesellschaft. Die Befriedigung der Interessen ist im Culturkreise auf eine gemeinsame Sittenform gebracht. Dadurch, daß der Culturkreis ein intellectueller Verband ist, während die politische Individualität allen

Theilen gewahrt bleibt, wird er zu einem höheren Socialgebilde, das allen Interessen einen ungehemmten Spielraum zu geben sucht. Trotzdem wird der Culturkreis gegenüber andern Gesellschaften, beziehungsweise Culturkreisen, zu einer politischen Individualität, weil die Cultureigenart die Gesellschaften unter sich in einen bereits erwähnten Gegensatz bringt; Vermehrung und Ernährung zwingen die überlegene Cultur zur Unterwerfung der zurückstehenden, was in vielen Fällen mit politischen Mitteln geschieht und schließlich zu einem politischen Gegensatz zwischen ganzen Culturkreisen führen kann.

Die Socialgebilde, welche sich über einen ganzen Culturkreis verbreiten, haben ihren Ursprung in den Gemeinschaften, Ständen, Parteien ꝛc. der einzelnen Völker und heißen, insofern sie keinen staatspolitischen Ursprung haben, *Gesellschaftsverbände*. Es gibt solche, welche durch die Einheit eines Interesses bestehen, z. B. der Gesellschaftsverband der protestantischen Kirche oder des Adels, — solche, welche nebst der Einheit des Interesses auch eine einheitliche gebräuchliche Grundlage oder selbst eine Organisation haben, z. B. die Freimaurer oder die Juden, — ferner solche, welche auf der Einheit einer Idee beruhen, z. B. auf einer Weltanschauung; — es gibt endlich latente Gesellschaftsverbände, welche jederzeit aufleben, wenn ihr Gegeninteresse Macht erlangt, wie z. B. der Antisemitismus.

Da jeder Gesellschaftsverband seine praktischen Zwecke nur durch die Vermittlung des Staates erreichen kann, so kommen seine *Fractionen* in jeder staatlichen Gesellschaft als besondere Socialgebilde in Betracht; dieselben bilden innerhalb des Gesellschaftsverbandes, entsprechend den verschiedenen Sachlagen in den einzelnen Völkern, besondere Individualitäten; so sind z. B. die Fractionen des socialdemokratischen Gesellschaftsverbandes individuell sehr verschieden. Die Wechselbeziehungen der Gesellschaftsverbände vermitteln den socialen Verkehr im Culturkreise über und unter dem Staate hinweg, wirken aber durch die Fractionen auf diesen direct ein.

Überblicken wir die vorstehend aufgezählten Socialgebilde wie sie zur Entwicklung kamen und nunmehr theils nebeneinander bestehen, theils ineinandergreifend wirksam werden, so finden wir, daß in ihrem Mittelpunkte der Staat steht. Diese Stellung beruht in dem Umstande, daß er kein Product freiwaltender Interessen ist, wie wir es von der Horde und vom Stamme oder von der Partei und vom Gesellschaftsverbande wissen, sondern daß er aus dem Conflict feindlicher Interessen hervorgeht und daher eine *Zwangsorganisation* ist. Der Irrthum der tiefeinschneidenden Rousseau'schen Idee vom Contrat social war die Annahme,

daß der Staat auf einer freien Übereinkunft seines Volkes beruhen könne. Durch den Staat kommt in der socialen Entwicklung gegenüber dem Streben der differenzierenden und integrierenden Kräfte dieselbe Wirkung zur Geltung, welche in der kosmischen Welt gegenüber den widerstreitenden Kräften der Anziehung und Abstoßung als Weltordnung in die Erscheinung tritt. Wie aber bei allen Socialgebilden eine größere oder geringere Vollkommenheit zum Zwecke der Interessenbefriedigung erkennbar ist, worin eben die Verschiedenheit ihrer Individualität liegt, so gibt es auch vollkommenere und weniger vollkommene Staatsindividualitäten, je nachdem die ordnende Charakteristik in ihnen mehr oder weniger zum Ausdruck kommt. Der Typus des vollkommenen Staates ist Frankreich, das Product jahrtausend alter gewaltsamer Unterwerfung, in welcher Julius Cäsar, Chlodwig, Karl der Große, Ludwig XI., Richelieu und Napoleon I. die Marksteine der staatlichen Entwicklung bezeichnen. Ein gegentheiliges Beispiel ist Österreich-Ungarn, für welches, wie schon sein Sinnspruch: „Tu felix Austria nube" anzeigt, die Grundvoraussetzung einer vollkommenen Staatenentwicklung, die Unterwerfung der Theile, fehlt. Alle Entwicklung ist ein Product des Wettbewerbes, für den Staat ist aber die Gewalt die schöpferische Kraft selbst. Daß diese Gewalt auf der Bahn der socialen Nothwendigkeit schreite, daß sie im Dienste einer Befriedigung der natürlichen Interessen walte, das ist das Kriterium für die Erfüllung der Staatsaufgabe im socialen Proceß. Alle Abweichungen von dieser Grundidee des Staates und Meinungen, daß er eine bloße Wirkung der Cultur oder friedlicher Übereinkünfte u. dgl. sein könne, widersprechen den Lehren der Sociologie und führen zu kläglich endenden politischen Experimenten.

Während der Erobererstaat durch die Gewalt der Waffen gegründet wurde, beruht derselbe, zum Culturstaat entwickelt, auf der Macht des Rechtes; dieses selbst aber, mag es auch die weiteste Entwicklung seines ordnenden Einflusses erlangen, stützt sich dauernd auf die Gewalt der Waffen. Es gibt kein Beispiel in Geschichte und Gegenwart, welches diese Lehren abzuschwächen vermöchte; nur kommt es stets darauf an, daß die Untersuchungen von einer wissenschaftlichen Kritik geleitet sind. Nicht immer liegt die gründende Gewalt im concreten Staate selbst, sondern sie kann auch indirect zur Wirkung kommen, sodaß sich ein Staatswesen als das Product gewaltthätigen Einflusses von außen darstellt, weil auch die Staaten des Culturkreises auf Grund wechselseitiger Machtäußerungen

der großen, durch Eroberung entstandenen Vormächte beruhen u. dgl. m.* Die Unterwerfung unter eine Autorität ist der Grundgedanke des Staates; im socialen Proceß wechselt nur das Wesen dieser Autorität. Zuerst ist es die Autorität der körperlichen Kraft und des Muthes, dann wird es die Autorität der politischen Klugheit, und schließlich wird es die Autorität der Civilisation, welche die Völker der Staatsgewalt unterwirft. Die Herstellung einer Machtorganisation des Staates, ohne daß die nothwendige Unterwerfung die Interessenbefriedigung des Einzelnen und der Socialgebilde unterbinde, ist das Problem der Entwicklung des Culturstaates. Die Irrthümer bewegen sich in dieser Hinsicht in den extremen Richtungen, welche den Staat als zwecklos auflösen, oder das Volk als rechtlos der Autorität unterwerfen wollen, — Irrthümer, welche dem Unverständnis dafür entspringen, daß der Staat ein Herrschaftsverhältnis bleiben muß, ohne dieses zum Selbstzweck werden zu lassen.

Dem Culturstaate steht die Gesellschaft des Culturkreises gegenüber, welche durch ihre Gesellschaftsverbände auf die Machtschranken des Staates auflösend wirkt. Natürlich suchen diejenigen Interessen Machtanlehnung in der Gesellschaft, welche dieselbe im Staate entbehren. Aus dieser scheinbaren Verneinung des staatlichen Herrschaftsverhältnisses durch die Gesellschaftsverbände erwuchs jener Irrthum, den Staat als eine Anstalt anzusehen, die nur ordnend und vermittelnd eingreift; doch hat weder der Liberalismus noch die Demokratie in irgend einem Staate jemals eine Sachlage hervorgebracht, wo das Herrschaftsverhältnis neutralisiert gewesen wäre. Gerade in Zeitläufen weitestgehender Anarchie taucht aus dem Chaos der socialen Umwälzung stets die rücksichtsloseste Gewaltherrschaft empor, hinsichtlich welcher Thatsache man sich nicht dadurch täuschen lassen darf, daß diese Gewalt in andere Hände gekommen ist; denn der sociologische Staatsbegriff haftet nicht an jenen Interessenerscheinungen, welche zeitweilige Meinungen als die berufenen Träger der Autorität ansehen.

Der Staat steht mit seinem geschichtlich gewordenen socialen Aufbau in einem fortwährenden Kampfe mit den nach Macht ringenden Fractionen der Gesellschaftsverbände, wodurch sich im Culturkreise zwischen der Staats- und der Gesellschaftspolitik eine regulierende Wirkung vollzieht. Die Gesellschaft mit ihren Staaten und den beiderseits zugehörigen Socialgebilden

* Die Kritik concreter Staatenbildung gehört zur Lehre von der Politik und würde hier von dem philosophischen Zweck unserer Untersuchungen ablenken. Siehe: G. Ratzenhofer, Wesen und Zweck der Politik (Leipzig 1893), Bd. II, Thl. III.

läßt sich als eine gewordene sociale Organisation erkennen, in welcher die sociale Nothwendigkeit durch eine wechselseitige Wirkung von Zwang und Befreiung zum Ausdruck kommt. Da wir den socialen Proceß als das Unbedingte ansehen müssen, ist die Gegenüberstellung von Staat und Gesellschaft nicht eine feindselige, wonach der Staat den socialen Proceß zu hemmen trachtet oder die Gesellschaft als Stütze der Collectivinteressen die Staaten aufzulösen strebt, sondern diese Gegenüberstellung ist social förderlich. Staat und Gesellschaft ergänzen sich gegenseitig und erhalten den socialen Proceß auf der Bahn allseitiger und wohlthätiger Beziehungen. Die thätige Versöhnung der waltenden Interessen in diesen beiden beziehungsreichen Individualitäten, Staat und Gesellschaft, spricht sich vor allem dadurch aus, daß jede den Interessen-Hauptrichtungen entspricht. Im Staate müssen sich die Individualinteressen den Collectivinteressen unterwerfen, sodaß eine Interessenübereinstimmung, also eine relative Befreiung aller Individualinteressen von einem Zwange, der außerhalb der socialen Nothwendigkeit liegt, resultiert; so ist der Staat eine Herrschaft zum Zwecke der Befreiung. Die Gesellschaft hingegen bringt die unterdrückten Individualinteressen zur Anerkennung gegenüber dem staatlichen Zwange; so ist die Gesellschaft eine freiwaltende Macht mit dem Zwecke des Zwanges auf unterdrückende Staaten. In dieser Darstellung der Aufgabe des Staates im socialen Proceß und des Verhaltens der Gesellschaft gegenüber dem Staate wurzelt die Beantwortung der wichtigsten Fragen für die sociale und politische Entwicklung der Menschen und ihrer Gemeinschaften.

Die Gesellschaft sucht die staatlichen Machtfunctionen abzuschwächen und aufzuheben; die Völker streben aber, ihre Individualinteressen im Wege des Staates zu befriedigen; die Gesellschaft im Culturkreise vermag daher nicht die politischen Gegensätze der Staaten und Nationen zum Schweigen zu bringen. Wie die Parteien in der Gesellschaft, so suchen die Staaten unter sich nach Machtstützen; hiedurch entstehen als Mittelglied im Culturkreise Staatenbund und Allianz als politische Individualitäten. Wenn dieselben auch nicht geeignet sind, die Gesellschaftseinheit aufzuheben, weil sich diese vorwiegend auf den Zusammenhang der in den Staaten unzufriedenen Elemente stützt, so complicieren sie doch das Leben der Gesellschaft, sind aber anderseits geeignet, ihre Entwicklung den Machtbestrebungen einzelner Staaten zu entziehen. Das Entstehen dieser Individualitäten ist darum bemerkenswert, weil sie sich als der Keim der

politischen Einigung aller Staaten eines Culturkreises zeigen. Verlieren sich z. B. die Kampfmotive der nationalen Leidenschaft zwischen Frankreich und Deutschland und treten an deren Stelle die großen Weltinteressen, dann wird der europäisch-abendländische Culturkreis dem russisch-orientalischen politisch geeint gegenüberstehen. Einigt sich jener Culturkreis hinsichtlich seiner Stellung in der Weltpolitik nicht, dann ist auch seine Unterwerfung durch diesen unausweichlich, und es wird die Überlegenheit der Cultur einem andern Culturkreise, in welchem den Wechselbeziehungen zwischen Staat und Gesellschaft vollkommener entsprochen wird, für lange Zeit zufallen. Diese Conjectur hat ihre wissenschaftliche Begründung in den unbehebbaren natürlichen Gegensätzen verschiedener Culturkreise, welche zum Niedergange desjenigen führen, der in seiner Gesellschaft keine Interessenübereinstimmung gegenüber andern Gesellschaften herzustellen vermag.

So hätten wir die charakteristischen Erscheinungen der socialen Individualitäten erschöpft und auch deren wichtigste Einzelgestalten hervorgehoben, wenn nicht die Beobachtung des socialen Lebens zeigen würde, daß mit der Aufzählung der Gemeinschaften mehrerer und vieler Menschen nicht alles erwähnt ist, was als Individualität von Einfluß auf die sociale Entwicklung erscheint. Wenn auch in der primitiven Gesellschaft kein individueller Unterschied der einzelnen Menschen hervortritt, so ändert sich dies doch, sobald durch Cultur und insbesondere durch Krieg die individuelle Gleichheit der Gesellschaftsatome wachsend alteriert wird. Die primitive Gesellschaft besteht aus Herdenmenschen, welche instinctiv ihren Naturtrieben nachgehen; sobald aber intellectuelle Interessen erwachen, heben sich auch Einzelne derart hervor, daß sie, abgesehen von den wachsenden individuellen Unterschieden, durch ihre Stellung in der Umgebung die Bedeutung eines Socialgebildes erlangen. Sie behalten diese Stellung als besondere Individualität so lange, bis sie z. B. durch ihre Überlegenheit die Führung eines menschenreichen Socialgebildes erlangt haben, in welchem sie aufgehen. Es gibt aber auch Menschen, die dauernd als Einzelindividualitäten dastehen und Anschluß an ein anderes Socialgebilde nicht suchen, ja manchmal auch von jedem zurückgewiesen werden. Es sind dies in der Regel die größten Denker, manchmal auch Staatsmänner außer Action; ferner gehören hiezu Verbrecher und Sonderlinge, die sich im allgemeinen keinem Socialgebilde anpassen.

Daß wir bei Aufzählung der Socialgebilde schließlich wieder zum einzelnen Menschen zurückkehren, stimmt damit überein, daß alles

sociale Leben nur eine Modalität des organischen ist, um die angebornen Interessen des Individuums, als Träger des Gattungskeimes, trotz Vermehrung und trotz Beschränktheit der Lebensbedingungen befriedigen zu können. In dem kleinen Kreise der Horde ist es dem Individuum, auch abgesehen von der Einfachheit der Lebensbedingungen, gegönnt, seine Person zur freien Entwicklung kommen zu lassen; das ganze Socialgebilde ist individuell dem Einzelnen nahezu conform. Je mehr aber der sociale Proceß vorschreitet und der sociale Zwang auf den Einzelnen zunimmt, desto schwerer wird es dem Individuum, sich zur Geltung zu bringen, und der Einzelne ist genöthigt, der Gesellschaft immer mehr von seiner Individualität zu opfern. Die Variierung der Interessen ist so ungeheuer, daß zahllose Individuen im Drange nach Willensfreiheit keine sociale Angliederung finden. Und so ist, obwohl die socialen Beziehungen sich unendlich vermehrt haben, Socialgebilde ganze Erdtheile umspannen und alle Schattierungen gangbarer Interessen sociale Individualitäten hervorrufen, mancher Mensch durch die Varietät seines angebornen oder durch die Eigenart eines erworbenen Interesses genöthigt, ein vereinzeltes Socialgebilde zu bleiben, bis die Macht einer andern Individualität ihn verschlingt, oder bis es ihm gelungen ist, Genossen, selbst ganze Völker und sogar Culturkreise zu seinem vorahnenden Interesse an einer werdenden socialen Nothwendigkeit emporzuheben.

Es wurde schon erwähnt, daß die aufgezählten Socialgebilde nicht allen Gesellschaften zukommen; sie erscheinen ferner nach dem Grundzuge der Rasse und der Lebensbedingungen in den verschiedensten Spielarten. Nirgends aber vermag das Menschengeschlecht von der gefundenen Entwicklungsreihe der Socialgebilde abzuweichen. Während die eine Rasse in der Horde stecken bleibt, gelangt die andere zum Culturstaate in der Gesellschaft eines Culturkreises. Es ist aber keiner Menschengruppe möglich, sich z. B. von der Horde zum Culturstaate zu entwickeln, ohne die Entwicklungsstufen des Stammes und des primitiven Staates durchzumachen.

Dieses sociologische Gesetz gibt der genetischen Reihenfolge der Haupterscheinungen socialer Individualitäten eine grundsätzliche Bedeutung. Von ebensolcher grundsätzlicher Bedeutung sind auch die Socialgebilde, welche sich den Gesellschaften eingliedern; denn das Gesetz von der regelmäßigen Entwicklungsreihe der Socialgebilde bedingt auch die Regelmäßigkeit ihrer Differenzierungsformen. In folgendem Schema wird diese Entwicklungsregelmäßigkeit zum Ausdruck gebracht:

Menschheit (?). Weltverbände.

Gesellschaften:

Horde.	Stamm,		Primitiver Staat.		Staat mit eigenartiger Cultur.	Culturkreis.
	seßhaft.	wandernd.	seßhaft.	in Bewegung.		
(Geschlechtsgenossenschaft.) Primitiver Eheverband (?). (Altersgenossenschaft.) Hordengruppen.	(Stammesgruppen.) Gemeinden. (Matriarchalische) patriarchalische Familie.	Patriarchalische Sippen.	Volk. Ständische Schichtung (Parteien). Gemeinden. Heerhaufen. Wirtschaftliche Schichtung (Bevorrechtete und Dienstbare). Herren, Sclaven. Familien.		Volk (Nation). Stammliche und ständische Schichtung (Parteien). Wirtschaftliche Schichtung (Genossenschaften). Politische Organisation: Verwaltungsgebiete und Gemeinden. Geistige Interessenverbände. Familien.	Internationale Gesellschaftsverbände und deren staatliche Fractionen. Staaten (Völker); deren ständische stammliche wirtschaftliche politische geistige Familien. (Gliederung.)
Herdenmensch.	Vereinzeltes Individuum, Herdenmensch.	Individuum, Herdenmensch.	Individuum, vereinzeltes Individuum, Herdenmensch.		Einzelindividualität, Individuum, vereinzeltes Individuum, Herdenmensch.	

Gesellschaftsatome:

Socialgebilde:

21. Die bedingte Vervollkommnungstendenz im socialen Proceß.

Wir wissen, daß die Urkraft das organische Leben zu einer Ausnützung aller vorhandenen Lebensbedingungen im Sinne seiner Keimesanlagen treibt, daß diesem bedingten Vervollkommnungsstreben die Variierung der Arten und ihre Verbreitung zuzuschreiben ist. Diese Variierung führt, durch die Beschränktheit der Lebensbedingungen im Gegensatze zur Vermehrung der Geschöpfe, nicht bloß zu einer bedingten Vervollkommnung ihres morphologischen Aufbaues und des Bewußtseinsorganismus, sondern auch zu einer bedingten Vervollkommnung der Anwendung der intellectuellen Befähigungen in den socialen Beziehungen. Was das einzelne Geschöpf im Daseinskampfe nicht mehr erreichen kann, sucht es im Verbande mit Genossen zu erreichen. So ist die sociale Befähigung eine Ergänzung der Individualbefähigung, die sich, ebenso wie der Organismus des Individuums, durch Variierung den Lebensbedingungen anzupassen und den Mitgeschöpfen überlegen zu sein strebt. Die intellectuelle Befähigung des Menschen ist hauptsächlich ein Product seines Vervollkommnungsstrebens auf socialem Gebiet; es reicht hin, wenn ich auf den Ursprung und die Bedeutung der Sprache hinweise. Daß der Sprachinstinct den gesammten Vollzug der Thatsachen und den gesammten Bereich geistiger Erwägung mit Worten erschöpfend zum Ausdruck gebracht hat, bevor noch die Vernunft die Logik der Sprache erkannte, wurzelt im angebornen Interesse; unter seiner Einwirkung wird das Wort im Verkehre allmählich begrifflich der bezüglichen Vorstellung conform. Erst die intelligible Freiheit verdreht wieder den instinctiv gefundenen Begriffswert des Wortes, bis sie selbst als geschulte Vernunft die Logik derselben Sprache entdeckt, welche das angeborne Interesse schuf. Es wird eine Zeit kommen, wo man nur schwer begreifen wird, daß man das Wesen der menschlichen Urtheilskraft verstehen wollte, bevor die sociale Natur des Menschen ergründet war.

In der socialen Befähigung des Menschen kommt dessen Überlegenheit über die Mitgeschöpfe zum Ausdruck; denn nur sie macht ihn trotz höchster Ansprüche geeignet, die ganze Landoberfläche mit Menschen zu erfüllen, ohne die Lebensbedingungen zu verlieren. Geschöpfe ohne diese socialen Befähigungen haben nur das Machtgebiet ihres sinnlichen Wahrnehmungskreises und ihrer eigenen Körperkraft. Um seiner Ernährung und Vermehrung zu entsprechen, müssen sich die Lebensfunctionen des Menschen

über den Bereich der materiellen Intereſſenbefriedigung zur Anerkennung einer socialen Abhängigkeit erheben. Und dieſe Ausgeſtaltung der intellectuellen, im beſonderen der socialen Befähigungen ſpricht ſich in der bekannten Entwicklung des angebornen Intereſſes aus, indem es ſich mit dem Wachſen der socialen Schwierigkeiten immer weitſichtigeren socialen Aufgaben erſchließt und immer complicierteren Organiſationen der Geſellſchaft anpaßt.

Je nachdem in einer Geſellſchaft vervollkommnete Intereſſen zur Leitung gelangen, findet auch die Ausgeſtaltung der Socialgebilde ſtatt. Die Individualintereſſen ſind Urſache aller socialen Entwicklung; ſie differenzieren die Geſellſchaft und individualiſieren ihre Gebilde; die Socialintereſſen hingegen ordnen die Geſellſchaft, halten die maßloſe Differenzierung hintan und vergeſellſchaften die Gebilde unter verſöhnender Beachtung ihrer individuellen Berechtigung, aber auch unter Vernichtung naturwidriger Individualitäten.

In dieſer wechſelweiſen Wirkung der individualiſierenden und socialiſierenden Intereſſen vollzieht ſich aber nicht bloß der ſociale Proceß in dem Sinne, daß die Socialgebilde ſich abwechſeln und das Ganze zu einem Spiel ſocialer Kräfte wird, ſondern der ſociale Proceß erhält eine geſetzmäßige Entwicklungsweiſe. Der Urſprung aller socialen Bewegung liegt im Einzelnen und in ſeinen Intereſſen. Da nun dieſe „Ich" individuell verſchieden ſind, ſo iſt in den Geſellſchaften die Grundtendenz vorhanden, daß alle dieſe Intereſſen, alſo deren Summe zur Richtſchnur der socialen Entwicklung werde. Kaum jedoch tritt ein individuelles Intereſſe in die Außenwelt, ſo begegnet es ſofort Gegenintereſſen, die ihm zuerſt inſtinctiv und ſpäter erfahrungsgemäß zur Überzeugung bringen, daß der Intereſſenkampf des Einzelnen gegen den Einzelnen den Untergang des Einzelnen und der Gattung herbeiführen würde. Der Keim zu dieſer socialiſierenden Überzeugung liegt in der Blutliebe und wird ſodann mit wachſender Erfahrung auf alle Intereſſengebiete ausgedehnt. Während das Individualintereſſe die Geſellſchaft atomiſiert, zwingen die Intereſſengegenſätze zur Socialiſierung und Intereſſengemeinſchaft, woraus unter den Intereſſengenoſſen ein Socialintereſſe erwacht, das eigentlich ein durch socialiſierende Überzeugungen und Inſtincte reduciertes Individualintereſſe iſt. So befinden ſich die Menſchen ſtets in der Bewegung zur Aufſuchung von Intereſſengenoſſen, welche aber beſchränkt wird durch ſociale Inſtincte, welche das Individuum warnen, ſich nicht in einer ge-

nossenschaftslosen Vereinzelung von seinen Gegnern antreffen zu lassen. Je tiefer gehende und wichtigere Lebensinteressen bei diesen Gemüthsvorgängen in Betracht kommen, desto kräftiger wirkt das Socialinteresse, um den Interessenverband dauerhaft und mächtig zu gestalten. Im Innern jedes Verbandes wirkt aber die individualisierende Bewegung zersetzend fort, und so sieht sich jeder Interessenverband genöthigt, nicht bloß kräftig gegenüber feindlichen Interessen zu sein, sondern auch der innern Zersetzung vorzubauen. Dieses Bestreben führt zur Organisation des Verbandes.

Je günstigere Lebensbedingungen die Menschen vorfinden, je vorgeschrittener die sociale Entwicklung ist, desto empfindlicher sind die Individuen für alle diese socialen Impulse, und desto mehr tritt die Handlungsweise in den Bereich bewußter Absicht und intellectueller Bestrebung. Das ist aber der Weg, welchen alle Geschöpfe im Daseinskampfe zum Zwecke ihrer Anpassung an die Lebensbedingungen mit dem Resultate einer bedingten Vervollkommnung gehen; für den Menschen besteht hiebei der besondere Umstand, daß er seine Vervollkommnung hauptsächlich im Intellect erlebte und daß bestimmte Rassen unter besonders bevorzugten Bedingungen ihren Intellect zu vervollkommnen vermochten.

Unsere Darstellung des socialen Processes hat gezeigt, wie die Menschen unter der mächtigen Einwirkung der Folgen ihrer Vermehrung und der Nothwendigkeit ihrer Ernährung sich unausgesetzt bemühen, dem Individuum gegenüber den socialen Forderungen Geltung zu verschaffen. Das Leben der Menschheit erfüllt sich doch stets im Individuum, weil nur in diesem das Bewußtsein hervortritt. Die socialen Rücksichten bleiben nur Nützlichkeitszugeständnisse, wenn sich nicht in der Tiefe des Bewußtseins Mahnungen finden, die auf wirkliche Zusammenhänge außerhalb desselben hindeuten. Diese Mahnungen stellen unsere bewußte Welt der Vorstellungen der außerhalb unseres Bewußtseins liegenden Wirklichkeit gegenüber. Eine höhere intellectuelle Vervollkommnung befähigt den Menschen, von sich auf das Ganze zu schließen, ohne hiebei bloß von Nützlichkeitserwägungen geleitet zu werden, die ihm wohl das Socialinteresse eröffnen, ihn aber nie zu einem umfassenden Blick auf das All gelangen lassen.

Die Gegensätze des Individuellen zum Socialen und Unendlichen zu versöhnen, ist das höchste Ziel des socialen Processes. Die Wechselstellung des Staates im Culturkreise und in der Gesellschaft gegenüber den

Völkern müssen wir als jene sociale Entwicklungsform ansehen, in welcher sich die Individualinteressen durch ein Privatrecht, die Socialinteressen durch ein öffentliches Recht, und beide durch das internationale Recht, endlich die intellectuellen und moralischen Bedürfnisse durch die herrschende Sitte Befriedigung verschaffen. So weit entfernt auch der vorgeschrittenste Culturkreis davon ist, die Interessengegensätze versöhnt zu haben, so läßt sich doch die Bahn erkennen, welche die bevorzugten Rassen bei ihrer bedingten Vervollkommnung einhalten werden. Die Menschen haben intellectuelle Befähigungen entwickelt, durch welche sie aus dem Dunkel des instinctiv sich vollziehenden Socialprocesses in das Licht bewußter Entwicklung vorschreiten: das ist der Geburtsact der Sociologie. Die Irrthümer vergangener Entwicklungsperioden, die noch heute den europäischen Culturkreis beherrschen, — die Ideen eines Gesellschaftsvertrages, eines Rechtes der Massen in der Welt politischer Ideen, die Auffassung des Staates als einfache Rechtsanstalt, die Idee von der Möglichkeit einer praktischen Volkssouveränität, die Märchen von einer Volksstimme als „Stimme Gottes" und vom ewigen Frieden, der Glaube an die Zulässigkeit gesellschaftlicher Machtorganisationen neben und über dem Staate und an die Möglichkeit einer realen Gleichheit unter den Menschen u. dgl. m. — werden ihre gefährliche Wirkung nach und nach verlieren, und es wird, wie andere Erkenntnisse es geworden sind, ein Bestandtheil des Intellects werden, den socialen Proceß aus der Einheit der Naturgesetze aufzufassen und die Vervollkommnung unserer socialen Entwicklung durch die intellectuelle und sittliche Vervollkommnung des Individuums zu suchen.

Auch diese Vervollkommnung kann nur durch Differenzierung der vorhandenen Intellecte und Interessen vor sich gehen, so wie sie durch den Daseinskampf und das Überleben der Tüchtigen unterstützt wird. Wenn es auch im socialen Proceß gar oft den Schein hat, als wären die Individualinteressen der Massen des Sieges sicher, so wird doch im unabsehbaren Weltproceß die höhere Varietät der Menschenart durchschnittlich die Führung behalten. So beobachten wir, daß das Socialinteresse von seiner einstigen materiellen Grundform zu einem Socialinteresse geistigen und sittlichen Inhaltes vorschreitet, wodurch das Gattungsinteresse, sittlich eingedämmt, zur Menschenliebe wird. Die Ernährungsfrage erlangt dadurch eine allgemeine Bedeutung, daß es sich um eine gemeinnützige Erhaltung und Vermehrung der Lebensbedingungen handelt; und um dies trotz der

Macht der Individualintereſſen zu können, gewinnt das Socialintereſſe praktiſche Macht. Dieſe bedingte Vervollkommnung hat aber ihre wichtigſte Stütze in der Verſenkung menſchlicher Gedanken in das Gebiet unſeres unbekannten, unendlichen und gemeinſamen Urſprungs.

Die Bedingtheit dieſer Vervollkommnung wurzelt darin, daß ſie nie den Rahmen der vorhandenen Lebensbedingungen überſchreiten kann. Was die Menſchen an erweiterten Intereſſen und gekräftigtem Intellect erreichen, iſt durch den allgemeinen Zuſtand unſerer terreſtriſchen Entwicklung gegeben. Von Vervollkommnung kann nur inſofern geſprochen werden, als der Menſch die Lebensbedingungen zu ſchonen, einſichtig auszunützen und zur Veredlung ſeiner Exiſtenz zu gebrauchen verſteht; der nimmerſatte Raub der Individualintereſſen an den Lebensbedingungen, die unbezähmten Triebe des Gattungsintereſſes unterſcheiden ihn nicht vom Thiere und ſchließen die Vervollkommnung aus. Dieſe hebt überall dort an, wo Verzichte eintreten; nur dieſen ſteht die Intereſſenentwicklung und eine Veredlung der Fähigkeiten des Bewußtſeinsorganismus und des Körpers zur Seite. Der Verzicht nach einer Richtung der Bedürfniſſe geſtattet die Vervollkommnung in einer andern Richtung; denn nur mit erſparten Kräften kann, bei deren unüberſchreitbarem Vorrath, eine geſteigerte Leiſtung im Lebensproceß erwartet werden. In dieſer bedingten Vervollkommnung wurzelt aber alle Möglichkeit menſchlicher Größe, und in ihrer richtigen Anwendung die einzige Zuläſſigkeit eines beſchränkten Optimismus in Bezug auf die Entwicklung des Menſchengeſchlechtes.

22. Die grundſätzlichen Erſcheinungen des ſocialen Proceſſes.

Der ſociale Proceß der Menſchen zeigt durchgreifend wirkende Kräfte, regelmäßige Vorgänge und innere Nothwendigkeiten, welche ſich als ſociologiſche Geſetzmäßigkeit darſtellen:

1. Die Ernährung und die Vermehrung der Menſchen ſind die Quelle aller ſocialen Berührungen. Sie ſchaffen durch ihr Walten die Beweggründe zu den friedlichen Beziehungen und feindſeligen Störungen, welche die Socialgebilde betreffen können. In der ſocialen Wechſelwirkung äußern ſie ſich als Erhaltungstrieb (Brotneid) und Geſchlechtstrieb (Blutliebe); alle möglichen Beweggründe ſocialer Berührung ſind Modificationen oder Entwicklungsformen dieſer Naturtriebe, in dem-

selben Sinne, wie die verschiedenen Formen der das Individuum beherrschenden Interessen Modalitäten oder Entwicklungsqualitäten des angebornen Interesses sind.

2. Der Erhaltungstrieb sowie der Geschlechtstrieb stehen in jedem Geschöpfe den Lebensbedingungen gegenüber, welchen sich Gattung und Individuum anpassen müssen und welche sie anlagengemäß auszunützen streben. Der Mensch und seine Gemeinschaften sind daher *Vervollkommnungsproducte* der in den Anlagen ihrer Entwicklungsreihe waltenden Urkraft und der mit der terrestrischen Entwicklung wechselnden Lebensbedingungen.

3. Jedes Geschöpf hat ursprünglich das Streben, seinen Urtrieben *ungehindert* obliegen zu können; es will essen *ohne Arbeit* und *ohne Kampf*, es will sich vermehren *ohne Schranken*. Dieser Drang führt den Menschen zur Ausbreitung über die Erdoberfläche, um unbehindert Nährstoffe und Wohnsitze zu finden. Dieser Drang ist mittelbar die *Veranlassung der Variierung der Menschen und ihrer Socialgebilde*, weil er sie nöthigt, die Lebensbedingungen zu wechseln oder zu cultivieren.

4. Die durch die Menschenvermehrung bedingte Beschränkung im Wechsel der Lebensbedingungen nöthigt den Einzelnen und den Socialgebilden den *Kampf um das Dasein* auf; sie zwingt die Menschen, sich zu entscheiden, ob sie schließlich für ihre Ernährung arbeiten und sich durch sociale Organisation, trotz Vermehrung, im Wohnsitze bescheiden wollen — was der *Anfang der Cultur* ist —, oder ob sie zu denselben Zwecken andere Menschen vernichten oder unterwerfen wollen, — was zum *Gewaltkampf* und zur *Zwangsorganisation* führt. Ob sich Gemeinschaften für dieses oder jenes entscheiden, wurzelt in den Lebensbedingungen, in welchen sie sich entwickeln; denn zur Cultur entschließen sich ursprünglich nur Menschen in erträglichen, und zum Kriege nur Menschen in unzulänglichen Lebensverhältnissen.

5. Obgleich sich der Mensch gleich allen Geschöpfen innerhalb seiner Art friedlich ernähren und fortpflanzen möchte, so entwickeln doch die fortschreitende Vermehrung und die Nahrungsnoth sein Individualinteresse zur *absoluten Feindseligkeit* gegen alle Mitmenschen. Insofern der Mensch durch Blutbande, Arbeits- oder Kriegshilfe einen Interessenverein mit andern Menschen bildet, schweigt diese Feindseligkeit, um aber bei jeder Störung der Interessengemeinsamkeit hervorzubrechen, ohne Rücksicht auf

Herkunft und bisherige Beziehungen. Die absolute Feindseligkeit ist die psychische Wächterin über den Fortbestand einer Interessengemeinsamkeit.

6. Der Ursprung aller socialen Beziehungen liegt in der Blutliebe; daher sind alle ursprünglichen Socialgebilde auf die gleiche Abstammung gegründet. Durch die Vermehrung und die Nahrungssorge wird das ursprüngliche Socialgebilde zur räumlichen Differenzierung genöthigt, welche durch die verschiedenen Lebensbedingungen zur Rassendifferenzierung führt. Die Begegnung differenzierter Menschen führt zur Flucht oder zum Kampfe. Der Kampf hat entweder die Vernichtung eines der Gegner zum Zwecke, um sich seiner Nahrungsquellen und Wohnsitze zu bemächtigen, — oder die Dienstbarmachung. Diese ist ein sociales Compromiß zwischen der Vernichtung und der Cultur, führt daher zu einer höheren Stufe des socialen Processes, in welcher die Socialgebilde nicht mehr vorwiegend auf die Blutverwandtschaft, sondern auf die Cultur und ein Herrschaftsverhältnis gegründet sind.

7. Die Socialgebilde der gleichen Abstammung sind stets einfach. Die Unterwerfung durch Herrschende ist der Anfang socialer Gliederung und der Entstehung des Staatswesens. Da Ernährung und Vermehrung zur fortgesetzten Ausbreitung und gegenseitigen Unterwerfung der Menschen führen, die Lebensbedingungen stets vielgestaltiger einwirken und die Cultur die Bedürfnisformen unendlich bereichert, so beginnt mit dieser ersten Gliederung eine unabsehbare Differenzierung der Socialgebilde. Die Cultur ruft den Verkehr hervor, welcher auf die Schranken einheitlicher Socialgebilde mit gleicher Abstammung, gleicher Cultur oder einheitlicher Herrschaft (Staat) auflösend wirkt, womit sich die Differenzierung schrankenlos über alle Socialgebilde ausbreitet. Die Differenzierung und Verschmelzung der Socialgebilde ist der praktische Inhalt des socialen Processes, die sociale Wirkung des Daseinskampfes und das sociale Mittel zur Paralysierung der absoluten Feindseligkeit; in ihr spricht sich das Walten der Urkraft mit dem ihr anhaftenden Interesse auf socialem Gebiete aus.

8. Der sociale Proceß ist ein fortgesetzter Wechsel der Individualisierung neuentstehender Socialgebilde aus den bestehenden — also die sociale Wiederkehr der biologischen Erscheinungen der Fortpflanzung der Organismen — und der Socialisierung gewordener Socialgebilde — also die sociale Wiederkehr der physiologischen Erscheinung des somatischen Aufbaues der Organismen. Die sociale Differenzierung ist ebenso un-

begrenzt wie die Vermehrung der Organismen. Individualisierung dun Socialisierung wurzeln im angebornen Interesse des Einzelnen, beziehungsweise im concreten Interesse jedes Socialgebildes. Die Differenzierung wird durch die Variierung der Interessen erweckt; diese ist aber die Folge der Vermehrung der Menschen und ihrer Nahrungssorgen unter dem Einflusse verschiedener Lebensbedingungen. In der Individualisierung spricht sich die Variierung, in der Socialisierung die Entwicklung der Socialgebilde aus.

9. Die Differenzierung (Individualisierungsdrang) hat ihre Grenze in der Zahl der Individuen, d. h. die Differenzierung kann bis zur Atomisierung der Gesellschaft vordringen, weil jedes Individuum sein Interesse als den Inhalt eines Socialgebildes ansehen kann. Die Vergesellschaftung (Socialisierungsdrang) hat ihre Grenze in der „Menschheit", d. h. die „Menschheit" kann ein Socialgebilde sein, wenn derselben ein einheitliches Interesse zum Bedürfnis wird. Die praktischen Grenzen der Differenzierung sind aber die aus den Bedürfnissen der Menschen auf Grund der Lebensbedingungen sich ergebenden Interessen, welche im Daseinskampfe auftreten; die praktische Grenze der Vergesellschaftung ist die mögliche Genossenschaft, welche jene Interessen finden.

10. Die Differenzierung befreit mithin die Menschen aus unerwünschten socialen Schranken, um jenen Interessen zu leben, welche ihnen angeboren sind oder welchen sie sich durch die sociale Einwirkung hingeben; die Differenzierung schwankt auf der Bahn der socialen Nothwendigkeit zwischen den Ausartungen des individuellen Willens. — Die Vergesellschaftung hingegen bannt die Menschen in Schranken, um die nöthige Unterstützung und Mitwirkung für die Erfüllung und Sicherung ihres natürlichen oder vermeintlichen Interesses zu erlangen, oder in Schranken, welche die Gewalt socialer Zustände ihnen auferlegt; die Vergesellschaftung schwankt auf der Bahn der socialen Nothwendigkeit zwischen der freiwilligen Hingabe für ein soziales Interesse und der gewaltsamen Unterwerfung unter ein fremdes Interesse.

11. Für die Differenzierung sowie für die Vergesellschaftung ist sociale Nothwendigkeit, was durch die inneren Anlagen der Individualität interessengemäß vorgezeichnet, durch die Lebensbedingungen gegeben und durch die sociale Sachlage bedingt ist; subjectiver Antrieb und äußerer Zwang können die sociale Nothwendigkeit vorübergehend beugen, sie kommt aber im Resultat der allgemeinen Entwicklung unbedingt zur Geltung.

12. Je mehr sich die Menschen durch Vermehrung, Kampf und Verkehr über die vorhandenen Wohnsitze (Lebensbedingungen) ausbreiten, je mehr also Anlässe zur socialen Variierung eintreten, desto mehr Ausartungen des individuellen Willens (Abweichungen von der socialen Nothwendigkeit) werden im socialen Proceß vorkommen, sodaß der socialisierende Zwang (Unterwerfung) ein Bedürfnis wird, um die sociale Nothwendigkeit zur Geltung kommen zu lassen. Jede Unterwerfung bedingt ein Herrschaftsverhältnis; das Socialgebilde dieser Wechselbeziehung ist der *Staat*. — Weil aber der individuelle Wille entartet, entartet auch der Socialisierungszwang und schafft Herrschaftsverhältnisse, welche der socialen Nothwendigkeit widersprechen, d. h. Staaten, welche ihre social ordnende Aufgabe nicht erfüllen. Da greift die Differenzierung, gestützt auf den offenen Verkehr und auf die verletzten Interessen im Staate ein und zersetzt, reformiert oder zerstört den Staat, bis der socialen Nothwendigkeit entsprochen ist.

13. Die Art des staatlichen Herrschaftsverhältnisses richtet sich nach der Entwicklungsstufe des socialen Processes. Der Übergang vom einfachen zum geschichteten Socialgebilde, der Fortschritt von der Vernichtung aller fremden Socialgebilde zum variierenden Zusammenfließen derselben bezeichnet den *Eroberstaat*. Das Überwiegen friedlicher Interessen auf Grund eines durch Eroberung gesicherten Gemeinwesens eröffnet den *Culturstaat*; dieser Staat sucht die Nothwendigkeit des Unterwerfungszwanges mit der schaffenden Culturfreiheit in Übereinstimmung zu bringen.

14. Kampf und Krieg, überhaupt die socialen Störungen, *festigen* die Socialgebilde; sie sind daher die Quelle politischer Macht. Cultur und Verkehr *lockern* den socialen Verband; sie sind daher die Quelle socialer Differenzierung und politischer Zersetzung, aber auch die Quelle der Ausbreitung der socialen Beziehung.

15. So wie die Variierung zur bedingten Vervollkommnung und zur Complicierheit der Organismen führte, so schafft die sociale Differenzierung einen höher entwickelten und complicierteren Zusammenhang von über-, bei- und untergeordneten Socialgebilden. Diese stehen durch ihre Interessen und Lebensbedingungen in einer wechselseitigen Abhängigkeit, welche so weit reicht, als gesellschaftliche Berührungen zwischen ihnen möglich sind. Während die Socialgebilde ursprünglich in ihrer Umgebung vereinzelt stehen, ergeben sich später immer mehr Berührungen zwischen ihnen, bis endlich die Menschen von einem *Netz socialer Be-*

ziehungen umsponnen sind, welches einst sogar die „Menschheit" als ein Socialgebilde erscheinen lassen kann. Vermehrung, Ernährung und Dienstbarmachung sind die Ursachen; Krieg, Cultur und Verkehr die Mittel; übereinstimmende Interessenbefriedigung das Ziel dieser socialen Entwicklung.

16. Indem sich das Netz der socialen Beziehungen verdichtet, vermindern sich die gewaltthätigen Störungen socialer Zustände, weil jede Störung in dem complicierten Aufbau der gegenseitig abhängigen Socialgebilde vielseitig und endlich allseits interessenwidrig empfunden wird; so wie bei dünner Menschenvertheilung die Übermacht die socialen Angelegenheiten in dem politisch selbständigen Socialgebilde gewaltthätig ordnet, so will bei dichter Gesellschaft die Übermacht das Ordnen der socialen Angelegenheiten durch das Compromiß der sich entgegenstehenden Interessen herbeiführen. Der Culturstaat tritt durch die Verdichtung der Gesellschaft in den Vordergrund, und neben der gewaltthätigen Unterwerfung macht sich auch die wirtschaftliche Dienstbarmachung durch das Capital geltend. Welches Herrschaftsverhältnis dieser Mischung von politischem und wirtschaftlichem Zwange folgt, beantwortet der sociale Proceß praktisch noch nicht.

17. Die im Wesen der Individualität liegende absolute Feindseligkeit, welche ursprünglich durch den Mangel socialer Berührungen (außer jener der Blutliebe) nicht zum Ausbruch kam — während der Ausbreitung des socialen Processes über die Menschheit aber herrschend wurde —, wird durch die allseitige Vergesellschaftung wieder zurückgedrängt. Mangel an socialer Berührung im Urzustande der Menschheit und die Schwierigkeit socialer Störungen bei durchgreifender Cultur haben hier dieselbe Wirkung. Die absolute Feindseligkeit bricht aber wieder hervor, wenn sich ungleichartige Socialgebilde mit gleichen Interessen im Daseinskampfe begegnen, ohne daß eine Übermacht sie beherrscht oder eine Interessenabhängigkeit sie zur Übereinkunft veranlaßt.

18. In dem Maße, als der Culturstaat an die Stelle des Erobererstaates tritt, gleichen sich die Unterschiede in der Interessenbefriedigung der einzelnen Menschen wieder aus; es bildet sich die politische, sociale und wirtschaftliche Ungleichheit unter den Menschen zur Gleichheit des Genußantheiles in primitiven Socialzuständen zurück. Die allseitige Vergesellschaftung der Menschheit compliciert wohl die Socialgebilde, nähert sie aber der Interessenübereinstimmung durch eine wachsende Vervoll-

kommnung der socialen Organisation, ohne jedoch bei der bestehenden Verschiedenheit der Lebensbedingungen je alle Beweggründe zum socialen Conflict aufheben zu können. Die sociale Ordnung ist eine Organisierung des Daseinskampfes zum Zwecke der gesicherten Ernährung und der Fortpflanzung gesunder Generationen. Es ist daher gerechtfertigt, als den Abschluß socialer Entwicklung einen Zustand anzunehmen, in welchem trotz Mannigfaltigkeit der Berufsindividualitäten eine culturelle, politische und sociale Gleichheit der Menschen eintritt, unter Führung der intellectuell und sittlich vollkommensten Individuen. Unter diesem Herrschaftsverhältnis der sittlichen und intellectuellen Autorität wäre die sociale Entwicklung ohne Ausartung der angebornen und erworbenen Interessen vielleicht möglich; aber jene Gleichheit bliebe unabsehbar modificiert durch die Ungleichheit und den Wechsel der Lebensbedingungen.

VI. Die socialen Kräfte.

Die vorstehenden Untersuchungen an der Hand wichtiger Grundzüge der Wissenschaften haben zur Einsicht in die Gesetzmäßigkeit des socialen Processes geführt. Diese sociologische Erkenntnis ist eine unentbehrliche Voraussetzung für alle Wissenschaft, welche menschliche Wechselbeziehungen betrifft. Da der Mensch, als Individuum, zum Theil ein Product derselben ist, so wird jene Erkenntnis auch eine unentbehrliche Voraussetzung für alle Wissenschaft, die sich überhaupt mit ihm beschäftigt, und insofern sie ihre Erkenntnis nicht unmittelbar den naturwissenschaftlichen Hilfsoperationen zu entnehmen vermag. Die sociologische Erkenntnis ist der Psychologie ebenso unentbehrlich als die physiologische Erkenntnis. Erst beide zusammenwirkend erschließen den Einblick in die menschlichen Bewußtseinsvorgänge. Alle sociologischen Versuche blieben bisher vergeblich, weil ihnen diese philosophische Grundlage fehlte, welche an sich eine Synthese aller inductiven Wissenschaften ist.

Ich bin weit davon entfernt, zu glauben, daß diese Synthese nicht vielfach eine Vertiefung erfahren wird, und zwar von Denkern, welche die grundlegenden Wissenschaften vollständiger beherrschen als ich, und in dem Maße als die aufklärenden inductiven Wissenschaften sich selbst vertiefen werden. Aber diese Synthese mußte ausgesprochen werden, soll nicht die sociologische Einsicht mit all ihren Arten und Abarten von Socialwissenschaft hohl und Zweifeln ausgesetzt bleiben. Erst mit dieser Synthese ist man entsprechend ausgerüstet, um an concrete Fragen des gesellschaftlichen und individuellen Lebens der Menschen herantreten zu dürfen; sie bewahrt vor grundsätzlichen Irrthümern, leidenschaftlichen Ergüssen und nebulosen Speculationen über sociale Zwecke und Möglichkeiten.

Diese Syntheſe bedarf aber, bevor ſie den realen Geiſteswiſſenſchaften verläßliche Dienſte erweiſen kann, einer erläuternden Anwendung auf die Lebensäußerungen der ſocialen Kräfte, welche wir in der ſociologiſchen Geſetzmäßigkeit thätig fanden; wir müſſen dieſe in jenen differenzierten Erſcheinungsformen kennen lernen, wie ſie an die Oberfläche des ſocialen Lebens treten. Hiedurch werden wir den wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang mit den beſchreibenden Wiſſenszweigen der Sociologie herſtellen und deren Syntheſe aus dem Bereiche der Abſtraction jenem der Anwendbarkeit nähern.

---

23. Die ſocialen Triebe des Menſchen.

Die menſchlichen Bedürfniſſe äußern ſich unſerm Bewußtſein als eine innere Unruhe, die durch den phyſiologiſchen Proceß unſeres Leibes erzeugt wird. Das Bedürfnis ſelbſt iſt daher vor der Einſicht in dasſelbe vorhanden. Hieraus ergibt ſich:

1. Unſere Bedürfniſſe ſind als Forderungen des phyſiologiſchen Proceſſes den Naturgeſetzen unterworfen.

2. Unſere Bedürfniſſe ſind nicht eine willkürliche Gedankenrichtung des ſubjectiven Bewußtſeins, ſondern werden einerſeits durch die natürliche Entwicklung der Individualität, und anderſeits durch den Zwang äußerer Umſtände hervorgerufen.

3. Unſere Bedürfniſſe wurzeln überwiegend in der materiellen Natur des Ich und erlangen erſt durch die Beziehung zu äußeren Umſtänden einen intellectuellen Inhalt; ſie erhalten endlich durch den Eindruck einer unbefriedigenden Erfüllung eine moraliſche Weſenheit.

4. Das zu unſerem Bewußtſein kommende Bedürfnis iſt keine objective Einſicht in das, was unſere materielle, intellectuelle oder moraliſche Natur fordert, ſondern es iſt ein Intereſſe.

Wir kennen z. B. das Intereſſe an unſerer Ernährung, an der Erhaltung der Gattung, das Intereſſe an einer ſocialen Ordnung und an einem Glauben über das Abſolute; jedes ſolche Intereſſe erweckt als Ausdruck eines Bedürfniſſes in uns die Überzeugung von ſeiner Nothwendigkeit. Unſer Intereſſe iſt mithin keine ſpeculative Erwägung, über welche ſich ſtreiten läßt, ſondern es iſt mit dem Weſen unſeres ſubjectiven Zuſtandes

gegeben. Interessen, die man vielleicht mit andern vertauschen zu können glaubt, gehen nicht aus unseren Bedürfnissen hervor; sie sind Gedankenabschweifungen ohne Rückhalt in unserer Individualität, entbehren der Wirkung auf uns und auf den socialen Verkehr. Wem z. B. der Gottesglaube ein Interesse ist, dem ist er auch ein Bedürfnis und eine Überzeugung. Mit dem Erwachen der inneren Unruhe über die Beziehung zum Unendlichen tritt auch das Interesse am Glauben in volle Kraft, innerhalb jener Bedürfnisgrenzen, die unserer Wesenheit eigen sind. Religiöse Schwankungen und Zweifel sind die Folge eines unvollkommenen Interesses an einem concreten Glauben. So verschieden unsere Interessen auch sind, ihr Ursprung ist doch identisch, weil jedes Interesse durch die in uns wirkende Urkraft belebt wird; sie erstrebt in der einen Richtung die Vollendung unserer individuellen Existenz, in einer andern die Erhaltung der Gattung, in einer weiteren die Ermöglichung socialer Wechselbeziehungen und in einer letzten die Herstellung einer Übereinstimmung unseres Glaubens mit der Einsicht in die unvollkommene Welt unserer Vorstellungen.

Überblicken wir den psychischen Vorgang, der sich von dem unbewußten Bedürfnis durch die innere Unruhe zu einem bewußten Interesse entwickelt, so sehen wir, daß die Interessen der Ausgangspunkt unseres individuellen Handelns und der Grundzug unseres Denkens sind. Das Interesse ist die erste Erfahrung, welche das Bewußtsein macht, denn es besteht in jedem Geschöpfe vor dem Erwachen des Bewußtseins und gibt die Richtung seiner Entwicklung an; der im Mutterschoß ruhende Fötus führt bereits interessengemäße Bewegungen aus. Darum auch kommt ein wesentlicher Theil der Interessen gar nicht zum Bewußtsein, sondern schreitet schon aus der bloßen Unruhe automatisch und reflectorisch zum Handeln vor. Das Unbewußte ist die Bürgschaft eines wahren Bedürfnisses. Jede Interessenmodalität kann daher im Menschen instinctiv hervortreten; ein möglicher aber nicht ein nothwendiger Gedankenproceß bringt uns die Bedürfnisse zum Bewußtsein, womit aber schon die Verirrung und das Abweichen vom Bedürfnis eröffnet ist; denn alle Gedanken bedienen sich des subjectiv eigenthümlichen Hirn- und Nervenapparates, dem die gewöhnliche Verläßlichkeit des angebornen Interesses durch erworbene Interessen abhanden gekommen sein kann. Das physiologische Interesse der Ernährung, sich als Hunger äußernd, ist in der Thierwelt ein instinctives Streben nach den natürlichsten Nährstoffen; sobald aber dieses Interesse bewußt wird, tritt die Auswahl der Nähr-

stoffe ein und hiemit auch der Irrthum, der den Menschen manchmal verleitet, dem physiologischen Proceß abträgliche Nährstoffe zu sich zu nehmen. Der instinctive Geschlechtstrieb führt die Geschöpfe zu einer leidenschaftslosen Erhaltung der Gattung; mit dem Bewußtwerden erwachen aber die lasterhaften Verirrungen. Die instinctive Ergebung in die socialen Beziehungen der Herden und Horden sichert deren innere Gleichheit und Ruhe; mit dem Bewußtwerden der Beziehungen beginnt der sociale Kampf. Die innerliche Religiosität ist ein instinctiver Glaube an die Abhängigkeit des Einzelnen vom Ganzen; mit der bewußten Formulierung jedes Glaubens beginnen die confessionellen Verirrungen, welche das Wesen der innerlichen Religiosität mit Elementen der materiellen Welt verunreinigen.

Beachten wir die Wirkungen der Interessen im socialen Verkehr, so bemerken wir, daß das physiologische Interesse, ob es instinctiv oder bewußt wirkt, seine Befriedigung stets *von außen* verlangt; materielle Bedürfnisse führen zu einem Austausch der eigenen Materie mit fremder im Sinne des Stoffwechsels. Ähnliches gilt hinsichtlich des Individual- und des Gattungsinteresses. Das Socialinteresse hingegen kann *in* dem Individuum zur Befriedigung gelangen, da es dieses zum Verzicht anregt, während die Außenwelt von ihm empfängt. Das Transcendentalinteresse tritt überhaupt nicht in die Außenwelt, weder instinctiv noch bewußt; sobald es zu socialen Berührungen führt, steht es in Zusammenhang mit dem Individualinteresse.

Alle diese Modalitäten des angebornen Interesses kommen erst dadurch im Individuum zur Erscheinung, daß sie die im Leben wirkende Urkraft leiten. Die vom Interesse im Sinne des Lebensplans geleitete Kraft äußert sich als *Trieb*. So wie das Interesse bei der Empfindung als Gefühlston zur Erscheinung kommt, so äußert es sich im thätigen Leben als Trieb, womit sich Interesse und Leben vereint der Außenwelt gegenüberstellen. Die Triebe treten ins Bewußtsein und greifen in den Wirkungskreis der motorischen Nerventhätigkeit ein. Entsprechend den Entwicklungsmodalitäten des Interesses wirken in uns *materielle, eigennützige, intellectuelle* und *moralische Triebe*.

Der materielle Trieb strebt, das Individuum im Daseinskampfe zu entwickeln und zu erhalten, bis mit dem Tode die Nerven ihre Thätigkeit einstellen. Seine Thätigkeit vollzieht sich zum Haupttheile automatisch und reflectorisch; erst in dem Maße, als sich ihm Hindernisse in den Weg stellen, arbeitet er bewußt.

Sobald aber das Bewußtsein Vorstellungen und Erfahrungen heranzieht, verliert der materielle Trieb seinen elementaren Grundzug, der ihm von dem physiologischen Interesse her eigenthümlich ist; er ordnet sich Reflexionen unter und zieht einen weiteren Kreis der Außenwelt für die Befriedigung seines Strebens heran; nicht mehr der unmittelbare Ernährungs- und Geschlechtstrieb, sondern alle jene Momente wirken mit, die erfahrungsgemäß nach Zeit und Raum für die eigene und für die Erhaltung und Entwicklung der Gattung nützlich werden können. Diesen entwickelten materiellen Trieb nennen wir den eigennützigen, welcher unter allen Trieben den bestimmendsten Einfluß auf den socialen Proceß nimmt. Der Verstand gewinnt unter dem Eindrucke der Erfahrungen durch diesen Trieb eine Erweiterung, sodaß er die gesammten zugänglichen Lebensbedingungen umfassen kann. Der Grundzug ist hiebei der Eigennutz. Je weiter der Mensch denkt, desto mehr nähert sich der Trieb für den engeren Nutzen des Subjects dem Triebe für den Nutzen aller jener Geschöpfe und Socialgebilde, die mit dem Subject oder seinen Abkömmlingen in vortheilhaften Beziehungen stehen können. Die Blutliebe, die Quelle socialer Beziehungen, wirkt hiebei mit und dehnt den Eigennutz auf die Familie, den Stamm, die Nation, die Rasse auf der Grundlage jener Vorkommnisse aus, die für die Entwicklung des Subjectes in Betracht kommen. Auf diesem eigennützigen Trieb beruht zum wesentlichsten Theile die Entstehung, Erhaltung und Entwicklung socialer Individualitäten; er erhält auch die Cultur in einer dem Menschen nützlichen Richtung. Dieser eigennützige Trieb wird aber als Hauptkraft aller politischen Vorgänge nothwendig das Merkmal seines Ursprungs festhalten, das ist das Individualinteresse; wenn auch der Nutzen socialer Verbände mit dem Eigennutz Einzelner unter bestimmten Umständen identificiert werden kann, so bleibt doch der beschränkte Gesichtspunkt des vergänglichen Subjects stets ein Hemmnis für das sociale Gedeihen im allgemeinen. Sieht auch der Einzelne sein Interesse mit demjenigen eines Socialgebildes befriedigt, strebt er auch mit voller Kraft, dessen Interesse und Lebensbedingungen zu fördern, so wird doch mit der Zeit eine Sachlage eintreten, wo diese mit dem Individualinteresse in einen Conflict kommen, der jenen Einzelnen in den Bann seines Eigennutzes oder sogar seines materiellen Triebes zurückführt; denn der Unterschied zwischen dem Interesse socialer Verbände und jenem des Einzelnen liegt unabwendbar in der Verschiedenheit der Lebensdauer und in einer Vertheilung des Nutzens auf alle Ge-

nossen. Dieser eigennützige Abfall vom Interesse des zugehörigen Socialgebildes vollzieht sich gewöhnlich instinctiv und tritt erst nach und nach ins Bewußtsein.

Es kann aber auch vorkommen, daß der Einzelne auf Veranlassung des Socialinteresses, um z. B. dem Interesse einer höheren Gemeinschaft Rechnung zu tragen, von zugehörigen Socialgebilden abfällt. Diese Lostrennung vollzieht sich zunächst im Intellect; es erwacht der intellectuelle Trieb im Menschen als erste Manifestation eines möglichen Interesses ohne Rücksicht auf den Eigennutz. Wenn ich aber auch diese Möglichkeit ausspreche, so ist damit nicht gesagt, daß sie häufig vorkommen kann; denn auch der intellectuelle Trieb geht aus dem Individualinteresse hervor und wird in der Regel Ideen erfassen und stützen, welche dem Eigennutze dienen. Aber auf den gedankenfreieren Höhen der bloßen Idee kann das Interesse einer Allgemeinheit und ihrer Lebensbedingungen manchmal ungetrübt erfaßt werden, und es geschieht, daß der Mensch aus Interesse für die ihm entsprossene Idee den Eigennutz hintansetzt und die intellectuelle Vorbereitung des Gemeinnutzes einleitet. Es ist nothwendig, hier sofort die Bedeutung des intellectuellen Triebes im socialen Proceß erfahrungsgemäß zu erörtern, umsomehr als es der große Irrthum der jüngstvergangenen Entwicklungsperiode wissenschaftlicher Cultur war, an eine Macht der Ideen an sich zu glauben und dem Wissen und der Vernunft in der socialen Entwicklung eine Bedeutung zu geben, die sie nicht haben können.*

Schöpferische Ideen sind das Product eines besonders günstig veranlagten Bewußtseinsorganismus, dessen Äußerungen wir Verstand und Vernunft nennen. Aber dieser Organismus ist an sich ideenlos, gleichsam leer; das Bewußtsein erhält erst durch das angeborne Interesse einerseits, und durch Vorstellungen (Erfahrungen) anderseits seinen intellectuellen Inhalt. Dieser Inhalt, durch Gedankenassociation zur Idee entwickelt, steht daher unter dem Eindruck von Bedürfnissen, und zwar zuerst vom eigenen Bedürfnis, wodurch er nur der Gedankenausdruck des materiellen oder eigennützigen Triebes ist; oder er steht unter dem Eindruck allgemeiner

* Hieher gehört der erfolgbegleitete Versuch Henry Thomas Buckle's mit seinem Hauptwerke „History of Civilization in England". Merkwürdigerweise werden dieses Werk und seine Lehren der sociologischen Schule angehängt, während es die Bahn des Hegelianismus und derselben individualistischen Philosophie verfolgt, welche unfähig ist, die Wechselbeziehungen der Menschen aufzuklären.

(socialer) Bedürfnisse, wodurch er eigentlich erst zur Idee im Großen wird. Ideen, welche zu eng mit individuellen Bedürfnissen zusammenhängen, oder einer unzulänglichen Einsicht oder Erfahrung entspringen, oder durch kranke Bewußtseinsorgane entstellt sind, also einem allgemeinen Bedürfnis nicht entsprechen, können wohl das Product des intellectuellen Triebes sein, werden aber im socialen Proceß früher oder später zurückgewiesen oder gar nicht empfunden. Nur diejenige Idee hat eine sociale Wirkung, die mit den Bedürfnissen vieler oder einer Gemeinschaft in Übereinstimmung steht. Ideen, welche „unser Wissen in Einklang bringen mit den Dingen",* kommen erst dann zur offenen Anerkennung, wenn die Gesellschaft auf die intellectuelle Höhe der Idee gelangt ist. In diesen Ideen ringt sich die Urkraft zum Bewußtsein und zum Ausdruck ihrer Interessen empor; die vollkommensten Bewußtseinsorganismen sind ihre Werkzeuge hiefür. Das Verhältnis, in welchem eine Idee zu dem allgemein empfundenen Bedürfnis eines Gesellschaftskreises steht, ist maßgebend für den Einfluß, welchen sie im socialen Leben hat; damit ist auch ausgedrückt, daß die Ideen die verschiedensten Irrwege intellectueller Auffassung gehen können und dennoch wirksam sind, weil sie Interessen anregen, während die richtigsten Ideen in Bezug auf die menschliche Entwicklung zunächst wirkungslos sind, weil sie die im socialen Kampfe thätigen Interessen unbefriedigt lassen. Dies zeigt sich z. B. in der Anerkennung, welche die äußerste Ausartung der individualistischen Philosophie in den Werken Nietzsche's findet, während das Bedürfnis nach einer socialistischen Weltanschauung bereits fühlbar wird.

Jene intellectuellen Triebe, welche in entdeckender oder voraussichtiger Weise Bedürfnisse aussprechen und für die bezügliche Idee kämpfen, sind aber nur die frühzeitigsten Äußerungen socialer Vorgänge, welchen die andern Triebe erst in dem Maße Beachtung schenken, als das Bedürfnis auf dem Schauplatz der praktischen Interessen erscheint. Ideen, welche einst für den Träger des intellectuellen Triebes nutzlos, ja sogar gefährlich waren, mästen in der Gegenwart, praktisch verwertet, die zahllosen Träger materieller Triebe. Aber nicht die Ideen haben diese praktischen Erfolge herbeigeführt, sondern die Bedürfnisse haben die Ideen geboren, und die Ideen sind die ersten ins Bewußtsein tretenden Merkmale socialer Wandlungen.

---

* Herbert Spencer, Biologie (Berlin 1871), I, 363.

Dadurch, daß jede social wirksame Idee in einem nothwendigen Zusammenhange mit materiellen, beziehungsweise eigennützigen Trieben steht, vollzieht sich im intellectuellen Trieb die Scheidung nach der individuellen oder socialen Interessenrichtung. Es handelt sich nämlich darum, ob der Träger dieser Idee, ihr treu bleibend, für sociale Interessen kämpft, oder ob er den allgemeinen Zweck derselben verleugnet und dem eigennützigen Triebe anheimfällt. Wem das Socialinteresse fehlt, dem ist jede Idee nur ein Anknüpfungspunkt für seinen Eigennutz; er erhebt wohl manchmal sein Individualinteresse in das Gebiet intellectueller Bestrebungen, ohne ihnen jedoch den eigennützigen Grundzug abstreifen zu können. Intellectuelle Triebe erhalten sich nur rein, wenn sie jeder praktischen Mitwirkung an dem socialen Kampfe fern bleiben. Damit der intellectuelle Trieb im Kampfe die Objectivität socialer Interessen bewahre, muß er vom moralischen Triebe begleitet sein.

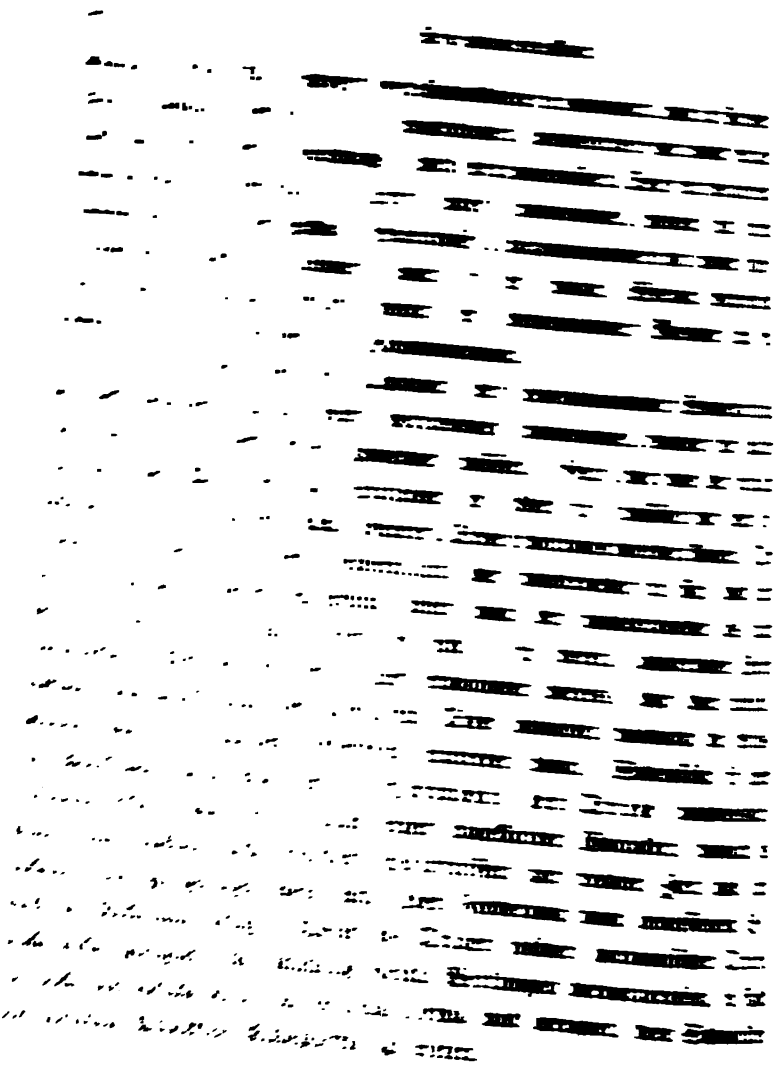
In nichts erhebt sich der intellectuelle Trieb leichter in das Gebiet des Socialinteresses als bei Befriedigung des religiösen Bedürfnisses. Aber auch nirgends zeigen sich das angeborne Interesse und die ihm eigenthümlichen Triebe deutlicher als darin, wie der Mensch religiöse Ideen im socialen Leben in Anwendung bringt.

Eine objective Entäußerung seiner selbst gegenüber dem Allgemeinen kann ebenso gestützt sein auf einen demuthsvollen Glauben an die unendliche Liebe eines Gottes, von dem man sich in absoluter Abhängigkeit weiß, als auch auf eine Erkenntnis der Herkunft unseres Bewußtseins und unserer individuellen Ohnmacht gegenüber der gesetzlichen Wirksamkeit des Absoluten. Beide Überzeugungen werden in ihrer reinsten Auffassung dem Wesen nach identisch. Wir überspringen durch sie im Bereiche unserer Vorstellungen jene Schranken, die uns die eigennützigen Triebe ziehen, und erweitern unser Mitgefühl auf alle bewußten Geschöpfe, unsern Antheil auf die ganze organische Welt, dehnen unser intellectuelles Interesse auf das Universum mit seiner wunderbaren Ordnung aus und stehen staunend vor den Schranken jedes weiteren Einblicks nach Zeit und Raum. Eine solche reine Auffassung unserer Beziehungen zum Absoluten ist nur den wenigsten Menschen zugänglich; es ist gewiß, daß sie in den Überzeugungen oder Empfindungen der größten Philosophen und Religionslehrer gelebt hat. Eine Spur derselben durchzieht nun, wechselnd nach dem Entwicklungsstadium und der socialen Sachlage, die Menschen im allgemeinen. Ihr Vorkommen bestimmt aber das Vorhandensein des

moralischen Triebes als jenes Kraftfactors, der dem Social- und Transcendentalinteresse entspringt; — er ist die Entwicklungsmodalität des Gattungsinteresses und wurzelt in dem angebornen Bedürfnis, sich nach Herkunft und geschlechtlicher Bestimmung als Theil eines Ganzen anzusehen, welches der materielle und eigennützige Trieb und dessen intellectuelle Emanationen im allgemeinen nur vorübergehend zum Schweigen zu bringen vermögen. An der Hand der verschiedensten Glaubenslehren und confessionellen Formalitäten, der verschiedensten Sitten und Gebräuche kommen diese moralischen Triebe zur Wirksamkeit; hauptsächlich aber erwachen sie unter dem Eindrucke der Entartung herrschender eigennütziger Triebe, welche das Bedürfnis nach subjectivem Verzicht erweckt.

Die fortschreitende Erweiterung des Einblickes in die socialen Bedürfnisse hat zweifellos eine Vermehrung moralischer Triebe im Wege gewonnener Überzeugung zur Folge. Solche moralische Triebe sind aber nicht stark genug, eigennützige Impulse in den Massen aufzuwiegen; eine stete Wiedererweckung religiöser Empfindungen ist der Weg, auf welchem moralische Triebe im Interesse der Gesellschaft zur Herrschaft gelangen. In dieser Hinsicht zeigt der sociale Proceß, daß sich die Glaubenslehren immer mehr der abstracten Religiosität nähern; die Confessionen werden unabhängiger von realen Beziehungen, was die moralischen Triebe immer unverfälschter zur Wirksamkeit kommen läßt.

Jeder sociale Trieb greift mit jener Kraft in den socialen Prozeß ein, die seinen Trägern als individuelle Energie zukommt; diese ist aber nicht allein von der Lebenskraft des Individuums abhängig, sondern vorzüglich von der Bestimmtheit seiner Interessenrichtung. Das Interesse muß voll und ganz der Individual- oder der Socialentwicklung zuneigen, also voll und ganz den materiellen, eigennützigen, intellectuellen oder moralischen Trieb erwecken, um nachdrücklich auf seine Umgebung einzuwirken. Die sociale Wirkung selbst hängt aber weniger von der Energie des Triebes als davon ab, welchen gesellschaftlichen Umkreis das verfochtene Bedürfnis ergriffen hat. Materielle Triebe beschäftigen sich stets nur mit dem eigenen Selbst; eigennützige sowie intellectuelle Triebe aber können den materiellen Interessen großer Gesellschaftskreise conform sein und wirken sodann mit jener Kraft, die ihnen selbst und der Unterstützung durch ihre Gesinnungsgenossen eigen ist. Moralische Triebe wirken in dem Maße, als sie Anhänger desselben Triebes zu werben vermögen; der moralische Trieb Einzelner, begleitet von einem intellectuellen Triebe, der



[illegible]

23. Der Einzelwille.

[illegible] gestimmte Lebensenergie [illegible] und den Kraftwert des [illegible] genommen wird. Wir können [illegible] voraussehen, wenn wir die Eigenart seines [illegible] und seiner Lebensenergie kennen. Es stimmt dies mit dem psychologischen Gedanken Schopenhauer's überein, daß die That

dem Charakter abhängt; nur ist dieser Ausspruch unbestimmt, weil der Interessenbegriff alle Beweggründe zur That umfaßt und weil Wille durch einen complicierten psychologischen Vorgang eingeleitet rden muß. (Siehe Abschnitt 27.)

Die von außen kommenden Vorstellungen sind die Veranlassung zur illensäußerung. Diese Vorstellungen, mögen sie von Sinnesreizen oder n Innervationen des Gemeingefühls herstammen, werden vom Bewußtnsorganismus aufgefaßt und vom anhaftenden Interesse beurtheilt; das usammentreffen dieser Apperceptionen mit dem individuellen Trieb erzeugt e *Absicht*, welche entweder durch starke Vorstellungen sofort oder im Wege von Associationen zum Willen wird, der die That im Nervenrganismus auslöst. Der Wille weist aber auch manche Vorstellungen rück und läßt sie wirkungslos abgleiten, wenn sie vom Interesse als npassend empfunden werden. Die Willensäußerung wird daher von dem *Kraftwerte des Individuums* bestimmt, mit welchem sich dieses in en socialen Berührungen geltend macht. Der Vorschritt zur That sowie ie Abweisung interessenwidriger Anregungen hängen von der Macht der ocialen Triebe, sowie diese von der Lebensenergie und der Bestimmtheit des anhaftenden Interesses ab. Der jeweilige Kraftwert eines Menschen hat seinen Ursprung:

a) in dem gattungsmäßigen Werte des Keimes (Id), aus welchem das Individuum hervorging,

b) in der physiologischen Entwicklungsart seines Ich,

c) in den durch äußere Einflüsse erworbenen Modificationen des dem Keime angebornen und sodann entwickelten Interesses.

Es liegt in der Natur der wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Keim, seiner physiologischen Entwicklung und den verschiedenartigen Einflüssen der Umgebung sowohl auf den Organismus als auch auf das dem Keime angeborne und dem Individuum überhaupt inhärente Interesse, daß die Spielarten der Menschen wechselvoll *starke*, *schwache* oder *kranke Individualitäten* sind. Das Verhalten des Individuums im socialen Proceß ist durch den Kraftwert seiner physiologisch-psychischen Componenten bestimmt; je nach ihrer Zusammensetzung wird das Individuum seinen materiellen oder seinen intellectuellen Eigennutz zur Geltung bringen oder moralischen und intellectuellen Verzicht üben; es wird mehr oder weniger dem Einflusse fremder Einzelwillen unterworfen und zu materiellem und intellectuellem Verzicht genöthigt sein. Daß wir überhaupt von einem

verschiedenen socialen Kraftwerte der Individuen reden können, liegt in der Differenzierung des Menschengeschlechtes, in dem Aufhören der individuellen Gleichheit des ersten Naturzustandes innerhalb der verschiedenen Gesellschaften, in dem vielgestaltigen Einflusse der Cultur und des socialen Processes selbst und in der unendlichen Variierung der Lebensbedingungen und Lebensgenüsse. Um der wechselnden Natur der Einzelwillen auf den Grund zu gehen, wollen wir die Haupterscheinungen des individuellen Kraftwertes in Wechselbeziehung mit andern Einzelwillen, überhaupt im socialen Verkehr, feststellen:

1. Starke Individualität auf Grund eines kräftigen und gesunden Keimes mit kräftigem, entwickeltem Interesse und kräftigem, gesunden Organismus; deren intellectuelle oder moralische Triebe sind stark, der Wille zur That ist bestimmt und rasch. Ein solches Individuum wird im allgemeinen das Individualinteresse in seiner Umgebung zur Geltung bringen, sodaß es die Lebensbedingungen ausnützt und abträgliche Einwirkungen der Außenwelt, insofern sie nicht überwältigend eingreifen, überwindet. Es ergreift im Socialinteresse die Führung in dem Umkreise, welcher ihm durch die vorgefundene Lebenslage und durch die socialen Verhältnisse zufällt. Es hält in der Fortpflanzung die Gattung aufrecht, und, insofern wir von einer Entwicklung der Gattung selbst reden können, nimmt es an einer interessengemäßen Ausbildung derselben durch volle, variierende Ausnützung der Lebensbedingungen Antheil. Dieses Individuum ist zur Zufriedenheit und zum Optimismus geneigt und hat, wenn es nicht schweren Kämpfen ausgesetzt ist, einen festen, traumlosen Schlaf; der gesunde Organismus befriedigt sein Schlafbedürfnis und ruht, regt also die stets thätige Aufmerksamkeit nicht an.

2. Starke Individualität aus gesundem Keim mit kräftigem, aber unentwickeltem Interesse bei gesundem Organismus; die materiellen Triebe sind stark, der Wille entspricht diesen Trieben instinctiv stark, ist aber bewußten Zwecken gegenüber schwankend und träge. Ein solches Individuum wird sich wohl seines Interesses in demselben Umfange bewußt, wie das sub 1, nur tritt das Gattungsinteresse, welches die socialen Impulse gibt, gegenüber dem Individualinteresse zurück. Schon hiedurch wandelt es außerhalb der Bahn des Gemeinnutzes und verzichtet auf die Führung im socialen Verkehr. Es gibt von seinem Individualinteresse so viel auf, als unerläßlich ist, um für unaufgebbare Interessen Genossen zu finden, unter welchen ein führendes, starkes Individuum ist;

dieser Verzicht stammt also nicht aus moralischen Trieben, sondern ist nur ein erzwungenes Zurückweichen des Eigennutzes, der sofort lebhaft hervortritt, wenn der sociale Zwang nachläßt. Diese Individualität ist die Massenerscheinung in der Gesellschaft; in solchen Interessengenossen kommt ein Socialwille zum Vorschein, der aus widerwillig dem Gemeinnutz sich unterordnenden Einzelwillen zusammengesetzt ist. Die sociale Kraftleistung solcher Individuen hängt weniger von ihrem Interessenzuge als von der Tüchtigkeit der Führung und von dem Zeitgeiste ab; weil aber das materielle Wohl der Massen der Kern des socialen Interesses ist, also ihr eigennütziger Trieb mit dem Hauptzuge des Interesses der Gemeinschaft übereinstimmt, so hat es bei richtiger Führung den Anschein, als wären sie social starke Individuen; erst bei Widerwärtigkeiten zeigt sich gewöhnlich ihr geringer moralischer Wert. Bei interessenwidriger Führung verlieren diese Massen jeden einheitlichen Willen und wüthen gegen den eigenen Verband. Diese Individuen haben einen stark proliferierenden Geschlechtstrieb mit geringem Interesse an der Nachkommenschaft. Sie haben in der Regel einen festen, traumlosen Schlaf.

3. Starke Individualität aus gesundem Keim mit kräftigem Socialinteresse und gesundem Organismus; der moralische Trieb unterdrückt den Eigennutz; der Wille ist kräftig und aufopferungsvoll. Ein solches Individuum setzt über sein Individualinteresse dasjenige der Gemeinschaft und wird nicht wanken in der Erfüllung seiner socialen Pflichten. Diese Individualitäten sind die Streiter für allgemeine Interessen und bilden den Kern jeder Gemeinschaft; wenn sie auch mangels intelleetueller und eigennütziger Triebe nicht die Führung haben, so wirken sie doch auf diese insofern zurück, als sie für die Beachtung des Gemeinnutzes eintreten und die Gemeinschaft davor bewahren, zum Spielball starker Individualitäten mit eigennützigen Trieben zu werden. Der sociale Kraftwert einer Gemeinschaft hängt vorwiegend von der Zahl und dem Einflusse dieser Individuen ab. Bei ihrem starken Keim und Socialinteresse kommen sie zumeist in Gemeinschaften vor, die auf der Blutliebe beruhen; also Stammes-, Völker-, National- und Rassenverbände sind der Tummelplatz dieser Individuen, wo unzweifelhafte Interessen die natürliche Entwicklung der Gemeinschaft leiten. Diese Individuen sind zumeist hingebungsvoll für ihre Nachkommenschaft. Sie haben gewöhnlich einen ruhigen, aber traumvollen Schlaf. —

Die drei vorgenannten Individualitäten sind die Normalerscheinungen

der Einzelwillen im socialen Proceß; 1 besorgt die Führung, 3 ist der Kern der Gemeinschaft und 2 die lenkbare Masse. Damit ist auch das Verhältnis gegeben, in welchem gemeiniglich diese Kräfte in den socialen Kampf treten; 1 stellt einige intellectuelle und wohlüberlegte eigennützige Triebe, 3 eine verhältnismäßige Anzahl moralischer Triebe, und 2 eine Masse mit materiellen Trieben bei, die aber auf Grund ihrer gesunden Individualität der Leitung folgt und durch 3 in der Bahn der gesunden Entwicklung erhalten wird. Wenn in einer Gemeinschaft die Mischung dieser Individualitäten in einer vortheilhaften Weise für das leitende Interesse gegeben ist, dann besteht eine Übereinstimmung der socialen Triebe, wonach für die socialen Willensäußerungen die Kräfte vortheilhaft zusammenwirken. Es wäre einer Gemeinschaft keineswegs von Vortheil, bloß intellectuelle oder bloß moralische Triebe zu enthalten, so wie es selbstverständlich ist, daß nur Mitglieder mit materiellen Trieben den Kraftwert der Gemeinschaft gering bemessen lassen. Eine Überzahl intellectueller Triebe beeinträchtigt die Einheit des Interesses und der Willensacte, und eine Überzahl moralischer Triebe hat eine radicale Übertreibung des leitenden Interesses oder das Preisgeben der realen Grundlage desselben zur Folge. Die Überzahl eigennütziger Triebe, besonders jener materieller Art, erhält eine Gemeinschaft auf dem Boden realer Interessen und gibt ihr jenen Kraftwert, für den es nur der richtigen Leitung und sittlicher Impulse bedarf, um im socialen Proceß erfolgreich zu sein.

Nunmehr wenden wir uns zu den abnormen Erscheinungen der Einzelwillen.

4. Starke Individualität aus einem schwachen Keim und unentwickeltem Interesse bei gesundem Organismus; die eigennützigen Triebe sind heftig, der Wille zur That ist überhastend. Solche Individuen werden vom Individualinteresse geleitet, ohne jeden Sinn für die Nothwendigkeit des moralischen Verzichtes. Diesen Individuen entspringen die Übelstände des socialen Lebens; Eigennutz, Eitelkeit, Ruhmsucht, Mißgunst sind ihre Triebfedern, daher sie dem leitenden Interesse nur unverläßlich Folge leisten, dieses aus Selbstsucht verleugnen und die Verräther ihrer eigenen Gemeinschaft werden. Alcibiades ist der Typus dieser Erscheinungsform; ihr gehören die Tyrannen auf dem Throne und die Demagogen im Volke an; extrem entwickelt, sind sie charakterlose Schurken, voll vorurtheilsvoller Leidenschaft. Die starke Individualität wird von körperlicher Gesundheit unterstützt. Der Abgang jedes Social- oder

Transcendentalinteresses läßt sie nicht zum Bewußtsein ihrer Schädlichkeit im socialen Leben kommen. Weil ein derartiges Individuum einen starken Eigennutz hat, findet es in der eigennützigen Masse starken Anklang; es reißt die Führung an sich, drängt die moralischen Triebe in den Hintergrund, und wenn keine stärkere Individualität sub 1 oder sub 3 vorhanden ist, die ihm die Führung entwindet, entsteht Unheil für die Gemeinschaft. Diese Individuen stören die Harmonie der socialen Kräfte, und es muß eine vorzügliche allgemeine Gesundheit der socialen Triebe vorhanden sein — was aber mit dem Hervortreten derartiger Individuen in Widerspruch steht —, um den natürlichen Interessenzug der Gemeinschaft wieder herzustellen. Solche Individuen sind ferner unlenksam und unduldsam. Ihr Geschlechtstrieb ist heftig und zur conträren Entwicklung geneigt. Es ist ihnen ein gesunder Schlaf eigen, wenn auch der Tumult subjectiver Leidenschaften phantastische Träume zuläßt. Sie scheuen nicht vor Verbrechen gegen Sitte und Recht zurück.

5. Schwache Individualität aus schwachem Keim und unentwickeltem Interesse bei schwachem, aber gesundem Organismus; die Triebe schwanken zwischen Heftigkeit und Schwäche; der Wille schwankt zwischen nervöser Übereilung und Abspannung. Solche Individuen werden im allgemeinen dem individuellen Interessenzuge, also dem Eigennutz folgen, denn ihre Schwäche läßt sie zum beherzten Verzicht im Socialinteresse nicht kommen. Sie sind im allgemeinen eingepfercht zwischen die Masse der sub 2 erwähnten Individualitäten und folgen der Leitung im Gemeininteresse so lange, als die Übermacht diesen Weg einhält. Werden aber die socialen Zustände schwankend, dann steigern sie die allgemeine Disharmonie der Bestrebungen ins Maßlose. Sie sind die Gefolgschaft und das günstige Object für die Bestrebungen der sub 4 erwähnten Individualitäten, weil ihnen die ruhige Erwägung für sociale Bedürfnisse fehlt. Anderseits gelangen sie aber oft auf religiöser Bahn zu moralischen Trieben, die aber leicht in das pietistische Individualinteresse zurückfallen. Diese Individuen neigen zu einem überreizten Geschlechtstrieb, bei welchem das Gattungsinteresse von geringem Einfluß ist. Sie haben wechselnd einen tiefen oder unruhigen Schlaf, je nachdem ihre sociale Sachlage die Nerventhätigkeit beruhigt oder erregt. Sie sind der Verführung zu Vergehen gegen Sitte und Ordnung unterworfen. —

Wenn auch die Individualitäten 4 und 5 von der Norm gattungsmäßiger Entwicklung bereits abweichen, so sind sie doch zu zahlreich ver-

treten, um nicht als regelmäßig mitwirkende Kräfte im socialen Proceß angesehen zu werden. Bedenklich für diesen wird es erst, wenn sie die Überzahl bilden, wodurch die sociale Entwicklung in Peripetien gerathen kann. Diese Individualitäten sind hauptsächlich das Product von socialen Zuständen, in welchen die Fortpflanzung durch gestörte Familienverhältnisse und Geschlechtsausschreitungen leidet und so das Keimplasma unter ungünstigen Umständen zur Entwicklung kommt oder der Intellect durch ordnungswidrige Vorstellungen einen nachtheiligen Erfahrungsinhalt erwirbt. Überhaupt sind diese Individualitäten Erscheinungen niedergehender oder ausartender Socialzustände.

6. Starke Individualität aus schwachem Keim mit schwärmerisch entwickeltem Interesse bei schwachem aber gesundem Organismus; solche Individuen haben eine Neigung zu demuthsvoller Entsagung und sehen ihr Lebensziel in der Aufopferung für Ideen, welche sich dem Interessenzuge ihrer Umgebung oder dem Zeitgeiste widersetzen. Sie werden zu Märtyrern ihrer Überzeugung; Milde und Selbstlosigkeit leiten ihr Handeln. Sie sind nach der Natur ihrer Interessen selten; sie treten bei wohlentwickeltem Intellect für Sittlichkeit in ihrer Umgebung durch Beispiel und Lehre auf; gelingt ihnen dies nicht, so versinken sie in Schwermuth und ergeben sich asketisch ihren Glaubensvorstellungen; sie sind praktischen Zwecken abhold. Ihr Geschlechtstrieb ist schwach, ihr Schlaf leise und traumvoll.

Diese Individualität ist das Widerspiel derjenigen sub 4 und bildet ein Correctiv gegenüber den Abweichungen der Individualitäten sub 4 und sub 5 vom Pfade der gesunden socialen Entwicklung.

Die folgenden Individualitäten sind überhaupt als krankhafte Erscheinungen anzusehen, welche am socialen Proceß im allgemeinen nicht mitwirken, sondern welche dieser zu überwinden trachtet, will er sich hinsichtlich eines concreten Socialgebildes auf der Bahn normaler Entwicklung erhalten.

7. Schwächliche Individualität aus schwachem Keim und unentwickeltem Interesse mit schwachem Organismus; die materiellen Triebe sind gewöhnlich lebhaft, der Wille aber ist schwach und vom Interesse abirrend. Ein solches Individuum hat eine matte und indolente Aufmerksamkeit, die Apperception der Vorstellungen ist unsicher, die Erinnerung unverläßlich. Das Individuum ist daher arm an interessengemäßen Erfahrungen überhaupt, insbesondere an solchen, die dem Social-

intereſſe entſpringen. Sein eigennütziger Inſtinct zeigt ihm wohl die nächſtliegenden Bedürfniſſe, es geht aber irre in der Tragweite ſeiner Abſichten und entbehrt der nöthigen Vorausſicht. Noch ſtumpfer iſt ſein Gattungsintereſſe; daher iſt ſein Verhalten der Geſellſchaft abträglich, deren Intereſſeneinheit ihm verſchloſſen bleibt. Dieſe Individuen ſind gewöhnlich der Auswurf niedergehender Raſſen und Nationen. Sie ſind zahlreich in den Naturvölkern Oceaniens, Auſtraliens und Amerikas vertreten, ſind aber auch das Product unglücklicher Culturverhältniſſe, in welchen der Keim nicht jene Zufuhr an materieller Kraft erfährt und das Individuum ſich unter zu nachtheiligen Umſtänden entwickelt, um das Leben zur vollen Energie gelangen zu laſſen. Dieſe Individuen ſind, beſonders ſeitdem durch die Maſchine das Bedienungsperſonal auf tiefſter Stufe der Intelligenz nivelliert wird, ſehr zahlreich geworden. Sie ſind das demokratiſierende Element in der Geſellſchaft und verlieren alles Verſtändnis für Intereſſen außerhalb ihrer täglichen Sorgen; ſie laſſen ſich um dieſer willen ſtets von den Individualitäten 4 leiten, mit deren eigennützigen Trieben ihre materiellen am leichteſten in Übereinſtimmung kommen. Blicke auf Zukunft und Allgemeines ſind ihnen verhaßt und moraliſche Triebe unverſtändlich. Trotzdem können ſich dieſe Individuen bei empfindungsreichen Anlagen und unter dem Eindrucke einer gewiſſen Hoffnungsloſigkeit dem religiöſen Bedürfnis auf eigennütziger Intereſſengrundlage hingeben und ſo Anhänger von den Individualitäten 3 oder 6 werden. Im allgemeinen iſt der Schlaf dieſer Individuen feſt, aber von jenen Träumen geſtört, welche durch die Vorſtellungen materieller Bedrängnis hervorgerufen werden. Ihr Geſchlechtstrieb iſt gewohnheitsmäßig ohne Beziehung zur Fortpflanzung. Sie entarten leicht zu Gewohnheitsverbrechern und Rückfälligen.

8. Schwache Individualität aus krankhaftem Keim und ſchwachem, unentwickeltem Intereſſe bei krankhaftem Organismus; die eigennützigen Triebe ſind unſtät und ſchwächlich, der Wille ſcheint manchmal aufzuflammen, verfällt aber überhaupt in Willenloſigkeit. Bei dieſen Individuen handelt es ſich zunächſt um den Kraftwert der phyſiologiſchen Momente; je nachdem die Krankhaftigkeit des Keimes und Organismus zur erhöhten Reizbarkeit des Nervenſyſtems führt oder dem Stumpfſinn zuneigt, wird auch das Individuum geeignet ſein, ſociale Impulſe zu empfangen und zu geben, oder überhaupt ſich ſocial indifferent verhalten. Weil das Individualintereſſe ſchwächlich iſt, wird es

sich manchmal sogar verleugnen und zu einem Verzicht gelangen, der aber nicht moralischen Ursprungs ist, sondern in einer materiellen Unterwerfung des Ich unter äußere Impulse besteht. Der krankhafte Bewußtseinsorganismus gibt bei krankhafter Aufmerksamkeit unzutreffende Vorstellungen; sie sind entweder übertrieben oder abgeschwächt appercipiert. Im letzteren Falle gehören die Individuen zu jenen melancholischen Menschen, von welchen das subjective Interesse unvollständig, der Lebenszweck getrübt erfaßt wird. Stumpfsinniger Verfall, Verzweiflung und Selbstmord sind die Folgen. Diese in der Gesellschaft vereinzelten Individuen verweigern den Antheil an socialen Werken, weil sie auch nicht an eine Befriedigung ihrer Individualinteressen glauben. Auch dem religiös-eigennützigen Interesse stehen sie skeptisch gegenüber; überhaupt, nichts regt sie hinreichend an als höchstens der Ausdruck des allgemeinen Pessimismus. Diese dem socialen Proceß ablehnend gegenüberstehenden Individuen haben für denselben auch keine Bedeutung; werden sie aber durch Herkommen u. dgl. in eine Stellung gebracht, wo sie auf ihre Umgebung einen Einfluß nehmen müssen, dann sind sie geneigt, gemeinnützigen Zwecken eine überspannte Auffassung entgegen zu bringen; gegen stark eigennützige Individuen haben sie instinctiv Abneigung. Wie soll sich auch ein Mensch kräftigen eigennützigen oder materiellen Impulsen hingeben, der nach seiner individuellen Schwäche für den Vollgenuß unempfänglich ist! — seinem Wesen ist es entsprechender, zu verzichten und zu verzweifeln. Die Zahl dieser Individuen ist gering und ihr Einfluß noch geringer. — Ist aber das schwache Individuum reizbaren Nervensystems, dann werden dem Bewußtsein durch eine überspannte Aufmerksamkeit übertriebene Vorstellungen von den Einwirkungen der Außenwelt übermittelt. Da auch das Individualinteresse dieses Individuums schwach ist, kommt es nur darauf an, daß es mit einem starken und gesunden Individuum mit kräftigem Individualinteresse in Berührung kommt, um den Rest an eigenem Willen zu verlieren und sich Willen und Interesse des andern suggerieren zu lassen. Das schwache Individuum verfällt diesem engbegrenzten socialen Einfluß nicht etwa aus Social- sondern aus dem Individualinteresse, einen Willen, und wäre es selbst ein fremder, zu zeigen.

Die Fälle der Suggestion, welche man irrthümlich mit animalischem Galvanismus u. dgl. in Beziehung bringt, sind unendlich zahlreich. Sie beginnen dort, wo ein Mensch den andern bei gleichem Kraftwert durch Vernunftgründe zur eigenen Überzeugung bekehrt. Unsere individuelle Kraft ist

sehr compliciert entwickelt; sie ist vorerst als Theil der Urkraft keinem Irrthum unterworfen, wird aber durch den Bewußtseinsorganismus, der individuellen Ursprungs ist, gelenkt, und durch die Umgebung, beziehungsweise das zugängliche Maß an Erfahrung, beeinflußt. Die natürliche Richtigkeit unserer Urtheilskraft wird, wie das Licht durch Medien, durch die unendliche Verschiedenheit unserer individuellen Bewußtseinsorgane gebrochen, verzerrt und unvollständig gemacht. Daher haben auch die vollkommenen Individualitäten sub 1 durch verschiedene Umstände einen verschiedenen Umfang an Einsicht, was auch ihr Interesse mehr oder weniger kräftig zum Ausdruck kommen läßt. Bestimmt z. B. das unter reicheren Erfahrungen entwickelte Individuum das andere zu seiner Einsicht, so ist das eine Suggestion, die wohl keine Hingabe an ein fremdes Interesse oder an einen fremden Willen ist, aber der fremde Wille hat doch das eigene Interesse einem weiteren Interessenkreis zugewendet; es ist dies also eine Suggestion im eigenen Interesse. Nun kommt es nur darauf an, daß wir die verschiedenen Individualerscheinungen sub 1—8 unter sich in sociale Berührung bringen, um alle Suggestionserscheinungen kennen zu lernen; denn die stärkere Individualität suggeriert der schwächeren so viel von ihrem Willen, als dieser vergleichsweise Willenskraft fehlt, und zwingt die schwächere in das Interesse der stärkeren, als jener Kraft und Entwicklungshöhe am eigenen Interesse abgeht. Die Führung der Massen im politischen Kampfe und die Autorität überhaupt basieren auf Suggestion im weitesten Sinne. Das Aufzwingen des fremden Willens und die Fesselung in die Bahn des fremden Interesses reicht gerade so weit, als der suggerierte Theil nicht im stande ist, ein eigenes stärkeres Interesse entgegenzusetzen. So wandeln manche Menschen so lange unter dem Einflusse stärkerer Individuen, als es sich nicht um ihr Geld oder um ihr Leben, ihre Ehre, ihre Religion u. s. w. handelt; denn in dem Momente, wo diese starken Beweggründe in Betracht kommen, ist ihr Interesse auch stark genug, um die Suggestion aufzuheben.

Die schwache Individualität 8 mit krankhafter Reizbarkeit kommt außerdem noch durch den afficierten Bewußtseinsorganismus zu den verschiedensten Abweichungen von der naturgemäßen Apperception und Gedankenassociation. Innervationen des körperlichen Gemeingefühls zwingen solchen Individuen je nach dem Grade ihrer Krankhaftigkeit Sinnestäuschungen (Hallucinationen) auf, welche sich sogar zum Schlafwandeln steigern können. Wir sehen, daß mit der Steigerung der Individual-

schwäche und Krankhaftigkeit der Bewußtseinsorgane die Sinnestäuschungen von der fälschlichen Apperception zur fälschlichen Gedankenäußerung bis zu interessenwidriger Willensäußerung und That vorschreiten. Die sociale Berührung solcher Individuen mit kräftigen führt bei zunehmender Willensschwäche und erhöhter Reizbarkeit des Nervensystems von dem Aufgeben des eigenen Willens und Interesses bis zur Willenlosigkeit und auf Zwangsvorstellungen begründeten Unterordnung unter den fremden Willen. Solche hypnotische Zustände zeigen im Somnambulismus die äußerste Consequenz des Preisgebens der eigenen Individualität auf Grund der Schwäche des inhärenten Interesses. Die active Apperception scheint gehemmt, ist aber in Wirklichkeit bei diesem Individuum mangels eigenen Interesses überhaupt zu schwach, die suggerierte Apperception zurückzuweisen. Die Mystik, mit welcher hypnotische Zustände heute noch ausgeschmückt werden, trübt selbst innerhalb der wissenschaftlichen Forschung die Klarheit über die hiebei in Betracht kommende Wechselwirkung der psychischen Factoren. Es scheint gewiß, daß auch hier dieselben physiologisch-psychischen Componenten maßgebend sind wie bei allem Verhalten des Einzelwillens gegenüber socialen Berührungen, daß die Abnormität der Erscheinungen nur in Relation steht mit der Verschiedenartigkeit der sich gegenüberstehenden Individualitäten. Es ist wahrscheinlich, daß mit der Suggestion und der Hypnose noch weitere unaufgeklärte Thatsachen in Verbindung stehen, die sich theils in erotischen Beziehungen der verschiedenen Geschlechter, theils im conträren Sexualgefühl äußern.* Sowohl der natürliche als auch der mißleitete Geschlechtstrieb wurzelt in einem Interesse, das zur Befriedigung der Completierung durch ein fremdes Interesse nicht entbehren kann, woraus beschränkte Willensverschmelzungen schon bei gesunden, die tiefgehendsten Willens- und Interessenverschmelzungen aber bei krankhaften Individuen selbstverständlich sind. Diese Individualitäten sind im Geschlechtstrieb, wie schon die vorstehende Schlußfolgerung zeigt, zu den äußersten Abnormitäten geneigt, wobei der Fortpflanzungsgedanke nicht oder nur als Illusion auf hysterischer Grundlage zum Vorschein kommt. Der Schlaf ist natürlich den ärgsten Unregelmäßigkeiten ausgesetzt. Verbrechen und Vergehen als Manie entspringen diesen Individualitäten.

9. Kranke Individualität überhaupt, wobei es nebensächlich ist, ob die Geisteskrankheit den Keim betrifft oder als erworben bloß

* Havelock Ellis und J. A. Symonds, Das conträre Geschlechtsgefühl. (Leipzig 1896.)

dem Organismus angehört; das Interesse, die Triebe und der Wille sind unberechenbar. Diese Individualität steht der sub 1 vollkommen interessengemäß handelnden als vollkommen interessenwidrigen Willens gegenüber. Dieser Gegensatz zum eigenen Interesse beruht überwiegend auf gehemmten oder verwechselt wirkenden Verbindungen der Nervencentren, sodaß der Bewußtseinsorganismus einen andern Affect hervorruft, als er nach seiner gattungsmäßigen Anlage zu erzielen hätte. Alle Wechselwirkungen der physiologisch-psychischen Componenten sind irrelevant; deren Einfluß auf den Willen ist, ob sie sich so oder so verhalten, durch den gestörten Bewußtseinsorganismus verwirrt. Diese Individuen stehen daher in keiner Beziehung zu dem socialen Proceß, wenn auch manchmal die That eines Wahnsinnigen in dessen Ereignissen sichtbar wird. —

Wir haben hiemit den Kreis der Haupterscheinungen der Kraftwerte des Einzelwillens im socialen Proceß geschlossen. Wenn auch die Spielarten des Einzelwillens unerschöpflich sind, so läßt sich doch *jede* derselben unter eine der neun Erscheinungsarten einreihen. Wir haben hiedurch ein Schema gewonnen, das für alle Fälle auf die Ursachen der Entstehung des Einzelwillens hinweist. Da nun die Ursachen jeder Entartung ein Product socialer Umstände sind, haben wir hiedurch einen wesentlichen Schritt in der sociologischen Erkenntnis gethan. Freilich wird dieses Schema nur dann ein wertvolles Mittel zur Erkenntnis, wenn man die biologische Grundlage des Bewußtseins, des angebornen Interesses und des Einzelwillens in ihrem vollen Umfange verstanden hat; die hiebei gewonnenen Ausblicke auf das sociale Leben bedürfen aber zum vollen Verständnisse ausreichender psychologischer, psychiatrischer und historischer Vorstudien.

25. Die Entwicklung der Einzelwillen.

Die Thatsache der großen Verschiedenartigkeit der Einzelwillen in den menschlichen Gesellschaften ist ein Product der wachsenden Vermehrung der auf den Socialproceß einwirkenden Momente; sie ist die psychische Seite der individuellen Differenzierung überhaupt.

Im Hinblick auf den einheitlichen Typus des Naturmenschen nähert sich diese psychische Verschiedenheit mehr oder weniger einer *Krankheit*. Die harmonische Entwicklung von Individuum und Organismus bei gesundem Keim und gesundem Interesse ist durch den socialen Kampf und durch die

Cultur alteriert. Die Störung der psychischen Gleichartigkeit der Menschen steht also in Zusammenhang mit den Entwicklungserscheinungen des socialen Processes. Das Verhältnis der krankhaften Individualitäten zu den gesunden ist daher denselben Schwankungen ausgesetzt, welche wir an dem Verlaufe der Entwicklung der Socialgebilde beobachten; deren Auf- und Niedergang steht mit dem Wechsel der individualisierenden und socialisierenden Kräfte in Zusammenhang. Das Überwiegen der gesunden und starken Individualitäten leitet das Entstehen eines Socialgebildes ein; das Interesse, welches diese sociale Individuation hervorrief, geräth bei der weiteren Entwicklung des Socialgebildes immer mehr in Widerspruch mit den wechselnden Lebensbedingungen, und hiedurch gerathen die Bedürfnisse der Individuen immer mehr in Widerspruch mit den socialen Zuständen. Das Socialgebilde sowie seine Genossenschaft beginnt zu kranken, und hiemit beginnt auch seine Auflösung. Die gesunden Individuen differenzieren hierauf neue Socialgebilde aus dem bestehenden, während die kranken Individuen mit dem alten Socialgebilde materiell oder wenigstens social untergehen.

Diese Wechselbeziehung der socialen Triebe des einzelnen Menschen mit dem Werden und Vergehen der Socialgebilde aller Art vollzieht sich gesetzmäßig. Ursache und Wirkung wechseln hiebei in ihrer veranlassenden Bedeutung; einmal gibt die Zunahme krankhafter Individualitäten den Impuls für das Verbleichen einer Gemeinschaft, in welchem Falle diese Krankhaftigkeit in ungünstigen Lebensbedingungen ihren Ursprung haben kann; ein anderes mal erzeugt das Verblassen des leitenden Interesses eines Socialgebildes die Krankhaftigkeit seiner Genossen. Manchmal ist aber auch das Ineinandergreifen der Ursachen und Wirkungen so untrennbar, daß innerer Verfall und äußere Erschwerung der Lebensbedingungen auf ein Schwinden der Nothwendigkeit des Socialgebildes schließen lassen. Beispiele sind entbehrlich, weil jedes Blatt der Geschichte und das tägliche Leben der Gesellschaft diese sociologische Gesetzmäßigkeit erhärten.

Betrachten wir die Haupterscheinungen des individuellen Kraftwertes näher, so zeigt sich, daß bei den gesunden (1—3) die entwickelten Interessen, beziehungsweise die intellectuellen und moralischen Triebe an führender Stelle überwiegen; diese Triebe sind unentbehrlich, um die Idee eines socialisierenden Interesses zu erwecken, sodann den Verband durch moralischen Verzicht aus den Schwierigkeiten der Gründung emporzuheben und seine Organisierung zu

vollziehen. Aber schon die später erscheinenden Individualitäten (4, 5) haben nur noch eigennützige Triebe und bringen Fermente der Beunruhigung in den Verband, weil sie mangels moralischen Verzichtes dem leitenden Interesse fremd gegenüberstehen; sie haben das schaffende Bedürfnis nicht mitempfunden und schöpfen aus ihrem Individualinteresse mannigfach differenzierende Ideen. Solange die starken Individualitäten überwiegen werden die schwachen und dissentierenden neutralisiert und das Socialgebilde wird aufrechterhalten; schwinden aber jene im Anhange an das leitende Interesse, dann erhalten die differierenden Kräfte das Übergewicht, und es beginnt der Niedergang des Socialgebildes, aus welchem es durch das Auftreten der Individualität 6 nicht gerettet werden kann.

Dieser allgemeine Proceß des Werdens und Vergehens der Socialgebilde wird in seiner Erscheinung davon beeinflußt, ob es sich um *selbständige und geschlossene Gemeinschaften* handelt wie der Stamm, das Volk, die Nation oder eine Gesellschaft —, oder um ein *eingeschichtetes Socialgebilde*, wie die Familie, der Stand oder die Partei.

Beim Niedergang kleiner eingeschichteter Socialgebilde werden die krankhaften Individualitäten (7, 8) und besonders oft die kranken (9) unvermittelt auftreten, weil das Mißgeschick manche Individuen sofort schwer trifft oder wenigstens aus der Bahn ersprießlicher Thätigkeit auf diejenige moralischer Abnormität wirft.

Beim Niedergange großer selbständiger Socialgebilde beobachten wir hingegen, daß die zunehmenden Mißstände die Erkrankung der Genossen sehr langsam vorschreiten lassen, weil sich dieselben nicht sofort in ihren Lebensbedingungen bedroht fühlen; in den ersten Stadien des Niederganges erhält die nachwirkende Kraft des Verbandes auch alle Theile in erträglichen Zuständen. Erst nach und nach bringen die allgemeinen Mißstände einzelne Individuen ins Wanken, was sich zunächst in ihrem Abfall vom leitenden Interesse verräth und sie zu den Individualitäten 4 und 5 macht. Es sind dies die Zustände der Umwälzungen bei Nationen und Völkern, in welchen besonders die Individualitäten 4, im Gegensatz zu ihrer symptomatischen Bedeutung für die beginnende Erkrankung der Gemeinschaft, sehr übermüthig sind. Solche Krisen machen nun die großen Socialgebilde öfter durch, ohne daß der volle Niedergang eintritt; es erwachen gewöhnlich unter der Individualität 1 die Triebe, welche, gestützt auf die Gesundheit der Individualitäten 2 und 3, das Social-

gebilde mit den Bedürfnissen wieder in Übereinstimmung bringen und die abnormen Elemente abstoßen, beziehungsweise die Krankhaftigkeit selbst in der nächsten Generation überwinden; denn diese liegt zu dieser Zeit hauptsächlich bloß in der Vorstellungsweise einzelner Menschen, welche nicht so bald auf die Keimesanlagen zurückwirkt. Hält aber eine solche Periode des Niederganges längere Zeit an, oder führt dieselbe nach und nach zum Untergange z. B. des Volkes oder der Gesellschaft, dann erzeugen die Mißstände mit allen ihren wirtschaftlichen, sittlichen, hygienischen und politischen Einzelkatastrophen in den Familien, Parteien und Erwerbsverbänden, untermischt mit den Individualitäten 1—6, auch solche sub 7—9, deren Krankhaftigkeit bis zu den Quellen des individuellen Bestandes vorschreitet und sogar den Keim entarten läßt. Das sind jene Zustände, wo die allgemeine Sittlichkeit tief steht, die Verbrechen sich mehren und alle jene Erscheinungen auftreten, welche auf Störungen des Nervensystems hinweisen, — in welchen durch den sittlichen Niedergang nach jeder Richtung die künftigen Generationen den verschiedenen Krankheitskeimen ausgeliefert werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die socialen Zustände essentiell die krankhafte Entartung der Menschen in physischer und psychischer Hinsicht herbeiführen; nur in Zuständen, in welchen die Bedürfnisse mit den Lebensbedingungen in Widerspruch kommen, gedeihen alle jene Erscheinungen der Unbefriedigung vom übermüthigen Adel und Demagogenthum bis zum Wahnsinn und zu der Rhachitis ganzer Generationen. Erstrecken sich solche Perioden socialen Niederganges über Völker lange Zeit hindurch, dann verschwinden die Individualitäten 1—3, die sub 4 übernehmen die Führung, und die sub 5 bilden untermischt mit jenen sub 6—9 die Mehrzahl. —

Wir sind hier bei einer Erscheinung der Entwicklung der Einzelwillen angelangt, wo die Vererbung der krankhaften Triebe durch die Krankheit der Keime eintritt, und wo wir unsere Untersuchungen nicht fortsetzen dürfen, ohne über das Problem der physiologischen Vererbung überhaupt eine verläßliche Ansicht gewonnen zu haben. Denn erwirbt der Keim des Individuums thatsächlich eine Präformation krankhafter Entwicklung, dann ist die Meinung zulässig, daß die niedergehenden Socialzustände eine schrittweise Entartung des Menschengeschlechtes herbeiführen; die Entartung der physiologisch-psychologischen Componenten macht einerseits eine Alteration des bedürfnismäßigen socialen Processes, und anderseits eine steigende Krankhaftigkeit der Menschen wahrscheinlich. Die

Beantwortung dieſes Problems ſteht in Zuſammenhang mit der Lehre über die Bedeutung erworbener Eigenſchaften für die Entwicklung der Gattung. Es ſchließen ſich hier die ſociologiſchen Erwägungen an die Lehre von der functionellen Continuität des Keimplasmas, um einerſeits dieſe Lehre zu prüfen und anderſeits die Vererbungsmodalitäten zu conſtatieren.

Der Keim ſteht unzweifelhaft unter dem Einfluſſe der Lebensbedingungen, welche ſeine Entwicklung begleiten; hiedurch ergibt es ſich, daß dieſer ſtark, oder ſchwach, oder krank dem Zeugungsacte zugeführt wird. Von dieſem Keime iſt aber das Keimplasma, weil es der Gattung angehört, weniger afficierbar als deſſen Körperzellen. Da nun der Organismus ein Product des ganzen Keimes iſt, von welchem nur das Keimplasma für die Entwicklung ſpäterer Generationen formell erhalten bleibt, ſo erſcheint die Entwicklung des Organismus äußeren Einwirkungen ausgeſetzt; das Individuum kann alſo ſchon vor der Geburt Eigenſchaften erwerben, welche nicht im Keime präformiert waren, die alſo ein Theil ſeiner individuellen Entwicklung ſind. Erſt dann, wenn eine fortgeſetzte Einwirkung auf den Keim in differenzierendem Sinne ſtattfindet, wird auch das Keimplasma von demſelben ergriffen. Infolge der Continuität des Keimplasmas kann dieſe Einwirkung im allgemeinen nur durch den Stoffwechſel herbeigeführt werden. Die mit dem Wechſel der Lebensbedingungen veränderte Stoffzufuhr, im umfaſſendſten Sinne genommen, wirkt auf die Biophoren wechſelvoll ein, ſodaß einzelne Determinanten verſtärkt, andere zur Vermehrung angeregt werden und wieder andere verkümmern. Dieſer grundſätzlichen Variierung des Keimplasmas, welche auch zum Artwechſel führen dürfte, ſtehen als weitere Urſachen der Variierung zur Seite:

1. Erkrankungen und gewaltthätige Deformationen des Keimplasmas, welche aber durch die Amphimixis und Panmixie früher oder ſpäter ausgeſchieden werden.

2. Die Amphimixis ſelbſt, welche aber nur Variierungen vermiſchen kann, die ſich durch andere Urſachen im Keimplasma bereits feſtgeſetzt haben.

3. Die Auslеſe bei der Zuchtwahl und im Daſeinskampfe, wonach diejenige Varietät bevorzugt erſcheint, welche vortheilhaft geſtaltet iſt, beziehungsweiſe keine Stoffzufuhr auf wertloſe Organe verwendet.

Dieſe Lehre Weismann's beachtet alle Conſequenzen der Continuität des Keimplasmas und weiſt die Vererbung erworbener Eigenſchaften im

allgemeinen zurück. Wenn sie nun auch unter allen übrigen Lehren das größte Vertrauen zu verdienen scheint, so erübrigt doch die nicht abzuleugnende Thatsache, daß erworbene Eigenschaften dennoch vererbt werden, wenn sie auch nicht artändernd eingreifen und gewöhnlich in der Generationsfolge wieder verschwinden. Ersteres läßt darauf schließen, daß die Natur des Keimes noch nicht unzweifelhaft aufgeklärt ist; letzteres bestätigt aber die functionelle Continuität des Keimplasmas wenigstens in dem Sinne, daß dessen Determinanten immer wieder zu Geltung kommen.

Die Vererbung steht daher im allgemeinen unter denselben biologischen Gesetzen wie die Entwicklung der Arten, obwohl einzelne Eigenschaften, die der Gattung widersprechend erscheinen, vorübergehend vererbt werden, sich aber nur dann artmäßig im Keimplasma festsetzen, wenn sie sich als eine Anpassung an die Lebensbedingungen darstellen und der Gattung im Daseinskampfe vortheilhaft sind.

Prüfen wir diese biologischen Lehren an sociologischen Erfahrungen.

Vor allem ist es eine sociologische Thatsache, daß die Krankheiten, die mit dem Keime und Ei bei der Entwicklung des Embryo vom Elternpaare übertragen werden, im Laufe der Generationenfolge verschwinden. Wo wäre auch das durch entartende Culturen den verderblichsten Einflüssen ausgesetzte Menschengeschlecht hingekommen, wenn die Vererbung erworbener, nachtheiliger Eigenschaften für die Entwicklung der Art bestimmende Bedeutung hätte? — Ganze Völker müßten nervenkrank und siech sein, — was thatsächlich nicht der Fall ist. Der Culturmensch müßte ein pathologisches Musterbild abgeben können, während er thatsächlich hinsichtlich der Individualitäten 1—4 größer, gescheidter, schöner und widerstandsfähiger ist als der Naturmensch. Wenn wir in gewissen Völkern Krankheitsanlagen endemisch wissen, so liegt dies darin, daß die Krankheitserreger fortgesetzt in gleichem oder verstärktem Maße auf die betreffenden Gemeinschaften einwirken, sodaß die innere Kraft der Individuen nicht ausreicht, den Ansturm der äußern Bedrohungen zu besiegen, sondern daß es schon ein Beweis der Widerstandsfähigkeit des Keimplasmas ist, die Gattung überhaupt zu erhalten. Es gilt dies z. B. von der endemischen Tuberkulose der Indianer und der Syphilis der Oceanier. Gänzlich unbekannt ist eine weite Vererbung der Krankheiten des Bewußtseinsorganismus; nirgends dehnen sie sich im endemischen Sinne über ganze Gemeinschaften aus, sondern sie stehen in engem Zusammenhange mit socialen Einflüssen, welche direct auf das Subject und die

Körperzellen seines Keimes einwirken, aber das Keimplasma der Gattung unberührt lassen. Daher auch beobachtet man, daß nervenkranke Eltern sowohl gesunde als auch kranke Kinder zeugen; in den überwiegenden Fällen sind diese kranken Nachfolger aber derartigen Socialverhältnissen ausgesetzt, daß ihre Krankheit entweder primär, oder der Durchbruch ihrer erblichen Belastung erklärt ist. Wie viele Irrsinnsfälle und überhaupt Katastrophen des Nervenlebens sind in unserer Zeit schon allein durch die falschen Vererbungstheorien verschuldet worden! — Um solche Fälle herbeizuführen, bedarf es ja nur eines schwachen Organismus, der sowohl durch physiologische Entwicklungsnachtheile als auch durch sociale Einflüsse herbeigeführt werden kann, ohne mit dem Keim in Beziehung zu stehen. Sollte da immer die Vererbung schuld sein, so hätten wir überhaupt keine solchen Krankheiten, weil die absolute Anerkennung dieser Theorie den ersten, einleitenden Fall leugnet. Und wie oft spricht man von Vererbung, wo ein einleitender Fall vorliegt, die vermeintliche erbliche Belastung aber nur nebenher in Erfahrung gebracht wird!

Da das Leben die Organismen dem Daseinskampfe anpaßt, beziehungsweise aus ihrem individuellen Gesichtspunkte vervollkommnet, so muß jede Krankheitserscheinung, und wenn sie auch von dem Keimplasma bereits erworben wäre, wieder ausgemerzt werden, sobald die krankheitserregenden Lebensbedingungen von gesunden abgelöst werden. Diese restituierende Anpassung erkrankter Generationen wird wegen oberflächlich aufgefaßter socialer Thatsachen in Zweifel gezogen. Nehmen wir z. B. im Überfluß aufwachsende Generationen an; deren Anpassungskraft wird sich mangels erzwungener Übung verringern; wir wissen, daß durch Luxus entartete Völker eine geringere Widerstandskraft nicht allein gegen politische Feinde, sondern auch gegen Krankheitserreger zeigen, daß sie in der Fortpflanzung zu erlahmen und für den oberflächlichen Beobachter auszusterben scheinen. Dieses Aussterben ist aber eine Fiction; denn der Stamm stirbt materiell nicht aus, sondern nur sein socialer Begriff. Vermöchten wir den Stammbaum größerer Gesellschaftskreise aufzustellen, so kämen wir zur Überzeugung, daß jede Volksindividualität, und zwar in dem Maße mehr, als sie den Culturvölkern angehört, das Product einer unentwirrbaren Kreuzung stammverschiedener Geschlechter ist. Jeder Einzelne stammt schon innerhalb unserer Zeitrechnung von vielen hundert Elternpaaren ab; und diese vielen Eltern gehören in der Regel allen Stämmen an, die innerhalb des Verkehrsgebietes unserer Rasse — und

manchmal auch darüber hinaus — in sociale Berührung traten. In dieses unentwirrbare Netz der Geschlechtsbeziehungen verschwinden die historisch untergehenden Völker, um unter einem geschichtlich neuen Namen an der Entwicklung der Keime denselben Antheil zu nehmen wie diejenigen Stämme, welche scheinbar die Geschlechtsfolge gegeben haben. Wohin sind alle wirklich und vermeintlich autochthonen Völkerschaften Europas gekommen? — Sie leben in uns und haben andere Namen erhalten. In dieser Mischung sind aber auch alle Schwächen und Krankheiten vergangener Niedergangsperioden verschwunden; in ihr hat sich die Regeneration der späteren Keime vollzogen, theils angeregt durch den Zufluß gesunder Keime, theils durch vervollkommnende Anpassung an die veränderten Lebensbedingungen. In diesem Wechsel der Generationen sind die Mischungen unter dem Einfluß des socialen Kampfes oftmals wieder erkrankt, aber das Resultat ist im allgemeinen — längere Lebensdauer und vervollkommnete Entwicklung. Diese Thatsachen beweisen aber die biologischen Lehren von der vervollkommnenden Anpassung der Gattung, wodurch die vererbten Mißbildungen der Individuen ausgeschieden werden.

Der Darwinismus sowie die bisherige Biologie leiden an dem Grundfehler, daß die Doppelnatur jedes Individuums nicht verstanden wird, wonach sich dasselbe einem Gattungs- und einem Individualinteresse entsprechend entwickelt. Ersteres ist das mit dem Keimplasma gegebene Herkömmliche, in welchem sich die anpassende Entwicklung aller Generationen ausspricht; letzteres ist, äußeren Anstößen folgend, wandelbar und vergeht mit dem Individuum oder seinen nächsten Nachkommen, *insoweit sich nicht das Gattungsinteresse der eingetretenen Modification* — die nur unendlich klein sein kann — *bemächtigt*. Die meisten Vererbungstheoretiker* sehen überhaupt individuelle Veränderungen, besonders organische Gebrechen, als Angelegenheit der Entwicklung an. Mäusen und Katzen durch Generationen den Schwanz abzuschneiden, kann nie zur Folge haben, daß die Gattung sich die Schwanzentwicklung abgewöhne, weil diese Veränderung nicht in einem Anpassungsinteresse der Gattung liegt. Anders verhält sich dies, wenn man Pflanzenfresser durch Generationen an Fleischkost gewöhnt; da zeigt sich das Gattungsinteresse durch eine successive Verkürzung und Modification der Gedärme, eine Erschei-

* Zusammengefaßt in: Th. Ribot, Die Vererbung. Psychologische Untersuchung ihrer Gesetze u. s. w. ([Übersetzung nach der 5. Aufl. des Originals], Leipzig 1895).

nung, die wir in verwandtem Sinne auch bei den verschiedenen Menschenrassen, ja sogar bei Stämmen gleicher Rasse nachweisen können. Hier bemächtigt sich das Gattungsinteresse der erwünschten Modification des Organismus und befestigt dieselbe im Keime. Die Unterschiede in der Schädelbildung und in dem Hirngewicht zwischen den Cultur- und den Naturvölkern sind solche Anpassungsmodificationen, die sich mit der Zeit im Keime befestigt haben.

Wenn auch die Frage der Entwicklung der Gattungen insofern ungelöst erscheint, weil noch kein Fall des Überganges von einer Art zur andern unbedenklich erwiesen ist, so reichen doch Anpassungsmodificationen, wie die vorstehenden, hin, uns in dem Glauben zu bestärken, daß die Entwicklungshypothese in Zusammenhang mit einer richtigen Auffassung des biologischen Gesetzes der Vererbung wahr sei. Damit sie aber auch erwiesen werde, ist es unerläßlich, daß die Forscher einen Weg gehen, auf welchem solche Nachweise angetroffen werden können, — und diesen Weg zeigt die sociologische Erkenntnis. Somatische Extravaganzen, sozusagen Seitensprünge der individuellen Natur der Geschöpfe, mit deren großer Entwicklungsreihe in Wechselbeziehung zu bringen, erweist sich als ein unlogisches Beginnen, sobald wir die Einsicht haben, daß dieselben — wie z. B. sechs Finger, oder rothe Augen, oder ein verkürzter Fuß — Erscheinungen sind, die durch unregelmäßige äußere (sociale) Einwirkungen hervorgerufen sind. Solche Erscheinungen können sich dem Keime darum nicht anpassen, weil das Gattungsinteresse sie sogar thätig zurückweist. Die Entwicklung des Keimes hat, wenn sich solche Abnormitäten durch mehrere Generationen wiederholen, unter conformer äußerer Einwirkung den Anlauf genommen, diese der Art einzuprägen. Das gilt besonders bei Wiederholungen von Erkrankungen des Bewußtseinsorganismus, z. B. vom Verbrechersinn, bei welchem jede nächste Generation, unter dem nachtheiligen socialen Einfluß ihrer Erzeuger stehend, die Anlage nicht losbringt, sondern vielmehr weiter entwickelt. Da aber die Lebensverhältnisse einerseits wechseln und anderseits in jeder Generation anders beschaffene Keime durch amphigene Fortpflanzung mitwirken, so findet die Rückbildung zur artmäßigen Norm früher oder später statt. Natürlich sind ataviſtische Erscheinungen bei der Unverwüstlichkeit des Keimplasmas unter gewissen begünstigenden Umständen möglich, gleichsam als Abstoßerscheinungen der einstigen Verirrung in der Entwicklung. Aber auch dieser Atavismus ist nur zu oft dem ernsten Forscher verdächtig; wenn man z. B. die Nasen

oder Lippen bei allen Generationen aufmerksam verzeichnen würde, so wäre man vielleicht erstaunt, wie häufig die bei den Vererbungstheoretikern so beliebte „habsburgische Lippe" und „bourbonische Nase" sich vorfindet als Abnormität, aber nicht als Atavismus, den man bei den bezüglichen Dynastien beobachten will.

Bei der Vererbung von individuellen Gebrechen für eine beschränkte Nachkommenschaftsreihe müssen wir auch noch der unabgeschlossenen bacteriologischen Forschungen gedenken. Das Verbreitungsgebiet der pathogenen Organismen ist heute noch nicht festgestellt, während es immer mehr den Anschein erhält, daß alle Krankheiten, also auch diejenigen, die auf eine Pathogenesis schließen lassen, auf Bacterien beruhen. Wie lange ist es her, daß die Schwindsucht und Tuberkulose als eine erworbene Eigenschaft der Vorfahren angesehen wurde! — Heute wissen wir, daß diese Vererbung nicht durch den Keim stattfindet und auch die bezüglichen Bacterien in ihm nicht übertragen werden können, sondern daß, wenn sich in der nächsten Generation die Erkrankung wiederholt, dies einer äußeren Einwirkung auf das sich entwickelnde Individuum entweder im Mutterleibe oder durch die Muttermilch und den ansteckenden Umgang mit kranken Eltern zuzuschreiben ist. Wir wissen heute ferner, daß die Syphilismikroben auch mit dem Keime übertragen werden können, wonach also nicht die Vererbung einer erworbenen Eigenschaft in Betracht kommt. Wir wissen von der Übertragung von Bacterien durch den Keim in der Thierwelt, wie z. B. bei der Pébrine der Seidenraupe.*

Solche Erfahrungen müssen uns vorsichtig machen in der Auffassung der Vererbung von erworbenen Eigenschaften, sobald sie dem Gattungsinteresse als Gebrechen widersprechen. Wir sehen aber, wie diese Vererbungstheorie unter dem Einflusse einer scheinbaren Gelehrsamkeit und oberflächlichen Speculation Orgien feiert, sodaß sie zu einer Modethorheit von Dichtern, Richtern und Gesetzgebern geworden ist. Wo sind die Beweise, daß nicht Nerven- und Hirnkrankheiten ebenso auf Bacterien zurückzuführen sind, — oder wenigstens auf eine Krankheit des Blutes, die wieder durch Bacterien hervorgerufen wurde? — Wissen wir doch, daß in den Begleiterscheinungen vieler auf Bacterien zurückführbarer Krankheiten, z. B. des Typhus, des Milzbrandes, Psychosen und Neuralgien eintreten, die in ihrer Wirkung auf das Bewußtsein und die Empfindung

* P. Baumgarten, Lehrbuch der pathologischen Mykologie (Braunschweig 1890).

identisch sind mit den Hirn- und Nervenleiden acuter Natur. Bedenken wir, daß unser Blut die unendlich zarten Capillarnetze des Gehirns mit Hilfe der hohen Elasticität der Blutkörperchen durchschreitet, daß anderseits unser Blut in einem steten Kampf mit pathogenen Mikroben steht; wie soll sich die auf der Ernährung des Nervensystems durch das Blut begründete Bewußtseinsthätigkeit ungestört vollziehen, wenn das Verhalten der Blutkörperchen durch die Einwirkung von Bacterien alteriert ist? — So wie herabgestimmte Lebenskräfte die Empfänglichkeit für die schädliche Wirkung aller Bacterien steigern, so werden auch Gemüthsdepressionen jenen Schwächezustand herbeiführen, in welchem die eingewanderten Bacterien die Herrschaft über das Blut und das Nervensystem erlangen. Eine Vererbung von Gebrechen unseres Bewußtseinsorganismus durch den Keim ist gerade so wenig bewiesen als die Vererbung eines Buckels; aber es ist wahrscheinlicher, daß dieser Buckel im Keime übertragen wird, als Nervenkrankheiten, sobald wir annehmen, daß auch diese auf Bacterien beruhen, wie die meisten Krankheiten. Diese Meinung schließt aber die Vererbung einer krankhaften Anlage aus und weist auf Übertragungen von Bacterien und auf Infection hin. In dieser Hinsicht hat uns die Bacteriologie eine Einsicht eröffnet, die mit der Lehre von dem siegenden Gattungsinteresse in Zusammenhang steht; sie hat gezeigt, daß der feindlichen Bacterienaußenwelt eine vertheidigende, kampfbereite Bacterieninnenwelt des Ich gegenübersteht. Die weißen Blutkörperchen, welche die von außen eindringenden Bacterien zu bekämpfen scheinen (durch welche Hypothese zum Theil die Immunität einzelner Individuen gegenüber gewissen Krankheitsstoffen und die Impfungserfolge ihre Erklärung finden dürften), bekämpfen auch die ererbten Bacterien; es handelt sich hiebei nur darum, ob die Leukocyten in dem primär erkrankten Individuum oder in einer späteren Generation siegen.

Aber auch angenommen, die Erkrankungen des Bewußtseinsorganismus werden im Keime übertragen — vielleicht durch eine Variation in den Verbindungswegen der Determinanten —, so wird doch das Gattungsinteresse nach Generationen die Krankheitserscheinung verdrängen und den Keim auf den normalen Gattungstypus zurückführen, beziehungsweise den normalen Lebensbedingungen vervollkommnet anpassen. Das Leben und die äußeren Einwirkungen, die Ursachen aller anpassenden Variierung, sind hier thätig, um die abgeirrten Geschöpfe auf den Durchschnittswert ihrer selbst und der Lebensbedingungen zurückzuvariieren.

Unsere Untersuchungen über die Natur der physiologischen Vererbung von als Gebrechen aufzufassenden erworbenen Eigenschaften haben also gezeigt:

1. daß das Gesetz der Vererbung vor allem unbedingt gilt für die Fortpflanzung der gattungsmäßigen Eigenschaften, gesichert durch die functionelle Continuität des Keimplasmas;

2. daß die Variierung gattungsmäßiger Eigenschaften zuerst durch die Körperzellen des Keimes, aber auch durch das Keimplasma stattfinden kann, wenn sie als interessengemäße Anpassung an den Wechsel der Lebensbedingungen gelten kann. Es entspricht dies dem Gesetze von der Entwicklung der Arten überhaupt;

3. daß erworbene individuelle Eigenschaften, solange nicht durch continuierliche, artändernde Einwirkung auch das Keimplasma differenziert wurde, mit dem Aufhören der variierenden Lebensbedingungen wieder abgestoßen werden und das Individuum zu seinem gattungsmäßigen Typus zurückkehrt;

4. daß zum Übergang von einer zeitweiligen zu einer im Keimplasma festsitzenden, artvariierenden Vererbung eine so lange Einwirkung verändernder Lebensbedingungen nothwendig ist, daß die Veränderung nicht mehr als Gebrechen aufgefaßt werden kann, sondern als gattungsgemäßes Bedürfnis gelten muß; so sind z. B. die Flügel des Pinguin infolge seiner Lebensbedingungen nicht mehr als Flug-, sondern als Schwimm- und Stehgliedmaßen aufzufassen;

5. daß die Festsetzung von Gebrechen und Krankheiten im Keimplasma gewöhnlich nicht eintritt, weil

a) nachtheilige Lebensbedingungen, dem Durchschnitt aller Entwicklungserscheinungen widersprechend, nur ausnahmsweise fortgesetzt auf die Generationsfolge einwirken,

b) das Leben die Individuen fortwährend den Lebensbedingungen anpaßt, also mit der Rückkehr günstiger Lebensbedingungen auch der Organismus artmäßig normal wird,

c) die Erkrankung des Keimes durch die amphigene Fortpflanzung und Panmixie einer progressiven Abschwächung mit jedem neuen Zeugungsacte zugeführt wird und durch Abstoßung der Richtungskörper gegenüber den gesunden Theilen des Keimplasmas immer mehr an Einfluß verliert. —

Wenn im socialen Proceß eines selbständigen Socialgebildes durch den Widerspruch zwischen leitendem Interesse und Bedürfnis die schwachen und kranken Individualitäten 7—9 überhandgenommen haben, dann ist eine Umwälzung des leitenden Interesses durch die Individualitäten 1, 3 und 6 unausweichlich; das Socialgebilde regeneriert sich entsprechend den Bedürfnissen oder zerfällt durch Differenzierung, womit dem Bedürfnis durch Neuschöpfungen von Socialgebilden entsprochen wird. Kurz, die Wiederkehr einer Übereinstimmung des leitenden Interesses mit den Bedürfnissen wird zur socialen Nothwendigkeit. Das Wiedererstehen von starken, gesunden Individualitäten liegt in der naturgemäßen Anpassung Aller an die bestimmenden Lebensbedingungen, woraus auch zuerst eine Gesundung der socialen Verhältnisse erfolgt, der eine Gesundung der das Socialgebilde erfüllenden Individualitäten früher oder später nachfolgt. Theils werden die schwachen und krankhaften Individualitäten 5—8 unter dem Einflusse befriedigender äußerer Verhältnisse beruhigt und verschwinden in der Masse sub 2, theils sterben sie, sowie die kranken Individualitäten 9 und ihre kranke Descendenz durch Zuchtwahl und Daseinskampf ab. Die beunruhigenden Individualitäten 4 kommen unter dem Zwange allgemeiner Befriedigung zum Schweigen und gehen in diejenigen sub 1 und 2 auf. Nach den geschichtlichen Erfahrungen haben solche Perioden socialer Umwälzung gewöhnlich nicht jene Dauer, um Menschen zum Nachtheile der Gattung zu variieren. Es werden daher krankhafte Vererbungen in den Perioden der socialen Gesundung abgestoßen und ausgelöscht. Die späteren Generationen erscheinen wieder im allgemeinen gesund und sind gewöhnlich geeignet, die Grundlage für neuauflebende Socialgebilde zu bieten.

Freilich hat die fortschreitende Complication der socialen Verhältnisse auch eine fortschreitende Complication der Individualitäts-Erscheinungen zur Folge. Während in einfachen Socialzuständen eine sociale Regeneration die Menschen wieder auf die Individualitäten 1—3 zurückführt — was noch bei den Völkern des Alterthums und manchmal auch des Mittelalters der Fall war —, hebt die Neuzeit wohl die physische Tüchtigkeit in den starken Individualitäten 1—4, sie bleiben aber stets vermischt mit jenen sub 5—9; theils vermischen sich die Socialgebilde, sodaß allgemein befriedigende Socialzustände nur selten zum Ausdruck kommen können; theils vermischen sich auch die Menschen in den Gesellschaften so sehr, daß die Abstoßung kranker Individualitäten stets von dem Vorhandensein anderer, noch kranker, aus anderweitigen Mißständen herrührend, begleitet wird.

Socialgebilde jedoch, die zu keiner Regeneration mehr gelangen — wie z. B. die Hindus und einzelne Naturvölker —, leben gemeiniglich unter so ungünstigen Lebensbedingungen und in derart socialer Bedrängnis, daß der regenerierende Wechsel der Individualitäten nicht eintritt, obgleich die Kraft des Keimes hiefür nicht in Abrede gestellt werden kann. Die Masse wird überhaupt schwach und hat keine Individualitäten 1—3, aber auch nicht solche sub 4, 6 und 9, weil die Einfachheit der Lebensführung oder der socialen Zustände keine Complication der Individualität begünstigt. Da ergibt es sich nun, daß die Gebrechen unter der Einwirkung des dauernden Widerspruches zwischen Interesse und Bedürfnis dem Keimplasma eigenthümlich werden, wodurch der Niedergang des betreffenden Stammes eine Variierung der Art im Sinne der Lebensbedingungen darstellt. Wir beobachten diese nachtheilige Variierung nicht bloß bei Menschen, wie z. B. bei den Buschmännern, Australnegern und Botokuden, sondern bei allen Organismen; denn die Erde ist voll von niedergehenden Arten und ihren Überresten. Bei dem Menschengeschlechte ist aber der Niedergang einzelner Varianten vorwiegend das Product des Kampfes der Menschen unter sich, sodaß der Untergang gewisser Rassen mit der anpassenden Vervollkommnung der begünstigten Rassen in Zusammenhang steht.

Wir haben im Vorstehenden erwiesen, daß die innere Wesenheit der socialen Kräfte, welche sich im socialen Proceß als Einzelwillen manifestieren, in fortwährendem Fluß ist; die Relationen zwischen den Bestrebungen dieser Einzelwillen und den Lebensbedingungen modificieren unausgesetzt die Componenten der Einzelwillen, aber in einer solchen Wechselfolge, daß die ausartende Differenzierung der Individualitäten stets der Vorbereitungszustand für eine bedingt vervollkommnende Entwicklung wird. Die angebornen Interessen sowie auch die socialen Triebe haben das Bestreben, Individualisierung und Socialisierung zur Geltung kommen zu lassen, indem regelmäßig dem Überschwange differenzierender Individualinteressen mit ihren eigennützigen Trieben und krankhaft ausartenden Einzelwillen eine Herrschaft des Socialinteresses mit intellectuellen und moralischen Trieben und starken gesunden Einzelwillen folgt.

26. Der Socialwille.

Die Untersuchung der Wesenheit des Einzelwillens hat gezeigt, daß es sich im socialen Proceß stets darum handelt, inwiefern dieser sich andern Einzelwillen beugt, beziehungsweise inwiefern er andere Einzelwillen sich unterwirft. Die Einzelwillen scheiden sich hienach in *active oder aggressive* und in *passive oder defensive Einzelwillen*. Wir haben gefunden, daß stets eine Minderzahl activer Einzelwillen (starke Individualitäten) die Mehrheit der passiven Einzelwillen (unentwickelte oder schwache Individualitäten) beugt, wobei aber beachtet werden muß, daß auch die passiven Einzelwillen, solange der Bewußtseinsorganismus gesund ist, gewöhnlich das in ihnen lebende Interesse festhalten und sich nur in der Wahl der Mittel zu dessen Befriedigung unterwerfen. Durch diese Unterwerfung mehrerer Einzelwillen unter einen andern Einzelwillen entstehen die Socialgebilde. Der führende Einzelwille formuliert das leitende Interesse der Gemeinschaft. Die bewußte oder instinctive Ausführung der Absicht, welche zur Befriedigung des leitenden Interesses führen soll, ist der *Socialwille der Gemeinschaft*.

Der Socialwille ist mit keinem der Einzelwillen identisch, denn wenn er sich auch den activen Einzelwillen verwandt zeigt, so wird er doch stets nach irgend einer zulässigen Auffassung als das Compromiß aller Einzelwillen im Verhältnis zu ihren Kraftwerten erscheinen. Die krankhaften Individualitäten kommen hiebei weniger in Betracht, da sie mehr eine symptomatische als eine regierende Bedeutung in den Gemeinschaften haben. Wohl aber kann es sich ergeben, daß durch die maßgebende Stellung eines kranken Individuums auch Zwangsvorstellungen eine sociale Bedeutung erlangen; doch muß man beachten, daß die Ursache dieses Einflusses nicht in dessen Kraftwert, sondern in der eigenthümlichen Zusammensetzung der Gemeinschaft liegt, welche sich einem solchen Einzelwillen beugt.

Die Einzelwillen in dem Socialwillen zusammengefaßt ergeben jene Kraft, welche eigentlich im socialen Proceß zur Wirkung kommt; erst durch den Socialwillen kommen die in dem einzelnen Individuum liegenden socialen Triebe zu einer gesellschaftlichen Bedeutung. Daß die Wesenheit des Socialwillens von jener des Einzelwillens nicht unterschieden wurde, erscheint als die wichtigste Ursache, daß die sociologische Erkenntnis bisher so großen Schwierigkeiten begegnete. Der Socialwille verlangt als Er-

scheinung an sich und als Ursache der socialen Erscheinungen eine grundsätzliche Erweiterung der Psychologie und aller philosophischen Disciplinen.

Das Menschengeschlecht ist in Gesellschaften und jede Gesellschaft in zahlreiche Socialgebilde differenziert, welchen differenzierte Socialwillen eigen sind, über welchen die Socialwillen der höheren zusammenfassenden Gemeinschaften stehen. Wir müssen aber auch jenen Einzelwillen die Bedeutung eines Socialwillens zusprechen, welche in den socialen Proceß vereinzelt maßgebend eingreifen. Der aus den Einzelwillen resultierende Socialwille hat in doppelter Hinsicht eine zusammenfassende Kraft:

1. Der Einzelne unterwirft sich dem Socialwillen seiner Interessengemeinschaft, weil er sein persönliches Interesse durch deren Macht unterstützt hofft.

2. Eine Gemeinschaft unterwirft den Einzelnen ihrem Socialwillen, damit das resultierende Interesse Aller Befriedigung findet.

Wir sehen, daß die in einer Gemeinschaft zum Ausdruck kommende Willenseinheit aus den Einzelwillen hervorgeht, aber auf den Impulsen, die das Ganze auf den Einzelnen äußert, beruht. Diese zwingende Rückwirkung des Socialwillens auf den Einzelwillen ist dasjenige, was die Schule der französischen Positivisten die Wirkung des „milieu“ nennt, eine viel zu vage Bezeichnung gegenüber der Bedeutung, diese Wirkung streng zu analysieren. Im Milieu sind sinngemäß enthalten: die Lebensbedingungen und die Organisation der Gesellschaft mit all ihren direct und indirect wirkenden Socialwillen.

Wenn Alexander von Humboldt sagt, daß „die Gesellschaft vor dem Individuum da war“, so soll dies die undifferenzierte Natur aller Ursprungsgeschöpfe charakterisieren, wonach sich der Einzelne in der Urgesellschaft absolut abhängig fühlt. Erst der sociale Proceß hat das Individuum aus dem Ganzen selbstbewußt emporgehoben. Die Thatsache der ursprünglich socialen Wesenheit des Menschen kann aber durch seine individuelle Entwicklung nicht aufgehoben werden, sie wird nur insofern modificiert, als das Individuum innerhalb seines zugehörigen Verbandes sich selbstbewußt zur Geltung bringt, sodaß neben dem socialen Leben auch ein reichdifferenziertes individuelles hervortreten konnte. Durch den Socialwillen repräsentiert jede Gemeinschaft nach außen eine Einheit, die an die ursprüngliche sociale Abgeschlossenheit der primitiven Verbände erinnert. Alle jene Erscheinungen, welche ein Socialgebilde nach außen uneinheitlich, zersplittert erscheinen lassen, beweisen, daß entweder das Bedürfnis nach

der Gemeinschaft in Frage gestellt ist, oder daß die individualistische Entartung seiner Genossen die Interessenübereinstimmung stört, wodurch kein einheitlicher Ausdruck des Socialwillens gefunden wird. Die Untersuchung der socialen Triebe, des Einzelwillens und der socialen Individualitäten zeigte, daß ihre Verschiedenartigkeit im Vergleiche zu dem einfachen Urzustand eine Folge der socialen Entwicklung, im besonderen der steigenden Bedeutung des Individuums ist. Die Einheit eines Socialgebildes nach außen sowie der unzweifelhafte Ausdruck eines Socialwillens ist mithin eine Frage nach dem Verhältnis, in welchem die socialen Kraftwerte innerhalb der Gemeinschaft wirksam werden, besonders inwieweit der individualistische Drang gegenüber der socialen Wesenheit unserer Natur hervortritt.

Wenn auch im Individuum der Zweck der socialen Vereinigung liegt, so bleibt doch das Socialgebilde durch seinen einigenden Socialwillen eine Individualität, die bei ihrer Wirksamkeit nach außen nie aus einem Einzelwillen heraus verstanden werden kann. Obgleich wir die Entstehung des Socialwillens aus den Einzelwillen und ihren Componenten erklären, so müssen wir doch erkennen, daß sich der Socialwille von den Einzelwillen, so wie das Socialgebilde von den Genossen, nach allen Richtungen der Beurtheilung bestimmt abhebt. Das Individuum ist das Product der Urkraft und des angebornen Interesses; das Socialgebilde jenes der socialen Triebe seiner Genossen und des leitenden Interesses; das Interesse ist dort wie hier das individualisierende Moment. Wie der Einzelwille aus dem durch den individuellen Trieb zur Absicht gereiften angebornen Interesse entsteht, so resultiert der Socialwille aus dem durch die socialen Triebe seiner Genossenschaft zur Absicht gereiften leitenden Interesse. Einzelwille sowie Socialwille haben je ein besonderes individualisierendes Interesse und je einen verschiedenen Ausdruck der wirkenden Kraft. Im Einzelwillen ist nur ein Trieb, im Socialwillen die Resultierende aller vorhandenen Triebe wirksam.

Wie wir dem einzelnen Menschen Individualität und Persönlichkeit im socialen Leben zuerkennen, so bildet das Socialgebilde eine besondere Individualität und, durch sein individuelles Auftreten nach außen, auch eine Persönlichkeit. Den Socialwillen, die Individualität und die Persönlichkeit müssen wir kennen, um zu wissen, was ein Socialgebilde im socialen Leben bedeutet; keines dieser Momente kann uns je durch die Charakteristik *eines* Genossen erläutert werden, es müßte denn sein, daß in seinem

Einzelwillen jener der übrigen Genossen aufgeht, was diesem Einzelwillen die Charakteristik des Socialwillens, aber noch nicht dessen Wesenheit geben würde. Selbst der mächtigste Despot, welcher das Streben hat, seinen Einzelwillen an die Stelle des Socialwillens eines Volkes zu setzen, ist mit tausendfachen Beziehungen an diesen gefesselt; in der Regel beweisen seine tyrannischen Ausschreitungen, welchen Kampf es ihm kostet, sich von jenem Socialwillen unabhängig zu machen, was aber nicht gelingen kann, weil seine politische Macht reale Willensäußerungen seiner Unterthanen sind. Um wie viel mehr sind die Führer der verschiedenen Gemeinschaften durch deren Socialwillen gefesselt, — so daß wir in der Lehre von der Politik erkennen, daß die Kunst der politischen Führung in einem zweckmäßigen Gebrauche des Socialwillens und in einer scharfen Beobachtung der durch diesen nach Verwirklichung ringenden socialen Nothwendigkeit liegt. Andern Genossen erübrigt daher umsoweniger etwas anderes als die Unterwerfung unter den Socialwillen, dem sie nur durch den Austritt aus der Gemeinschaft zu entweichen vermögen. Abgesehen von dem einzigen radicalen Mittel hiefür, dem Selbstmorde, hat ein solches Entweichen nur zur Folge, daß der Mensch den socialen Verband wechselt, um an Stelle des früheren einen anderen Socialwillen über sich herrschend zu finden. In diesem Verbandswechsel vollziehen sich die bekannten Molekularverschiebungen in der socialen Gliederung der Gesellschaft; die Individuen bestimmen wohl die Wesenheiten der Gemeinschaften, diese selbst sind aber den Individuen ebensowenig gleich als die chemischen Verbindungen den Elementen.

Das individualistische Streben der Menschen, das unter der letztregierenden Weltanschauung mehr denn je hervortritt, verhindert, daß der Wesenheit des Socialwillens hinreichende Beachtung geschenkt wird, und die Sociologie selbst ist trotz heißen Bemühens vorzüglicher Denker über die Geburtswehen ihrer Entstehung nur wenig hinausgekommen. Schon Comte irrte mit dem Abschlusse seiner Gedankenfolge im „Système de politique positive“ wieder ab in eine rein individualistische Auffassung der socialen Kräfte, während andere sich zur Wesenheit des Socialwillens überhaupt nicht zu erheben vermochten. Gumplowicz hat dieses Gebrechen aller sociologischen Forschung erkannt und mit Nachdruck das Individuelle und Persönliche des Socialgebildes nachgewiesen. Dieser Denker ermittelte jedoch den Ursprung des Socialwillens und also auch den Ursprung aller socialen Kraft nicht hinreichend in dem Einzelwillen, sondern faßte das

sociale Leben losgetrennt von seinem Zusammenhange mit der übrigen Schöpfung als ein besonderes Erscheinungsgebiet auf.

So sehr eine Erforschung der Socialgebilde an sich ein Haupttheil der sociologischen Wissenschaft ist, so bleibt es doch unmöglich, die Sociologie selbst auf eine positive Grundlage der Wissenschaft zu stellen, wenn man den Zusammenhang der Socialgebilde mit der übrigen Schöpfungswelt nicht aufsucht. Und deshalb handelt es sich bei der Sociologie für ihren Eintritt in die Wissenschaft darum, daß sie in den Rahmen der natürlichen Gesetzeseinheit gebracht werde, was nur gelingen kann, wenn man, wie Wundt sagt, „alle Erscheinungen auf unveränderliche Eigenschaften einer beharrenden Substanz zurückführt" und den Gegensatz zwischen den Gebieten der Natur und des Geistes aufzuheben sucht. Die Gesetzeseinheit der Natur ist überhaupt nur durch ein Verfolgen aller Entwicklung nachweisbar. Während von der Erforschung des Universums durch alle Naturreiche bis zur individuellen Erscheinung des Menschen diese Gesetzeseinheit theils erwiesen, theils hypothetisch klargelegt ist, fehlt der Zusammenhang zwischen dieser Erforschung und jener der Socialgebilde; man vermag ihn nur dadurch herzustellen, daß man zeigt, wie in der Wesenheit des Einzelnen die Kräfte und Bedingungen für die sociale Bethätigung und den Socialwillen gegeben sind. Socialwille und Socialgebilde erscheinen auf diesem Wege in jene Factoren zerlegt, die ein wissenschaftliches Verständnis ihres Verhaltens als natürliche Erscheinungsformen verbürgen. Sobald dieser wesentliche Zusammenhang erkannt ist, steht nichts mehr im Wege, die einheitliche Gesetzmäßigkeit der realen Welt auf das sociale Gebiet ausgedehnt zu erfassen. Es ist aber hiemit nicht bloß die Einschaltung der Socialerscheinungen in die wissenschaftliche Erkenntnis gelungen, was nur ein specieller Fortschritt genannt werden könnte, sondern es ist hiedurch auch die Wechselwirkung aller Gebiete menschlicher Erkenntnis erwiesen. Ohne den wissenschaftlichen Zusammenhang der socialen Erscheinungen mit jenen der übrigen Natur fehlt nicht allein die Krönung aller Erkenntnis, sondern auch jene Einsicht, in welcher sich der letzte und entscheidendste Zweck menschlichen Denkens ausspricht. Wenn dieser Zusammenhang wissenschaftliches Gemeingut geworden ist, wird sich zeigen, wie primitiv das bisherige Wissen gegenüber demjenigen war, welches auf Grund sociologischer Erkenntnis gewonnen werden kann; die bisherige Wissenschaft wird als ein directionsloses Stückwerk erscheinen, für welches eine vernünftige Verwertung erst gefunden werden mußte. Die Überschwänglichkeit socialer

Wechselbeziehungen, hervorgerufen durch die Erforschung und den Gebrauch der Naturkräfte, zeigt sich gegenwärtig noch als ein Reichthum, der dem Menschengeschlechte mehr zum Schaden als zum Vortheil gereicht. Damit dieses jene Stellung zu den Lebensbedingungen gewinne, wie der verständige Mann im Vergleich zum Jüngling, der den Reichthum ausschweifend verpraßt, bedarf es der sociologischen Einsicht, aufgebaut auf jene von der Gesetzeseinheit der realen Welt.

Da die Socialgebilde mit ihren Socialwillen als Individualitäten eine besondere persönliche Stellung sowohl nach außen als auch gegenüber ihren Genossen im Innern haben, so erfordern sie auch eine concrete Erforschung. Die Sociologie als Theil der Philosophie hat aber nicht die Aufgabe hiezu; diese gehört vorwiegend der Lehre von der Politik und einer wissenschaftlich gearteten Geschichte an. Nur die Classification der Socialgebilde als Individualitäten muß die Sociologie feststellen, weil dies ein wesentlicher Theil der Lehren des socialen Processes ist und weil sich in der Wechselwirkung der Erscheinungsformen die sociologischen Gesetze erfüllen. Dies ist bereits im 20. Abschnitt ausgeführt. Hier handelt es sich aber um eine Erläuterung des Socialwillens, insbesondere seines Kraftwertes. Wenn auch dieser aus dem Gesichtspunkte der Gemeinschaft in dem Kraftwerte der Genossen liegt, so gibt es doch auch einen besonderen Kraftwert des Socialwillens, der durch die Stellung der Gemeinschaft nach außen bedingt ist. Wir treffen hiemit wieder auf die Doppelwesenheit aller socialen Erscheinungen, welche einerseits der Genossenschaft und anderseits den Beziehungen nach außen entspricht.

Im Urzustande waren die Socialgebilde einfach und daher in ihrem Kraftwerte relativ gleich; deren Differenzierung durch den socialen Proceß entwickelte

a. in sich abgeschlossene, nach außen selbständige Socialgebilde, deren Genossen keinem anderen Socialgebilde gleicher Art angehören können; das sind also die Familie, der Stamm, das Volk, die Nation, der Staat, die Confession, die Gesellschaft, der Culturkreis und sozusagen auch die Menschheit;

b. flüchtige Socialgebilde, die eine Fraction einer selbständigen Gemeinschaft bilden; das Individuum kann, abhängig oder auch unabhängig von seiner zuständigen selbständigen Gemeinschaft, mehreren solchen Socialgebilden angehören. Es sind dies die Erwerbsgenossenschaft, die Partei, der Stand, der Gesellschaftsverband.

Das Individuum gibt sich innerhalb eines selbständigen Socialgebildes diesem mit dem vollen Kraftwert, der ihm zukommt, hin. Hat z. B. eine Nation im Vergleich mit anderen einen geringen Kraftwert, so beruht dies in einer nachtheiligen Mischung der angehörigen Genossen; die Individualitäten 1—3 sind mehr oder weniger mit solchen sub 4—9 gemischt; der Socialwille der Nation ist hiedurch entnervt, zersplittert oder in Gährung begriffen, und da er durch die nationale Persönlichkeit nach außen zum Ausdruck kommt, ist diese schwach oder krank. Der geringe Kraftwert dieser Nation ist hauptsächlich dem zuzuschreiben, daß die Individuen ihr im allgemeinen unveräußerlich angehören, wodurch die kranken Theile nicht nach außen abgestoßen werden können. Der Socialwille einer selbständigen, abgeschlossenen Gemeinschaft kann daher in ein Schwanken kommen, worin sich gewisse Gegensätze der Einzelwillen aussprechen, was den Kraftwert der Gemeinschaft nach außen vermindert. Der Regenerationsproceß der socialen Kräfte, wonach sich durch Anpassung an die wechselnden Lebensbedingungen der Kraftwert wieder hebt und der Socialwille unbestritten herrschend werden kann, vollzieht sich daher bei selbständigen Socialgebilden innerhalb des Verbandes.

Anders gestaltet sich der Wechsel des Kraftwertes bei flüchtigen Socialgebilden. Der unverbindliche Zusammenhang der Genossenschaft gestattet das Ausscheiden derjenigen Elemente, die, in einem selbständigen, abgeschlossenen Socialgebilde gezwungen verbleibend, dessen Erkrankung hervorrufen würden. Wenn ein Individuum zu dem die flüchtige Gemeinschaft beherrschenden Socialwillen in Gegensatz tritt, so scheidet es aus dem Verbande und schließt sich einem andern an oder veranlaßt dessen Differenzierung. Diese Flüchtigkeit der Genossen erhält den Verband mit Bezug auf die Wirkung des Socialwillens kräftig, und wenn einem solchen Socialgebilde ein relativ geringer Kraftwert zukommt, so ist dies schon der Beweis, daß es sich in einem Differenzierungsproceß befindet.

Bisher hatten wir hinsichtlich der Unterordnung der Einzelwillen unter den Socialwillen nur die unmittelbare Beziehung des Individuums zur Gemeinschaft im Auge. Abgesehen von Socialgebilden wie die Familie oder eine Gewerbsgenossenschaft, welchen der Mensch unvermittelt angehört, sind aber seine Beziehungen überwiegend compliciert; das Individuum gehört den höheren Gemeinschaften in der Regel durch die Vermittlung von mehr oder weniger socialen Schichtungen an. So gehört der Einzelne dem Staate wohl unbedingt an, fühlt sich aber diesem

durch die Vermittlung der Familie, Gemeinde und Nation zugehörig, ganz abgesehen von zahlreichen Nebenverbänden, die seine Stellung zum Staate im socialen und wirtschaftlichen Leben ebenfalls beeinflussen. Das Individuum ist also einer intellectuellen Organisation von Socialwillen untergeordnet, welche lebendig erhalten bleibt, weil die flüchtigen Socialgebilde regenerierend auf die abgeschlossenen einwirken. Anderseits wird aber diese Organisation dadurch gesichert, daß sich die flüchtigen Verbände dem Socialwillen der abgeschlossenen in der Regel unterwerfen. Da das unzufriedene Individuum oder wenigstens seine Nachkommen denjenigen flüchtigen Verband aufsuchen, der ihnen Interessenbefriedigung bringt, gesunden die Socialverhältnisse der abgeschlossenen größeren Gemeinschaft und mit ihnen auch die kommenden Generationen; anderseits wird sich aber auch jedes Individuum einem höheren Socialwillen, wie z. B. dem des Staates, unterwerfen, während die Socialwillen der übrigen Verbände, welchen es angehört, mit jenem in Übereinstimmung gebracht werden müssen. Erfolgt nun weder jener Verbandswechsel noch diese Anpassung, dann muß das Individuum ohne Befriedigung weichen, oder es nimmt Antheil an einer successiven Erschütterung und Umformung des abgeschlossenen Socialgebildes. Das Schwanken des Kraftwertes der selbständigen, abgeschlossenen Socialgebilde beruht also auf dem wechselnden Entartungs- und Regenerierungsproceß der Individualitäten und auf der Differenzierung der flüchtigen Verbände; diese Differenzierung innerhalb der großen selbständigen Socialgebilde ist ein Proceß der Anpassung aller flüchtigen Verbände an die wechselnden Lebensbedingungen.

Das Zusammenwirken der Socialwillen, welche die Menschen theils beherrschen, theils interessengemäß anziehen oder abstoßen, schließt die Einzelwillen in ein Netz bestimmender Socialwillen ein. Die intellectuelle Organisation der Gesellschaft besteht aus Socialgebilden, die

a) auf einer Macht beruhen, welche sich durch ein erzwungenes oder vereinbartes Recht die Einzelwillen unterwirft, wie der Staat und seine Institutionen, und hiedurch eine politische Organisation bildet;

b) durch die Vergesellschaftung der Einzelwillen auf Grund eines leitenden Interesses entstehen, wie die Familien, die Stände, Confessionen und alle flüchtigen Verbände, welche eine freie sociale Organisation bilden. Letztere können jedoch als Rechtsinstitutionen und Kampfverbände auch zur politischen Organisation gehören, wie diese überhaupt in der socialen mitwirkt. —

Schon im Urzustande besteht eine natürliche Organisation der Gesellschaft, weil die Über- und Unterordnung der Einzelwillen der nothwendigen Anpassung der Wechselbeziehungen der Menschen an die Lebensbedingungen entspricht. Diese Organisation hat einen intellectuellen Charakter, weil sie des materiellen Zusammenhanges entbehrt und durch instinctive Triebe und Bewußtseinsäußerungen, also durch Manifestationen des Intellects, hergestellt, aufrecht erhalten und entwickelt wird. Diese Charakteristik der socialen Organisation alteriert aber ebensowenig ihre reale Wesenheit, als die Lebensäußerungen des Bewußtseins von den realen Vorgängen des Körpers irgendwie unabhängig sein können. Der reale Zusammenhang dieser Organisation ist evident und wurzelt in dem Inhalt unseres Bewußtseins und seiner biogenetischen Herkunft. Die Einzelwillen, als Elemente des Socialwillens, gehen vermittelst der socialen Triebe aus dem angebornen Interesse hervor, welches der Inhalt der individuellen Schöpfung und ihrer Entwicklungsreihe ist. Es bethätigt sich mithin in der socialen Willensorganisation die zur morphologischen Thatsache gewordene Urkraft mit all ihren physiologischen Bedürfnissen, welche durch die Entwicklung der Menschen in der Gesellschaft zu intellectuellen Lebensäußerungen des Bewußtseinsorganismus führen. Diese Bedürfnisse stehen aber wieder unter dem Einflusse der realen Lebensbedingungen, die einerseits Thatsachen der materiellen Welt und anderseits Einwirkungen derselben socialen Welt sind, die wir bereits als intellectuelle Organisation des Menschengeschlechtes, auf realem Boden stehend, erkannt haben. Innen- und Außenwelt, diese Quellen unserer individuellen und socialen Natur, wirken mit ihren realen Factoren zusammen, um die intellectuelle Organisation der menschlichen Wechselbeziehungen aufzubauen. Dieser Aufbau ist kein „Organismus", als was ihn viele Sociologen auffassen, sondern eine „Organisation". So wenig die Beziehung des Auges zu einer reizübenden Lichtquelle durch ein Organ hergestellt wird, wohl aber durch eine organisierte Vermittlung von strahlenbrechenden Instrumenten besorgt werden kann, ebensowenig sind die socialen Beziehungen der Menschen durch Organe hergestellt, wohl aber beruht ihre Vermittlung, sobald sie über die ursprünglichsten Apperceptionen der menschlichen Wechselbeziehungen hinausreicht, auf organisierten Einrichtungen. Im Organismus beruht das Leben und die Selbständigkeit auf dem zweckeinheitlichen Zusammenwirken der Organe; jeder innere Gegensatz ist Krankheit. Die sociale Organisation hingegen gestattet ihren Individualitäten Leben, Selbständigkeit und Zweckeinheit trotz innerer

Gegensätze, ohne daß diese die Gesundheit des Verbandes in Frage stellen; im Gegentheil, die politischen Gegensätze können, wie z. B. das Staatsleben zeigt, dem Gedeihen des Gebildes unentbehrlich sein, eine Charakteristik, die sich mit dem Begriffe „Organismus" in den offensten Widerspruch setzt. Der Begriff „Organisation" durchbricht aber die Entwicklungsreihe der ganzen Erscheinungswelt nicht, weil die Thatsachen des socialen Lebens nicht physiologische, sondern intellectuelle Vorgänge sind, — gerade so wie der Begriff „Organismus" nicht in der Entwicklungsreihe nach abwärts anwendbar ist, wo statt physiologischer nur chemische Vorgänge stattfinden. Die richtige Auffassung dieser Erwägung ist für die sociologische Erkenntnis höchst wichtig.

Es hat den Anschein, als würden die Individuen durch die Macht einer Gemeinschaft in deren Verband gezwungen; thatsächlich aber zwingt das eigene Interesse das Individuum in den Verband und unter das Compromiß seines Socialwillens. Weil die Organisation der Gesellschaft intellectuell ist, kann das Individuum den Verband wechseln; es bedarf nur des vollen Risicos, welches diese Willensäußerung bedingt, wenn es sich z. B. um den Austritt aus einen Pflichtverband handelt. Da aber der Zwang der Lebensbedingungen als Durchschnittsinteresse nur wenig Individuen unberührt läßt, können die Verbände der Organisation nur von jenen Menschen gewechselt werden, deren angebornes Interesse hoch entwickelt, also zur Anbahnung einer vervollkommneten Differenzierung geeignet, oder deren angebornes Interesse entartet (krankhaft), also zur absterbenden Differenzierung verurtheilt ist. Die Massen folgen mithin streng dem langsamen Wechsel der realen Lebensbedingungen. Jede Abweichung ist, wie jene von den physischen Naturgesetzen, von socialen Katastrophen und Krisen begleitet, wodurch die Realität der Motive zur vollen Herrschaft kommt.

Das Charakteristische der politischen und der freien socialen Organisation ist, daß sie nicht bloß Socialwillen über Einzelwillen stellt, sondern auch die Socialwillen niederen Grades denjenigen höherer und insbesondere demjenigen selbständiger abgeschlossener Socialgebilde unterwirft. Wir bemerken, daß der Einzelwille durch den Socialwillen seiner unmittelbaren Verbindlichkeit nach außen enthoben, daher auch in dieser Hinsicht seines individuellen Charakters verlustig wird; aber auch der Socialwille eines Verbandes tritt gegenüber demjenigen einer übergeordneten Gemeinschaft individuell zurück; so wird z. B. der Einzelwille durch den Partei-, und

viele Parteisocialwillen werden durch denjenigen des Staates für die Beziehungen nach außen unterworfen.

In dieser Organisation der Gesellschaft gibt es also Socialwillen, welche direct aus Einzelwillen resultieren, beziehungsweise auf diese zurückwirken, und auch solche einer höheren Ordnung, welche sich die Socialwillen untergeordneter Socialgebilde unterwerfen und auch aus diesen resultieren. Es entspricht dies der Entwicklung höherer Gesellschaftszustände, die gleich den höheren Organismen aus zahlreichen Gebilden bestehen. Jedes dieser Gebilde hat an sich wohl volles Leben, ist aber einer höheren Organisation im Interesse eines großen Socialgebildes unterworfen, welches wieder die Lebenswirksamkeit aller eingeschlossenen Gebilde bestimmt. Wenn Oken „das Thierreich als den zergliederten Menschen" auffaßt, so können wir auch die verschiedenen Socialgebilde als die Zergliederung eines Culturkreises ansehen.

Der Einzelwille ist mithin in den höheren Socialgebilden einer Entwicklungsreihe übereinandergeordneter Socialwillen unterworfen. Die Einzelwillen sind die schaffende Kraft aller über ihnen stehenden Socialwillen; umgekehrt aber wirken die Socialwillen auf jeden unter ihnen stehenden Socialwillen und Einzelwillen durch die Macht aller Einzelwillen bestimmend zurück. Wie der Zustand des höheren Organismus von dem Zustande aller Zellen und Organe abhängt, so auch ist der sociale Kraftwert eines höheren Socialgebildes abhängig von dem Kraftwerte der Individuen und der zwischenliegenden Socialgebilde. Wenn z. B. in einem parlamentarischen Verfassungsstaate die Staatsbürger einen Abgeordneten wählen, so sucht das Socialgebilde, Wahlkörper genannt, seinen Socialwillen in dem Erwählten zu personificieren; dieser Abgeordnete ist aber in dem Vertretungskörper scheinbar ein Einzelwille, der an der Ermittlung des staatlichen Socialwillens Antheil nimmt, welcher nun wieder in der Regierung nach außen und für die Executive nach innen personificiert erscheint. Abgesehen davon, daß in beiden Körperschaften eine Minderheit von Einzelwillen sich dem Socialwillen, der Mehrheit, unterwerfen muß, wirken auch diese Socialwillen auf die Einzelwillen bestimmend zurück, was sich in den politischen Wechselfällen der Wahlresultate und Gesetzgebungsacte äußert, sodaß die herrschenden Bedürfnisse der Staatsbürger nach aufwärts und das Socialbedürfnis des Staates nach abwärts wirken können.

Jedes Socialgebilde bildet eine Individualität und eine Persönlichkeit,

wobei sich jene im leitenden Interesse und diese in dem zur That vorschreitenden Socialwillen äußert. Das also, was für den Einzelnen sein Wille ist, ist für das Socialgebilde der Socialwille. Aus dieser Wechselbeziehung glauben manche Gelehrte, ebenso wie man den Einzelwillen psychologisch zu erfassen strebt, von einer Völkerpsychologie* reden zu dürfen. Diese Annahme ist äußerlich genommen richtig, zeigt sich aber bei näherer Erwägung als unbrauchbar. Das, was sich verschiedene Denker unter einer Völkerpsychologie vorstellen, kann nur entweder eine Art Psychologie der gesellschaftlichen Erscheinungen oder die psychologische Erforschung eines concreten Socialgebildes, also z. B. eines Volkes, aber nie mehrerer Völker gleichzeitig sein; die Völker haben unter sich nur die Gattung „Mensch" gemein, daher die Psychologie aller Völker die Psychologie an sich ist. Psychologie der gesellschaftlichen Erscheinungen ist das vorliegende Lehrgebäude der Sociologie, welches durch keine andere Wissenschaft ersetzt werden kann. Die Psychologie concreter Socialgebilde hingegen ist ihre Geschichte, welche, wie uns für gewisse Fälle Lujo Brentano in vortrefflicher Weise zeigt, die verschiedensten Gesellschaftserscheinungen** behandeln kann; sie wird hinsichtlich der großen, selbständigen Socialgebilde zur Geschichte der Völker, Staaten, Culturkreise und vielleicht einmal auch zur Geschichte der Menschheit. Dieser Geschichte muß aber die Sociologie als die grundlegende Wissenschaft vorausgehen, wodurch der phantastische Individualismus in der Geschichte einer wissenschaftlichen Behandlung der Geschehnisse Platz machen wird. Insofern aber die Charakteristik der Socialgebilde überhaupt abgeleitet aus den sociologischen Grundlehren gegeben werden soll, gehört dies der Lehre von der Politik an, wo ihre Wesenheit auf den socialen Kraftwert, und ihr dynamisches Verhalten im Daseinskampfe untersucht wird. Dieses Verhalten, welches im engeren Sinne die Politik eines Socialgebildes ist, gibt den Anlaß, dessen Entwicklung gegenüber allen grundsätzlichen Wechselfällen des öffentlichen Lebens zu prüfen.

Mit Bezug auf den Regenerationsproceß der waltenden Kraftwerte erscheint aber die reale Wechselwirkung der Einzel- und Socialwillen viel

---

* W. Wundt, Ethik (Stuttgart 1886), S. III. — W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie (4. Aufl., Leipzig 1893), I, 5.

** Z. B. Lujo Brentano, Das Arbeitsverhältnis gemäß dem heutigen Recht (Leipzig 1877).

zu mechanisch. Die unendliche Vielgestaltigkeit der socialen Vorgänge bedarf auch einer unendlichen Mannigfaltigkeit und Gefühlstiefe der socialen Beweggründe. Wohl wird das Starre der Willens-Wechselbeziehungen in den selbständigen, abgeschlossenen Socialgebilden durch das Eingreifen der flüchtigen geschmeidiger gemacht; aber gerade die Molekularbewegungen in den flüchtigen Genossenschaften scheinen auf einer socialen Kraftwirkung zu beruhen, welche schwerer faßbar wirkt als der den realen Bedürfnissen entspringende sociale Zwang. Die Individualinteressen mit ihren materiellen und eigennützigen Trieben können in der intellectuellen Organisation der Gesellschaft noch volle Wirksamkeit finden, aber das Socialinteresse mit den intellectuellen und moralischen Trieben erzeugt flüchtigere Krafterscheinungen, als die realen, sichtbaren Gemeinschaften und Socialverbände durch ihre Socialwillen äußern. Die Impulse des entwickelten Interesses und der Totaleindruck der intellectuellen Organisation selbst erwecken in dem Einzelbewußtsein Vorstellungen und Gedankenassociationen, deren gemeinsamer Ausdruck gleichsam geistig über der intellectuellen Organisation steht. Unabhängig von jedem Socialgebilde, höchstens dem Culturkreise angehörig, aber auch dessen Grenzen weder nach der Ausbreitung noch nach der Beschränkung stets einhaltend, finden wir eine bestimmte Ideenrichtung für einen bestimmten Umkreis menschlicher Vereinigung maßgebend. Es ist dies ein Socialwille, der nicht den concreten Interessen eines Socialgebildes entspringt, sondern ein Socialwille, der aus empfundenen Beweggründen der meisten Einzelwillen, ohne Rücksicht auf ihre sociale Zugehörigkeit, dem allgemeinen obersten Bedürfnisse der Gesellschaft entspringt. Diese Art Socialwille, von beherrschender Stellung gegenüber den individuellen Erscheinungen der socialen Entwicklung mit ihren Sonderinteressen, ist der mehrfach erwähnte Regenerationstrieb in den menschlichen Gesellschaften, krankhaften Socialzuständen, überhaupt dem inneren Widerspruche zwischen Bedürfnissen und Lebensbedingungen Abhilfe zu schaffen. In den Individualitäten 1 und 3 ersteht zuerst die intellectuelle Vorstellung des vorzüglichsten socialen Bedürfnisses, ausgedrückt in einer allgemeinen, schlagwörtlichen Idee, welcher sich nach und nach die Individualitäten 2 ergeben, und in deren Sinne die krankhaften sub 4—8 regeneriert oder für das sociale Leben unschädlich gemacht werden. Dieser in den intellectuellen und moralischen Trieben bewußt, später in den eigennützigen und materiellen Trieben instinctiv zur Geltung kommende Socialwille wird gebräuchlich „Zeitgeist“ genannt.

Dieser Zeitgeist wurzelt gemeiniglich in einer philosophischen Anschauung, zu welcher der Totaleindruck der socialen Lage des Culturkreises auf speculativem, oder eklektischem, vorwiegend aber auf inspirativem Wege führt. Sein Ideeninhalt drückt zumeist die Methode aus, durch welche den erwachenden Gemeinbedürfnissen Befriedigung gebracht werden kann, oder wodurch ein befriedigender Socialzustand aufrecht erhalten bleibt. Dem Zeitgeist hängt die überwiegende Mehrheit der Menschen, in der Regel auch solche, deren sociale Beziehungen auf einem mit dem Zeitgeiste gegensätzlichen Interesse beruhen, bewußt oder unbewußt an, weil sich allgemeine Bedürfnisse übermächtig aufdrängen und insbesondere den Veränderungstrieb anregen. Der Zeitgeist ist ein Socialwille, der nicht concrete Zwecke ausspricht wie der Socialwille einer concreten Gemeinschaft, — er gibt den leitenden Gedanken, nach welchem die Interessen allenthalben Befriedigung erstreben, und in dieser Angabe der Methode übt er eine tyrannische Gewalt auf die Überzeugungen der Menschen aus; er ordnet sich alle Individualitäten unter und unterdrückt alle Ideen, die mit ihm in Widerspruch stehen.

Die Zeitgeiste der socialen Entwicklungsperioden zu ermitteln und ihre Einwirkung auf die Ereignisse zu zeigen, ist einerseits eine hervorragende, bisher noch nicht erfaßte Aufgabe der Geschichte, und die Darstellung ihres Einflusses auf das öffentliche Leben gehört der Lehre von der Politik an. Nur um den Inhalt eines Zeitgeistes zu charakterisieren, sei hier erwähnt, daß wir im Zeitgeiste des Positivismus leben, während die Wirksamkeit des zuletzt regierenden freisinnigen (liberalen) Zeitgeistes allerwärts im Niedergange begriffen ist; zwischen beiden liegt noch ein nationaler Zeitgeist, der durch den freisinnigen erweckt wurde und gegenwärtig als Factor in dem positivistischen Zeitgeist aufgeht. Die Gegenwart strebt, durch die positive Erforschung der Natur real verwertbare Grundanschauungen für die Zukunft der socialen und wirtschaftlichen Entwicklung zu gewinnen. Unter dem positivistischen Zeitgeiste drängen sich aber nicht bloß diejenigen Individualitäten führend hervor, die durch eine positive Erkenntnis der Thatsachen eine Befriedigung der Interessen erstreben, sondern überhaupt alle Individualitäten treten auf den öffentlichen Kampfplatz, weil sie schon in ihrem Bestande die positive Berechtigung sehen, ihre Interessen in den Vordergrund zu rücken. Es erwacht aber gleichzeitig eine positivistische Wissenschaft, die in der Sociologie den philosophischen Inhalt aller positiven Erkenntnis zusammenfaßt, gegenüber

welcher die deductiv-classicistische Wissenschaft, als Schöpferin des freisinnigen Zeitgeistes, zurücktritt.

Auch diese noch herrschende Wissenschaft macht sich unter dem Eindrucke des Zeitgeistes bereits eine gewisse Vorstellung von diesem mächtigen Socialwillen; im Sinne ihrer Ansicht, daß es eine Völkerpsychologie gebe, sucht sie ihn als „Völkergedanken", „Volksseele" oder „Weltseele" zu erfassen; sie sucht nämlich nach dem intelligibeln Ausdruck jenes Gedankens, der gleichsam die Bewußtseinsentwicklung der Menschen leitet. Bekanntlich hat Bastian diesem Zwecke seinen phänomenalen Fleiß und seine Gelehrtentüchtigkeit zugewendet; auf der Spur der Philologie streben viele Gelehrte, für denselben Zweck den Ideeninhalt der in den Völkern lebenden Mythen und Sitten zu erfassen. Sehen wir ab von dem wissenschaftlich unverwendbaren Seelenbegriff, eine solche Absicht muß überhaupt mißlingen; denn die gemeingiltigen Leitideen der Menschen sind nicht in ihren Aussprüchen, ihren Werken der Sitte und Religion zu finden, sondern liegen für den Sociologen in ihrem angebornen Interesse offen zu Tage. Was sich nun je nach den verschiedenen Lebensbedingungen und der ihnen angepaßten Sittenentwicklung bei den verschiedenen Völkern verschiedenartig zeigt, das stellt die Völkerkunde mit ihren Fachabtheilungen dar. In dem Streben nach Auffindung der „Universalseele" der Völker und der Menschheit tritt selbstverständlich die Entwicklung des Religionsgedankens überall beherrschend hervor. Diese religiösen Gedanken — von der Gespensterfurcht bis zum reinen Christenthum — sind aber nicht die Leitideen menschlicher Entwicklung, sondern eine Erscheinung der Entwicklung des angebornen Interesses zum Transcendentalinteresse. Die Leitidee der Menschen ist überhaupt ihr Interesse; dies ist der Anfang aller positiven Einsicht und das ursprünglichste philosophische Princip der realen Welt. Dieses Interesse bestimmt je nach den schwankenden Bedürfnissen und Lebensbedingungen in verschiedener Erscheinungsweise den Einzelwillen, die Socialwillen und den Zeitgeist. Das, was sich die deductiv-classicistische Wissenschaft beiläufig unter „Weltseele" vorstellt, — ohne sich aber darüber Rechenschaft zu geben, ob diese „Weltseele" ihre Ansichten verändert, also verschiedene Ideen zum Ausdruck bringt, oder dauernd einer Idee nachlebt, — das bringt der Zeitgeist zum Ausdruck. Er gibt die intellectuellen und moralischen Impulse für die jeweilige Auffassung der socialen Sachlage und für die Wahl der Mittel der socialen Entwicklung. Der individuelle

Inhalt der Menschen, die Einzelinteressen, kommen, angeregt durch den Zeitgeist, wechselvoll zur Befriedigung.

Der Zeitgeist tritt, ähnlich wie Leitideen und Entdeckungen, innerhalb jener Gesellschaft, für welche er Bedürfnis wird, zuerst in den Empfindungskreis des angebornen Interesses und beginnt von diesem auf die socialen Triebe zu wirken. Jene Individuen, welche entwickelte Interessen und daher auch intellectuelle Triebe haben, sind in ihrer Empfindung allen voran. Das Herannahen eines neuen Zeitgeistes äußert sich zunächst als Unruhe über den gefühlten Mißstand oder Mangel; sobald es die sociale Nothwendigkeit bedingt, wird er aber im Bewußtsein der Träger intellectueller Triebe lebendig; diese formulieren seinen Ideeninhalt und wenden ihm den Willen zu. Zunächst werden die Pioniere des heranreifenden Zeitgeistes verhöhnt und todtgeschwiegen, sodann, wenn sich ihm schon moralische Triebe zuwenden, bekämpft; die Träger dieses Widerstandes sind die Vorkämpfer des bisher giltigen Zeitgeistes. Sobald aber die sociale Nothwendigkeit nach und nach auch eigennützige Triebe dem Zeitgeiste zugeführt und die erwähnte Unruhe sich bereits der materiellen Triebe, also der Massen bemächtigt hat, dann steht plötzlich der Zeitgeist im Mittelpunkte der Anerkennung; die ihn bisher verleugneten, werden seine lautesten Anhänger und fructificieren gierig seinen praktischen Inhalt. Der Zeitgeist gewinnt nunmehr in dem Maße an Macht, als er in den Empfindungskreis der Massen tritt, und herrscht noch zu einer Zeit, wenn sich bereits neue Bedürfnisse dem Schoße der Entwicklung entringen.

Die durchgreifende Differenzierung höherer Gesellschaften bringt es mit sich, daß auch der Zeitgeist einer Differenzierung unterworfen ist, beziehungsweise daß er selbst aus einem Aufbau von Socialwillen resultiert. Die Eigenart localer Bedürfnisse und Lebensbedingungen läßt das jeweilige sociale Bedürfnis in den verschiedenen Wohngebieten als *Localgeist* hervortreten. Der Zeitgeist steht daher über den Localgeisten, wie der Socialwille höherer Gemeinschaften über jenem untergeordneter. Der Localgeist über Landsmannschaften, auch über ein ganzes Volk verbreitet, hat seine Quelle in einem Socialwillen, „*öffentliche Meinung*" genannt. In ihr spricht sich zuerst das einem Gesellschaftskreise entspringende sittliche Bedürfnis aus; sie erlangt je nach der socialen Bedeutung und dem Kraftwert ihrer Vertreter einen längeren oder kürzeren Einfluß auf die Gedankenrichtung der Gesellschaft. Nun ist aber die öffentliche Meinung verhältnismäßig unzuverlässig; sie fußt weniger in den entwickelten

als in den niederen Individualintereſſen, um einen tieferen Antheil an dem Regenerationsproceß zu haben. Gewöhnlich fluctuiert eine Reihenfolge von öffentlichen Meinungen, bis aus ihnen eine ſittlichende Idee hervorgeht, die ſodann, die öffentlichen Meinungen gleichſam zuſammenfaſſend, zum Localgeiſt des Geſellſchaftskreiſes wird. Die öffentlichen Meinungen hören dadurch nicht auf, ſondern wechſeln ihren Inhalt, zuerſt im Sinne des Localgeiſtes, ſodann aber deſſen Umformung vorbereitend.

Die öffentliche Meinung aus den Einzelwillen hervorgehend iſt das erſte Glied dieſer Ideen-Über- und Unterordnung, dem ſich als zweites die Localgeiſte anſchließen, welche wieder ideengemäß im Zeitgeiſte zuſammengefaßt werden, der nun als oberſter Socialwille für den geſammten ſocialen Proceß beherrſchend wird.

Aber auch dem Zeitgeiſte entſteigt ein Socialwille, welchem nur darum keine beherrſchende Stellung zukommt, weil er nur in intellectuellen Trieben lebt, mithin nur über wenige Individuen verbreitet iſt, — die *Weltanſchauung*, ein philoſophiſches Subſtrat aller dieſer Socialwillen. Wenn z. B. in einem Geſellſchaftskreis ein atheiſtiſch-ſocialdemokratiſcher, in einem anderen ein antiſemitiſcher, in einem weiteren ein feudal-clericaler und in einem letzten ein chriſtlich-ſocialer Localgeiſt herrſcht, ſo haben dieſelben trotz ihrer äußeren Verſchiedenheit den wirtſchaftlichen Ausgleich in Beſitz und Genuß, alſo Feindſchaft gegen das Capital, im Auge, welche Idee ſich dem poſitiviſtiſchen Zeitgeiſt anbequemt, der die einigende Idee „jedem das Seine" hat, während das Ganze auf einer individualiſtiſchen Weltanſchauung beruht.

Die Möglichkeit dieſes Ineinandergreifens verſchiedener Ideenrichtungen beruht in der Gemeingiltigkeit der Urſachen der ſocialen Entwicklung, in der gleichmäßigen Verbreitung der Bedürfniſſe und in den verwandten Lebensbedingungen. Wäre dieſer Connex nicht gegeben, ſo könnten ſich öffentliche Meinung und Localgeiſt derartig verſchiedenen Ideen hingeben, daß eine gemeinſame Unterordnung unter den Zeitgeiſt und die Weltanſchauung unmöglich wäre; es würde ſich jene Divergenz ergeben, wie ſie z. B. zwiſchen den Localgeiſten fremder und räumlich getrennter Culturen mit verſchiedenen Bedürfniſſen und Lebensbedingungen vorkommt.

Weil jene Ideen fördernd ineinandergreifen und zur ſocialen Regeneration zuſammenwirken, ſo können wir ſie im Vergleiche mit der früher erwähnten intellectuellen Organiſation die *ſittliche Organiſation der Geſellſchaft* nennen. Dieſe Organiſation von ſich wechſelſeitig er-

zeugenden und beherrschenden Socialwillen verdient diese Bezeichnung, weil sie überwiegend aus den veredelten Trieben, insbesondere aus dem Socialinteresse hervorgeht. Selbst die Massen, welche stets den Individualinteressen, insbesondere dem materiellen Triebe angehören, sind einer socialisierenden Empfindungsweise doch insoweit fähig, daß sie sich sittlichenden Gedanken, wenn auch nur im eigennützigen Sinne, anzuschließen vermögen.

Die sittliche Organisation hat auf das Entstehen der flüchtigen Socialgebilde einen bestimmenden Einfluß. Die Gesellschaftsverbände, welche ihre Ideen mit den realen Interessen und politischen Zwecken in Zusammenhang bringen, leiten den Einfluß dieser Organisation vom sittlichen Gebiet auf das der praktischen Politik. Die intellectuelle Organisation der Gesellschaft hingegen wirkt auf die politische Organisation der selbständigen, abgeschlossenen Socialgebilde zurück, wodurch schließlich die in der sittlichen Organisation entstehenden Ideen die praktische Bedeutung von positiven Rechten erlangen können. Wir sehen, wie diese verschiedenen Organisationen der Socialwillen zusammenwirken, um großen socialen Bedürfnissen in einer Gesellschaft Verwirklichung zu verschaffen. Diese auf politischem, wirtschaftlichem und intellectuellem Gebiete erfolgende Realisierung einer socialen Nothwendigkeit führt sodann, wenn auch örtlich und zeitlich ungleichmäßig, innerhalb einer ganzen Culturperiode jene Gesundung der socialen Individualitäten herbei, die eine ganze Gesellschaft von den wirtschaftlichen, politischen und im allgemeinen auch von den pathologischen Gebrechen befreit. Freilich liegt es im Fortschreiten des socialen Processes, daß einer solchen Regeneration bereits wieder die Keime der Unbefriedigung und mithin in letzter Linie auch jene pathologischer Erscheinungen innewohnen.

VII. Die sociale Entwicklung im Lichte der sociologischen Erkenntnis.

Da wir das Wesen der socialen Kräfte ermittelt haben, so ist die Voraussetzung gegeben, um auf Grund der sociologischen Gesetzmäßigkeit zu untersuchen: welchen Wirkungskreis das Individuum und seine Willensäußerung im socialen Proceß hat, und wie sich in diesem Einzelwille und Socialwille bestimmend gegenüberstehen. — Hiedurch werden sich die Haupterscheinungen der menschlichen Willensbethätigung im socialen Proceß und deren Betheiligung an der socialen Entwicklung zeigen. Es wird aber auch, im Überblicke der gesammten Darstellung, die Gesetzmäßigkeit der socialen Entwicklung enthüllt sein, weil die Bethätigung der socialen Kräfte überhaupt nach der Einheit der Naturgesetze vor sich geht.

27. Die Bethätigung des Einzelwillens an sich und in socialer Beziehung.

Die Untersuchung der Bethätigung des Einzelwillens im socialen Proceß stellt uns vor jenes Problem, das allen philosophischen Systemen zum Prüfstein für die Zuverlässigkeit ihrer Lehren wird, vor das Problem der „Willensfreiheit".

Wer den vorstehenden Untersuchungen mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, muß bereits erkennen, daß schon die Bezeichnung „Freiheit des Willens" für eine Sociologie nicht sinngemäß verwendbar ist. Hier kann nur von dem Maß der Abhängigkeit des individuellen Willens die Rede sein;

der Freiheitsbegriff ist dem sociologischen Denken überhaupt eine metaphorische Vorstellung. Es müßte nicht die Überzahl der Theologen und Philosophen die Unabhängigkeit des Willens zurückgewiesen oder bezweifelt haben, um sie auch hier für die Erklärung menschlicher Lebensäußerungen unbrauchbar zu finden; die sociologische Erkenntnis sieht vom Anbeginn aller socialen Entwicklung nur ein Ineinandergreifen von Nothwendigkeiten, mit welchen jede Willensfreiheit im gewöhnlichen Sinne des Wortes unvereinbar ist.

Die bisher giltigen Beurtheilungen der Frage, inwiefern der menschliche Wille unabhängig ist, reichen aber keineswegs hin, um einen vollen Einblick in die Natur dieses Problems zu gewinnen; denn sie gehen alle hauptsächlich oder ausschließlich von der psychologischen Untersuchung des Willens im Individuum an sich aus, während das individuelle Wesen des Menschen in seinen vollen Beziehungen zu sich, zu seiner Herkunft und zur Außenwelt in Betracht gezogen werden muß, wenn wir seinen Inhalt erkennen wollen. Das Problem der „Willensfreiheit" ist hienach viel complicierter, als die individualistische Philosophie sich vorgestellt hat, und führt uns in Gebiete psychologischer und sociologischer Untersuchungen, die man bisher nicht in Zusammenhang mit ihm brachte. Die einfache Negation der „Willensfreiheit" hat sich nicht bloß für die Beurtheilung menschlicher Beziehungen als unfruchtbar erwiesen, sondern auch die Bedeutung dieses Problems verhüllt. Wo aber Willensfreiheit als vorhanden angenommen wurde, zeigen sich die Erwägungen gemeiniglich als Behauptungen auf dem Untergrunde unwissenschaftlicher Voraussetzungen.

Es liegt auf der Hand, daß mit einer überzeugenden und zur allgemeinen Herrschaft gelangenden Lehre über die Natur des Willens die wichtigste psychologische Grundlage für die realen Geisteswissenschaften gegeben ist. Diese Lehre ist die Voraussetzung für die Einsicht in das Wesen der Sitte, des Rechtes, der Cultur, der Politik und des Staates. Erst durch sie wird eine wissenschaftliche Ethik möglich; — da jene überzeugende Lehre fehlt, bewegt sich auch dieser Theil der Philosophie oft in Behauptungen, die zwischen einer mystischen Weltauffassung und einem öden Materialismus schwanken. Es ist entbehrlich, auf den praktischen Wert dieser Lehre für das Strafrecht und die Erziehung hinzuweisen; es ist hinreichend, wenn ich sage, daß sich in ihr eine abschließende Weltanschauung bewähren muß, daß mit ihr, gleichwie jedes philosophische System, auch die vorliegende Sociologie steht oder fällt. Solange diese Frage

noch Zweifeln begegnet, hat sich die menschliche Erkenntnis von der dahinsterbenden Periode theologischer Überkommnisse und metaphysischer Hirngespinste nicht befreit, und mir will es scheinen, daß die Tage einer neuen Weltanschauung beginnen, sobald eine überzeugende Einsicht in die Natur der Willensbethätigung gewonnen ist. —

Die erste Voraussetzung für eine Lösung des Problems ist, daß wir den Willen nicht für den Anfang der psychischen Äußerungen halten, sondern erkennen, daß er jener Theil der Bewußtseinsvorgänge ist, welcher mit der That eng zusammenhängt. Gänzlich unlösbar wird das Problem, wenn man den Willen als die Ursache der That ansieht, woraus die Meinung erwachsen muß: Da wir außerhalb des Willens nichts Entscheidendes kennen, so determiniert sich der Wille selbst* — womit er frei scheint, ohne hiedurch als frei angenommen werden zu können. Die sociologische Forschung bedarf zur Erklärung socialer Vorgänge einer tiefgehenden Analysierung der Bewußtseinsvorgänge, und aus dieser wissen wir bereits (siehe Seite 261), daß der Wille ein Schlußact innerer Vorgänge ist, welcher einer Absicht des Individuums, veranlaßt durch eine Innervation oder einen äußeren Anreiz, folgen kann. Die bekannten Untersuchungen Schopenhauer's über die „Freiheit des Willens" zeigen, daß es sich nicht darum handelt, ob der Wille frei sei, sondern ob man frei wollen kann. Schon die Absicht, geschweige denn der Wille, unterliegt all jenen Beeinflussungen, welchen die individuelle Entwicklung ausgesetzt ist. Das Individuum hat jene Absicht, die seinen angebornen und erworbenen Eigenschaften entspricht, und wir können die Grundlehre der biologischen Präformation zur Beantwortung dieser Frage anwenden: Das Individuum entwickelt aus seinen Trieben jene Absichten, hat also für den concreten Fall jenen Willen in Aussicht, der in seinem Bewußtseinsorganismus präformiert erscheint. Es ist dies im Hinblicke auf die Natur selbstverständlich; jedes Geschöpf äußert jenen Willen, der seiner Art eigenthümlich ist, und es bedarf keiner Beweisführung, daß das, was z. B. für den Löwen oder für das Lamm gilt, auch auf sämmtliche Variierungen der Arten ausgedehnt werden kann; es werden die Unterschiede der präformierten Absichten nur in dem Maße subtiler, als die Verwandtschaft der betreffenden Geschöpfe enger ist. Der Culturmensch, welcher den reichsten Modificationen der Keimesanlagen einerseits und ihrer verschiedenartigsten Entwicklung durch

* Rich. Wahle, Das Ganze der Philosophie und ihr Ende (Wien 1894), S. 439.

die Vielgestaltigkeit der Lebensbedingungen anderseits ausgesetzt ist, zeigt auch im Vergleiche zur übrigen Schöpfung, einschließlich des Naturmenschen, die größte Verschiedenheit der Präformation seiner den Willen bestimmenden Triebe.

Gemeiniglich nennen wir die den Willen bestimmenden Factoren das Temperament und den Charakter; jenes kommt durch das Maß zum Ausdruck, wie sich in dem Menschen die Urkraft äußert, ob stark, schwächlich oder krankhaft; dieser wurzelt in dem angebornen Interesse, welches mehr oder weniger entwickelt ist, daher dem physiologischen oder dem Gattungsinteresse mit ihren verschiedenen Erscheinungsmodalitäten zuneigt. Der Mensch äußert jenen Willen, den Temperament und Charakter ihm anweisen. Diese beiden Eigenschaften sind in seinem Bewußtseinsorganismus sowie auch in der Handlungsfähigkeit seines somatischen Aufbaues präformiert. Alle jene Kräfte, die wir dem Individuum für sein physisches, intellectuelles und moralisches Handeln beimessen, sind in diesem individuellen Zustand gegeben, und es gibt keine Auffassung, mag sie nun theologisch oder philosophisch gewonnen worden sein, welche nicht unbeschadet ihrer Meinung oder ihres Glaubens diese Thatsache anzunehmen vermöchte; es kommt ja nur darauf an, wie sie weiter beurtheilt wird. Wir finden, daß der Kirchenvater Augustinus in seinen drei Büchern „De libero arbitrio" auf diese Vorherbestimmung der Willensfunction das Dogma der Erbsünde und die Nothwendigkeit der Erlösung gründet. Freilich ist die hier gegebene Erklärung der Willensabhängigkeit den Fortschritten der biologischen Wissenschaft zu verdanken, wodurch die Abstraction metaphysischer Erklärungen entbehrlich wird.

Daß der Mensch nur will, was er wollen kann, ist aber nicht allein aus seiner biologischen Entwicklung und aus den physiologischen Vorgängen erweisbar, sondern auch aus der Erfahrung. Eine Weltordnung, im engeren Sinne eine Gesellschaftsordnung, wäre unmöglich, wenn die Absichten und Triebe der Menschen unabhängig wären. Bei Voraussetzung der „Willensfreiheit" wäre jede menschliche Handlung ein unerklärliches Wunder — eine Wirkung ohne Ursache.* Die „Willensfreiheit" widerspricht dem Gesetze der Causalität; die Unabhängigkeit menschlicher Absichten müßte in unsere Handlungsweise einen zusammenhanglosen Wirrwarr

* A. Schopenhauer, Die beiden Grundprobleme der Ethik (Originalausgabe, 4. Aufl., Leipzig 1891), S. 45 u. 46.

bringen. Wir sehen aber vielmehr die Menschen in einem Abhängigkeitsverhältnis von ihren Bedürfnissen und von ihrer Umgebung, sodaß auf der Beachtung dieser Beziehungen durch die Menschen erst die Möglichkeit der socialen Existenz beruht. Alle Abweichungen von dieser vorgezeichneten Bahn socialer Nothwendigkeit werden im allgemeinen vermieden, weil der Mensch nur das will, was er nach seinen Bedürfnissen und nach seinen Lebensverhältnissen wollen kann. Die möglichen Abweichungen jedoch von der Bahn der socialen Nothwendigkeit beruhen in Anlagen des Bewußtseinsorganismus — also z. B. in dessen Erkrankung —, welche die Triebe nicht frei, sondern gerade wegen des Abweichens von der interessengemäßen Bahn erhöht unter physiologischem Zwange stehend erscheinen lassen. Alle diese Erwägungen, erhärtet durch zahllose Enunciationen der Denker und Dichter, zeigen, daß die menschlichen Triebe und Absichten unfrei sind, daß der Mensch nur will, was seinen Anlagen entspricht. —

Und doch, obgleich denkende Menschen seit langem die theoretische Überzeugung von der Willensunfreiheit haben, — obgleich das Wesen des unausweichlichen Schicksals und dessen Vorherbestimmung ganze Culturkreise und -Perioden beherrscht, — obgleich diese Abhängigkeit unserer Absichten sich wandelbar auch dem unbefangenen Menschen aufdrängt, — vermag diese Theorie wenigstens innerhalb unseres Culturkreises keinen größeren Anhang zu finden; es besteht theils ein subjectives, theils ein sittliches Widerstreben gegen dieselbe. Die von unserer Cultur erfüllten Menschen fühlen ahnungsvoll eine Gefahr in dieser Unfreiheit. Die Charakteristik unserer Cultur ist eben das unabhängige Streben nach Wahrheit und nach einer Beeinflussung der menschlichen und daher auch der socialen Entwicklung, die sich mit der unbedingten Abhängigkeit menschlicher Absichten nicht verträgt. Die freie Forschung ist es, welche der europäischen Cultur jene weltbezwingende Stellung gab, die sie unverkennbar jenen Culturkreisen gegenüber hat, welche entweder die unbedingte Abhängigkeit von einer Vorherbestimmung zur Weltanschauung haben, oder überhaupt die Entwicklung unserer Individualität im befreienden Sinne vermissen lassen. Gewiß sollen wir uns von Vorurtheilen, wie diese Bedenklichkeiten gegenüber der Abhängigkeit unserer Absichten zu sein scheinen, an der Hand der wissenschaftlichen Erkenntnis losringen; es ist aber nicht das erste mal, daß die Wissenschaft, insbesondere die deductive, die Gesellschaft irregeführt hat. Stehen wir doch gegenwärtig in einem Wechsel der Weltanschauungen, weil sich die schwindende weder

wissenschaftlich noch praktisch bewährt hat. Es ist das wesentlichste Merkmal der kommenden Weltanschauung, daß sie den Abstractionen der Vernunft mißtraut und dort, wo der exacte oder experimentelle Nachweis für die Berechtigung allgemeiner Lehren nicht geführt werden kann, wie z. B. in den Fragen der Sociologie, wenigstens eine umfassende, zur Einheit entwickelte Beurtheilung aller positiven Thatsachen anstrebt.

Diese Beurtheilung lehrt uns aber, daß bei allen socialen Erscheinungen auch die unerklärten, dem Innern des Bewußtseins entspringenden Äußerungen unseres angebornen Interesses als Thatsachen hingenommen werden müssen, und daß es nicht angeht, psychische Erscheinungen von unzweifelhafter Macht, wie den unbezwinglichen Abscheu vor einer bedingungslosen Abhängigkeit unserer Absichten, zu ignorieren oder von einer anmaßenden Deduction zum Schweigen verurtheilen zu lassen. Einer verwandten Empfindung ist es auch zuzuschreiben, wenn die hervorragendsten Denker sich zu einem Vorbehalt gegenüber der Abstraction von der Willensunfreiheit veranlaßt sahen und so, gleich Kant mit seinem Pflichtenpostulat, eine praktische Anerkennung der „Willensfreiheit" aus ethischen Gründen zulassen. Wir stehen hiemit einer Thatsache gegenüber, die uns entweder von der Überzeugung der Willensunfreiheit zum wissenschaftlichen Pessimismus Schopenhauer's und Hartmann's zwingt, oder — welche uns vor einer Unlösbarkeit der wichtigsten Grundfrage des philosophischen Erkennens widerspruchsvoll stehen läßt. Eine Reihe von Denkern, wozu besonders die sociologische Schule Italiens* gehört, zieht bereits die praktischen Consequenzen der bedingungslosen Abhängigkeit menschlicher Absichten von den Anlagen und schreitet zur Anwendung einer Theorie vor, gegen die sich dieselben Denker und Dichter gesträubt haben, deren Aussprüche die Theorie jetzt stützen sollen. Anderseits führt aber die oben angedeutete Zwiespaltigkeit zu einem Dualismus in der Wissenschaft, der auf unsere Culturperiode bereits einen verhängnisvollen Einfluß erlangt hat. Gerade unser positivistisches Streben mit seiner Verachtung der Abstraction ist nur zu geneigt, sich über die schwierigsten Probleme den „Kopf nicht zu zerbrechen" und sich mit den praktischen Fortschritten der Naturforschung zu begnügen. Es ist ein Grundzug des herrschenden Zeitgeistes, philosophischen Fragen aus dem Wege zu gehen und bloß der Befriedigung

* Wie z. B. Enrico Ferri, Das Verbrechen als sociale Erscheinung. Grundzüge der Criminal-Sociologie ([Übersetzung der 4. Aufl. des Originals], Leipzig 1896).

nächstliegender Realinteressen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Durch nichts wird dieser Grundzug mehr gezeigt als durch das Ignorieren der Bedeutung philosophischer Erkenntnis für die Socialwissenschaften, welche sich in Deutschland überwiegend auf die Erwägung landläufiger Fragen mit praktischem Gesetzgebungszwecke zurückgezogen haben, und daß man auf diesem unwissenschaftlichen Wege des „socialpolitischen" Zankes feststehende Wahrheiten zu finden für möglich hält.* Die unbehobenen Zweifel über die Zulässigkeit eines monistischen Princips in der Philosophie machen sich bereits in den Interessen, welche den socialen Proceß leiten, und in der Unklarheit der Lebensanschauungen, die nach Herrschaft über den Culturkreis ringen, geltend. Materialismus und Mysticismus sind die Wirkungen einer Wissenschaft, welche weder die Abstraction von der Willensunfreiheit ausreichend bestätigt, noch den Dualismus in unserer Weltanschauung vernichtet hat. Die Zwiespaltigkeit aller herrschenden Triebe, der offene Gegensatz der sich gegenüberstehenden Ideen wurzeln in einer Philosophie, die sich ihrer Aufgabe unbewußt geworden ist.

Das metaphysische Stadium unserer intellectuellen Entwicklung schloß mit einer Philosophie ab, welche die Willensunfreiheit und hiemit die pessimistische Weltanschauung als Endresultat ihrer Erkenntnis hinstellte; diese Erkenntnis ist monistisch und daher ein Ganzes. Ohne Hinblick darauf, ob dieses Resultat wissenschaftlich befriedigt, müssen wir doch zugestehen, daß jene Philosophie sich ihres Zweckes bewußt war, der stets nur in der Auflösung aller Zweifel auf Grund eines einheitlichen Princips und einer Gesetzeseinheit der Welt erfüllt werden kann. Auch das theologische Entwicklungsstadium strebte dieses Ganze an; als aber die Renaissance der metaphysischen Doctrin die theologische untergrub, machte sich dieselbe Zwiespaltigkeit der Lebensanschauungen geltend, verlor der Culturkeis in ähnlicher Weise die Sicherheit der leitenden Ideen, wie es gegenwärtig der Fall ist. Soll daher die Gesellschaft wieder eine intellectuelle Direction gewinnen, so muß sie über die Zulässigkeit der deductiven Abstraction und der ihr zugehörigen Theorie von einer unbedingten Abhängigkeit menschlicher Absichten Gewißheit erlangen; sie muß den Dualismus in der Weltanschauung aufheben und alle Erkenntnis auf eine Gesetzeseinheit reducieren. Mag nun dieser Monismus ausfallen, wie er will, wenn wir

* Gustav Schmoller, Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten im Gebiete der Staats- und Socialwissenschaften u. s. w. Rectoratsrede. (Beilage Nr. 233 zur Allgemeinen Zeitung [München] v. 15. Oktober 1897.)

nur die Überzeugung gewinnen, daß er einer positiven Beurtheilung aller zugänglichen Thatsachen entspricht und nach keiner Richtung auf Behauptungen ohne zureichenden Grund einerseits und ohne reale Erweisbarkeit anderseits beruht. Damit wird die Philosophie wieder ihren Zweck für die intellectuelle Entwicklung erfüllen. —

Wir wissen, daß die Quelle unseres Willens eine innere Unruhe ist, welche unbefriedigten Bedürfnissen entspringt; entweder fühlt sich das physiologische, oder das Gattungsinteresse, oder eine ihrer Entwicklungsmodalitäten unbefriedigt. Die Beunruhigung unseres Nervensystems wurzelt in einem Anstoß, den das unbefriedigte Interesse gibt; wenn unser Bewußtsein oder Instinct gegenüber dieser Unruhe kein Object der Willensbethätigung findet, dann beginnt die Individualität zu kranken. Eine solche Unruhe bemächtigt sich auch des unbefangenen Menschen gegenüber dem Lehrsatze von der unbedingten Willensunfreiheit; diese Unruhe könnte nur dadurch versöhnt werden, wenn er bestimmt wüßte oder glaubte, daß die natürliche Entwicklung der Dinge sein Interesse befriedigt. Sobald der Mensch gegenüber jenen realen oder eingebildeten Factoren, die sein Schicksal zu bestimmen scheinen, eine Spur von Mißtrauen hat, ist die Unruhe wieder da, und sie zeigt sich nunmehr als Folge des Bedürfnisses nach individuellem Einfluß auf seine Absichten. Nun hat jene Abstraction, welche die Willensunfreiheit zum Gesetze erheben möchte, diese auf die Consequenzen der gegebenen menschlichen Anlagen begründet, auf die Folgerichtigkeit des Handelns nach Temperament und Charakter —, hat aber infolge ihres unsociologischen Denkens die Einwirkung der Außenwelt als nebensächlichen Factor für die Bestimmung des Willens angesehen. Da wir aber die Unabhängigkeit unseres Willens nur mit Bezug auf unsere Bethätigung gegenüber der Außenwelt beanspruchen, so erscheint dem einzelnen Selbstbewußtsein die Beantwortung der Frage, ob wir von unseren Anlagen abhängig sind oder nicht, unwichtig; den Menschen beschäftigt nur die Frage, inwiefern er „willensfrei" nach außen ist.

Dieser eigenthümliche Widerspruch zwischen der Deutung, welche der unbefangene Laie und welche der Philosoph und Physiolog der Frage nach der „Willensfreiheit" geben, hat dieselbe sociologische Bedeutung, wie jene Beunruhigung, die unsere Gesellschaft von der Theorie der unbedingten Abhängigkeit der Absichten überhaupt erfährt. Auch dies ist eine That-

sache der Bewußtseinsvorgänge im Menschen, die wir nicht ignorieren dürfen. Es äußert sich hier ein individuelles und soziales Bedürfnis von maßgebender Bedeutung für die Bewußtseinserscheinungen des Menschen im allgemeinen.

Wir wissen, daß der Mensch ein unbesiegbares Bedürfnis hat, sich in einen Glaubenszusammenhang mit dem Absoluten und der Unendlichkeit zu setzen, und daß dieses Bedürfnis die Entwicklung des angebornen Interesses zum transcendentalen zur Folge hat. Diesem Bedürfnis einen möglichst wissenschaftlichen Inhalt zu bieten, ist die vorzüglichste Aufgabe jenes Theiles der Philosophie, den wir Metaphysik nennen. Den Ausgangspunkt hiefür hat die sociologische Erkenntnis bei der Erörterung des Inhalts des Bewußtseins geboten. Aber auch dem Bedürfnis, sich gegenüber der Außenwelt in seinen Absichten unabhängig zu wissen, bietet jene Erörterung und die Untersuchung über das Wesen des Einzelwillens einen geeigneten Rückhalt.

Die ursprünglichste Äußerung unseres Bewußtseins ist die Aufmerksamkeit; durch deren Anspannung kommt unser bisher leerer Intellect zum Bewußtsein seiner Kraft für die Aufnahme möglicher innerer oder äußerer Vorstellungen. Durch sinnliche Wahrnehmung treten nun diese Vorstellungen im Wege der Anreize oder Innervationen an das aufmerksame Bewußtsein heran. Bei jedem bewußten Geschöpf ist zu beobachten — und der denkende Mensch erfährt es —, daß die wechselnden Vorstellungen in einem verschiedenen Verhältnis zur Aufmerksamkeit stehen, je nachdem die Aufmerksamkeit activ oder passiv ist. Die active Aufmerksamkeit wartet auf eine bestimmte, durch Apperception, vielleicht auch durch Gedankenassociation von Erinnerungsbildern festgehaltene Vorstellung; die passive Aufmerksamkeit hingegen — und diese stellt unsere Frage in das richtige Licht — läßt die Vorstellungen sich folgen, bis eine eintritt, welche zur Apperception wird. Was ist das, was in beiden Fällen die Auswahl, dort der erwarteten, hier der aufgegriffenen Vorstellung veranlaßt? — Ein concretes Interesse als Ausdruck eines für unsere Entwicklung nothwendigen Bedürfnisses. Entwicklung muß hier in jenem durchgreifenden Sinne genommen werden, wonach sich unser ganzes Leben aus einer Reihenfolge von Bedürfnisbefriedigungen zusammensetzt und auch Bedürfnisse auftreten, die nach vulgärer Auffassung unsere Entwicklung eher hemmen als fördern. Die Individualität bringt eben auch Bedürfnisäußerungen und Interessenerscheinungen hervor, die nicht immer dem normalen Werdeproceß

entsprechen; die Bedürfnisse und Interessen krankhafter Individualitäten weichen von der Bahn gesunder Entwicklung ab. Diese Vielgestaltigkeit macht die Menschen zu Individualitäten, und aus ihr geht die Vielgestaltigkeit des socialen Processes hervor.

Wenn nun das concrete Interesse infolge der Aufmerksamkeit mit einer Vorstellung im Blickpunkte des Bewußtseins zusammentrifft, wird die Vorstellung appercipiert, und die Absicht erwacht; diese Absicht ist durch das concrete Interesse und die Apperception gegeben und von dieser untrennbar. Die Absicht ist die Emanation der in uns lebenden, durch das angeborne Interesse qualificierten Urkraft und die Anmeldung der durch sie hervorgerufenen Triebe. Wie die Triebe mit dem angebornen Interesse in Relation stehen, so steht die Absicht in Relation mit dem concreten Interesse, das unsere active Aufmerksamkeit erregte, beziehungsweise das bei der passiven Aufmerksamkeit in das Bewußtsein einspringt. So wie die Absicht ein Ausläufer der Urkraft beziehungsweise des Triebes für den concreten Fall ist, so auch ist das concrete Interesse ein Ausläufer unseres angebornen Interesses. Diese Darlegung paßt auf jeden Fall der möglichen Apperceptionen; denn jedes Geschöpf hat nur für diejenigen Vorkommnisse ein concretes Interesse, die im Bedürfnisbereich seines angebornen Interesses liegen. Während Thiere im allgemeinen nur concrete Interessen haben, die im Bereiche ihrer physiologischen Vorgänge liegen, beobachten wir schon bei der höheren Thierwelt, wie z. B. bei den Beziehungen des Hundes zu seinem Herrn, concrete Interessen, die auf ein zum Socialinteresse entwickeltes angebornes Interesse schließen lassen.

Je nach der Art der Vorstellung und des concreten Interesses geschieht zweierlei: Die Absicht kann entweder die Apperception einen bloßen Act des Bewußtseins bleiben lassen, oder zum Willen vorschreiten, der auf den Nerven- und Muskelbahnen die Handlung auslöst.

Im ersteren Falle wird die Vorstellung zum Erinnerungsbilde, mit welchem möglicherweise auch eine Gedankenassociation unter Anspannung des Verstandes und der Vernunft hervorgerufen wird. Das Kraftmoment in der Absicht ruft also Bewegungsvorgänge im Bewußtseinsorganismus wach, die sich innerhalb der Nervencentren abspielen, ohne auf den ersten Blick nach außen zu wirken. Es sind dies Vorgänge im Intellect, die mit dem concreten und durch dieses mit dem angebornen Interesse in Beziehung stehen. Durch die Bewegung im Bewußtseinsorganismus werden aber alle solchen Intellectsvorgänge auf den ganzen Wirkungskreis

der Nervencentren ausgedehnt; die Apperception und Association wirkt auch auf den gesammten Organismus zurück. Die Unruhe, als erstes Merkmal des Bedürfnisses, wird durch den Bewußtseinsvorgang entweder aufgelöst oder vermehrt. Alle Empfindungen der Freude, der Trauer u. s. w., ob sie bei activer Aufmerksamkeit vorausgesehen, oder bei passiver Aufmerksamkeit überraschend eintreten, bleiben bei ihrer Wirkung auf die Nervencentren nicht stehen, sondern wirken im Wege des ganzen angeregten Nervensystems auf den physiologischen Vorgang in uns förderlich oder hemmend ein; sie äußern sich als Gemüthsbewegungen und als im physiologischen Aufbau entwicklungsmäßig angesammelte Wirkungen der Triebe, wie z. B. das Erröthen aus Scham mit Bezug auf den Geschlechtstrieb und seine Consequenzen. Und so klingt die in der Absicht sich äußernde Krafterscheinung einerseits im Intellect in eine Erfahrung, und anderseits in unserem Organismus als ein Antheil an unserer Entwicklung aus.

Es ist dies ein Vorgang, der auf der Erhaltung der Energie beruht. Um ihn jedoch vollständig zu erfassen, müssen wir näher untersuchen, was hiebei erhalten bleibt, um Irrthümern in der Anwendung dieses Naturgesetzes auf psychische Erscheinungen zu begegnen. Man glaubt nämlich oft, der Apperception sowie auch der Hinterlegung von Erinnerungsbildern den Verbrauch jener Kraft beimessen zu dürfen, die für die Innervationen unserer Lebensvorgänge angewendet wurde. Die appercipierten Vorstellungen sowie das Bewußtsein an sich sind keine Kraftäußerungen und können nicht unter das Maß physischer Vorgänge gestellt werden; das Bewußtsein ist ein Zustand und die Vorstellungen sind Emanationen des angebornen Interesses im Bewußtsein, welches nur eine Qualität der in uns wirkenden Urkraft ist. Im Triebe, der durch das concrete Interesse zur Absicht qualificiert ist, findet sich die physische Kraft für den kommenden Vorgang in unserem Bewußtseinsorganismus. Der durch die Absicht geleitete Trieb pflanzt als Kraft die Bewegung durch das Nervensystem fort, welche nunmehr im physiologischen Vorgange des Organismus aufgespeichert wird.

Alle Vorgänge, die aus der Urkraft hervorgehen und sich in den verschiedenen Qualitäten des inhärenten Interesses in der Welt als Krafterscheinungen darstellen, sind Bewegungsvorgänge, daher den mechanischen Gesetzen unterworfen und, insoweit sie unsern sinnlichen Wahrnehmungen zugänglich sind, auch quantitativ meßbar. Das Leben überhaupt spricht sich in solchen physiologischen Bewegungsvorgängen aus, wonach immer eine Molekularverschiebung die nächste nach sich zieht; eine gewisse Con-

stellation der physiologischen Wechselbeziehungen führt zum Bewußtsein, wie es auch mit deren Unterbrechung schwindet und mit ihrem Aufhören erlischt. Die physiologischen Vorgänge müssen also nach dem Energiegesetze beurtheilt werden, weil sie Bewegungsvorgänge auf überwiegend chemischer Grundlage sind. Bei der Apperception einer Vorstellung haben wir daher nur jenen Kraftverbrauch zu beachten, der beispielsweise in dem Nervensystem einerseits durch die Vermittlung der Wahrnehmung bis zum Bewußtseinssitz und anderseits bei der Auslösung einer Muskelthätigkeit stattfindet. Die Muskelthätigkeit nimmt ihre Kraft wieder direct aus dem physiologischen Lebensvorgang. Die erweckte Vorstellung an sich, welche dem chemischen Kraftverbrauch als Qualität anhaftet, erübrigt als intellectueller Gewinn, hinsichtlich welcher Größe die Aufnahmefähigkeit des Intellects mit dem physiologischen Proceß in keiner Wechselbeziehung steht. Dieses Buch z. B. besteht aus Papier und Druckerschwärze; zu seiner Erzeugung ist ein Kraftquantum nöthig, das einem ganz anderen Gebiete angehört als die hiedurch in Form gebrachte Gedankenqualität. Die Vervielfältigung dieser intellectuellen Qualität ist relativ unbeschränkt — wenn das Buch gelesen werden sollte —, während dessen quantitativer Kraftwert erst wieder hervortritt, wenn man es z. B. anzündet. Es stehen diese Thatsachen mit der allgemeinen natürlichen Thatsache in Zusammenhang, daß die Erhaltung der Kraft nur mechanisch aufgefaßt werden kann, keineswegs aber bestimmend ist für die Qualität, die dem mechanischen Vorgange anhaftet. Wir wissen, daß Wärme in Elektricität, diese in Bewegung u. s. w. unter gleichzeitiger Unverlierbarkeit des quantitativen Kraftwertes übersetzt werden kann. Was ist die reine Quantität dieser qualitätwechselnden Kräfte? — Die Urkraft, wie sie in den verschiedenartigsten Modalitäten äußerer Erscheinungsweise, unter Festhaltung ihres quantitativen Auftretens, die Welt erfüllt; es ist dies dieselbe Urkraft, die in unsern physiologischen Vorgängen mit ihrer quantitativen Unverlierbarkeit auftritt und sich in den Lebensvorgängen in verschiedene Krafterscheinungen umsetzt. Die Qualität ist hingegen das Unexacte und Unberechenbare, das der Urkraft als äußerliche Erscheinung anhaftet. Diese Qualität ist das Individuelle der Naturerscheinungen, und zwar nicht bloß individuell weil jede Erscheinung nach irgend einer Richtung ein Specificum ist, sondern auch weil das Qualitative von unserem Bewußtsein individuell, d. h. nach der Eigenart seines Organismus aufgefaßt wird. Das Quantitative als absolutes Merkmal der Urkraft zeigt infolge von deren Unzerlegbarkeit auch keine Individualität; die Urkraft kann,

insofern sie zugänglich ist, immer, überall und von jedem identisch gemessen werden. Was ist nun die Qualität? — was bestimmt die unendliche Verschiedenheit der Erscheinungen, in welchen die Urkraft auftritt? — Das den Dingen inhärente Interesse, welches die Urkraft im stufenweisen Fortschreiten der Entwicklung in diese qualificierten Erscheinungsformen differenziert. Qualificiert sich die Urkraft z. B. als Magnet und als Dampfkraft, um durch eine Dynamomaschine einen elektrischen Strom zu erzeugen, so haftet der Urkraft das Interesse an, sich einerseits als Wärme und Magnetismus und anderseits als Elektricität darzustellen. Auf der Productionsseite kommt dieselbe Quantität von Energie zum Vorschein, die auf der Consumtionsseite durch Verbrennung entwickelt wurde. Die Qualität dieser Krafterscheinungen bleibt jedoch bloß in der Vorstellungswelt der Intellecte erhalten. — Und so ist es auch mit unsern Gedankenvorgängen; dem physiologischen Kraftwechsel in unserem Nervensystem haftet die Qualität einer Vorstellungsreihe an, die das Interesse darstellt, mit welchem die Kraft zur Erscheinung kommt. Die Kraft selbst bleibt genau erhalten und leistet später an einem andern Ort und für einen andern Zweck eine gleiche Arbeit. Die gewonnenen Vorstellungen aber sind der scheinbar ephemere Gewinn unseres Intellects. Die physiologischen Kräfte z. B. gehen mit dem Tode des Individuums nicht verloren, wohl aber dessen Erfahrungen, ob sie die eines Naturmenschen oder von weltbewegendem Ideenreichthum sind, — wenn nicht besondere Vorkehrungen für ihre Aufbewahrung getroffen wurden, die, wie z. B. die Schrift, das Qualitative verschiedenster Interessen dem Quantitativen der Urkraft anheften.

Nun hat es den Schein, als ständen wir wieder vor der dualistischen Weltauffassung, welche dem Intellect und seiner Vorstellungswelt eine Stellung außerhalb der Naturgesetze beimißt und die „geistige" Quantität von jeder realen Beurtheilung unabhängig läßt. Wir kommen hier auf den mehrberührten Mangel der individualistischen Wissenschaft, welche nicht befähigt ist, den vollen Umkreis der Thatsachen zu ermessen. Wie früher diese Einseitigkeit den Indeterminismus unbedingt verwarf, so kommt hier ein einseitiger Realismus der Wissenschaft dazu, die intellectuellen Qualitäten außerhalb jeder Beziehung mit den realen Factoren des Lebens zu sehen. Die sociologische Erkenntnis jedoch ist auch hier berufen, die monistische Weltauffassung herzustellen und zu zeigen, wie die Gedankenwelt auf einem anderen Wege als durch Wage und Probierglas mit dem Gesetze von der Erhaltung der Energie in Relation zu bringen ist.

Wir wiſſen, daß die Bewußtſeinsvorgänge, im beſondern die Gedanken, von ihrem einfachſten Zwecke, der Befriedigung des phyſiologiſchen Intereſſes, bis zu den Problemen des Tranſcendentalintereſſes ihre naturgemäße Quelle in der Relation zwiſchen Bedürfniſſen und Lebensbedingungen haben. Wie wir jenen Dualismus verwerfen mußten, welcher die Führung im ſocialen Proceß einer vermeintlichen Spontaneität der Ideen zuſchrieb, und bewieſen haben, daß dieſe Ideen aus den Bedürfniſſen hervorgehen und ſo von der natürlichen Entwicklung der Menſchen und ihrer Lebensbedingungen abhängig ſind (ſiehe Seite 256), — ſo müſſen wir jetzt den Dualismus als unzutreffend bezeichnen, welcher das Maß der menſchlichen Gedankenarbeit von den realen Factoren unſerer Entwicklung unabhängig glaubt. Der Grundzug der Sociologie iſt, daß wir dem individuellen Sein ſtets die univerſelle Außenwelt gegenüberſtellen, ſodaß der Menſch die Wirklichkeit, die er in ſeinem Bewußtſein beſitzt, in der Geſetzmäßigkeit der Vorſtellungswelt wiederfindet. Diejenige Kraft, welche in dem Wechſel der Bedürfniſſe und Lebensbedingungen wirkſam wird, gibt die Impulſe, daß die intellectuellen Potenzen der Menſchen gleichen Schritt halten mit den Forderungen ihrer individuellen und ſocialen Entwicklung; und was auf dieſem Gebiete von den intellectuellen Trieben geleiſtet wird, iſt unverlierbar, weil es aus dem Schoße der angebornen Intereſſen ſtets erneuert geſchaffen wird. Es iſt z. B. ein ſchwerer Irrthum menſchlicher Überhebung, zu glauben, daß eine nützliche Entdeckung mit einem Individuum verloren gehen könne; denn ſie wird als nothwendiges Reſultat der allgemeinen Entwicklung von einem anderen gemacht; dies hat ſich, um bei unſerer Sache zu bleiben, an der Entdeckung des Naturgeſetzes von der Erhaltung der Energie mehrfach bewährt. Die Kraft der Ideen ſteht in genauer Relation mit den Bedürfniſſen und Lebensbedingungen; und die Antriebe, welche ſie auf die ſociale, culturelle, ethiſche und religiöſe Entwicklung äußern, entſprechen genau ihrem intellectuellen Kraftwert. Dieſe intellectuelle Kraft, welche in dem Wechſel der Intereſſen und Individualitäten zur Erſcheinung kommt und aus der natürlichen Entwicklung der Qualitäten des Univerſums hervorgeht, wird fortwährend umgeſetzt in jene Neugeſtaltungen, welche das ſociale Bedürfnis und die Lebensbedingungen verlangen. So wenig Ideen durch einen deſpotiſchen Druck zurückgehalten werden können, ſo wenig gehen ſie durch die Vernichtung ihrer intellectuellen Werkzeuge verloren. Die nothwendige Idee kommt zum Druchbruche, weil ſie nothwendig iſt, was eben das Merkmal der Erhaltung der Kraft iſt.

Wir wissen, daß in den biologischen Vorgängen, welche direct mit Quantitäten rechnen, Schwankungen, Anhäufungen der Kraft und Niedergänge ihrer Äußerungen wechselvoll eintreten; auch der sociale Proceß ist zusammengesetzt aus solchen Hebungen und Senkungen der socialen Kraftäußerungen, die sich in ihrem weiteren Verlaufe zu einer Durchschnittswirkung ausgleichen. Ebenso wechseln Anhäufungen von Ideen mit Ideenarmut, weil durch die Vielgestaltigkeit der Lebensbedingungen ein Reichthum an Impulsen mit Tiefständen des intellectuellen Lebens überhaupt oder wenigstens räumlich abwechselt. Man muß aber auch in der socialen Entwicklung den Ideen die richtige Bedeutung beimessen, um darauf zu kommen, daß ihre Vertheilung über die Culturperioden nicht so ungleich ist, als manche sich vorstellen; so könnte beispielsweise die Meinung entstehen, das 19. Jahrhundert hätte mehr Ideen gehabt als die gesammte Vorzeit, weil jenes auf praktischem Gebiete das erntete, was diese gesäet hatte. Die entwicklungsfördernden Ideen sind überhaupt spärlich, aber relativ gleichmäßig vertheilt; sie sind stets die Keime eines großen Fortschrittes, stehen aber selten in directem und beinahe nie in praktischem Zusammenhange mit ihm. Und so finden wir, daß die intellectuelle Kraft in der Entwicklungsreihe der Schöpfung erhalten bleibt als Emanation der Urkraft, welche den Intellect als Geburtsstätte, die Bedürfnisse und die Lebensbedingungen als Ursache und Gegenstand der Ideen erweckt. Die intellectuelle Kraft findet sich als Qualität und Äußerung der sich fortgesetzt differenzierenden Interessen in den Gesammterscheinungen der Entwicklung, um sich in dieser zu manifestieren, bis alle Differenzierung aufhört, die Individualitäten im Universum verschwinden und die Qualitäten in die einheitliche Quantität zurückkehren. —

Wenden wir uns nunmehr, unterstützt durch die Anwendung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie auf intellectuelle Vorgänge, zur Untersuchung des zweiten Falles, daß die Absicht zum Willen vorschreitet.

Wenn jene Unruhe, welche ein Bedürfnis in uns erweckte, durch die Absicht, eine Apperception im Gedächtnis zu hinterlegen oder im Intellect zu überlegen, nicht behoben wird, so steigert sich diese Absicht zum Willen. Dieser Wille ist die Überführung einer Absicht zur praktischen Handlung, deren negativer Ausdruck auch die Zurückweisung der Vorstellung, die Ablehnung ihres Eindruckes sein kann. Der Wille zeigt sich in der Bethätigung nach außen. Vergessen wir aber hiebei nicht, daß der Organismus des Ich gegenüber dem reinen Bewußtsein für Absichten und Willensäußerungen,

die sich innerhalb der Empfindungsperipherie abspielen, ebenfalls der Vorstellungswelt angehört, also ein Außen sein kann. Solange nichts geschieht als höchstens die Gemüthsbewegung infolge der Apperception und Absicht, so lange erkennen wir den Willen nicht, so lange sind alle Apperceptionen und Associationen nur Phantasmen, welche den intellectuellen Vorgängen angehören, während diese durch den Willen in mechanische Wirkungen umgesetzt werden. Solange eine Willensvorstellung sich nur in unsern Nervencentren abspielt, so lange fehlt der Beweis, ob sie zur Handlung werden kann oder nicht, so lange ist sie also nur — eine Absicht. Der Charakter, das Temperament, kurz die eigenen Anlagen zeigen sich dadurch, inwiefern die Absicht alle intellectuellen und physiologischen Hemmungserscheinungen zu überwinden vermag, um zum Willen zu werden und die nöthigen Nervenimpulse zu dessen voller Ausführung zu geben. Wenn z. B. der Tod durch eine Schreckensvorstellung eintritt, so ist derselbe keine Willensäußerung, sondern nur ein Beweis, daß der Organismus der intellectuellen Macht jener Vorstellung physiologisch nicht gewachsen war und daher das Ich über die Apperception und Absicht nicht zur Willensäußerung gelangte.

Um den für die socialen Beziehungen wichtigen Unterschied zwischen dem Willen, welchen die veraltete Psychologie in der bloßen Apperception einer Vorstellung auftreten sieht, und dem Willen zur That erklären zu können, ist es nothwendig, in den psychologischen Vorgang den Begriff der Absicht einzuschieben. Nachdem diese aus dem Zusammentreffen der Apperception mit dem Impuls des durch das concrete Interesse geleiteten Triebes entstanden ist, ergibt sich bis zur Willensäußerung gewöhnlich eine längere oder kürzere Periode erläuternder und wahltreffender Associationen. Alle im psychologischen Proceß zur Anwendung kommenden Begriffe sind eigentlich nur Mittel für die Darstellung der wechselnden Qualität der zwei wirkenden Haupterscheinungen: Leben (Urkraft) und angebornes Interesse. Trieb, Absicht und Wille gehen aus dem Leben hervor; es ist aber unbestimmt, wann die Absicht in den Willen übergeht, sowie wann das angeborne Interesse zu dem für den beobachteten psychologischen Fall concreten Interesse wird. Wohl aber wird das Leben in dem Augenblicke zum Triebe, wo es durch ein Interesse differenziert wird; ebenso wird der Trieb zur Absicht, sobald er mit der Apperception einer Vorstellung zusammentrifft.

Nun gibt es aber psychologische Processe, bei welchen sich alle Er-

scheinungsqualitäten um den Augenblick der Apperception zusammendrängen; Unruhe, Aufmerksamkeit, Vorstellung, Apperception, Absicht und Willensäußerung können scheinbar gleichzeitig, auf einen Schlag, eintreten. Es können dies nur psychologische Vorgänge sein, die entweder auf einer besonderen Heftigkeit des Interessen- und Vorstellungsimpulses beruhen, oder deren Abspielung durch eine besondere Gangbarkeit der Nervenverbindungen beschleunigt wird. Wir können sofort beisetzen, daß sich diese beiden Erscheinungsweisen gegenseitig begründen; denn es werden durch die natürliche Entwicklung diejenigen Nervenbahnen am gangbarsten sein, welche dem angebornen Interesse am häufigsten entsprechen sollen, und am raschesten werden jene entsprechen müssen, die den ursprünglichsten Interessenformen, also dem physiologischen und dem Gattungsinteresse, beziehungsweise dem Selbsterhaltungs- und Geschlechtstriebe zu dienen haben. Wir wissen, daß bei der Entwicklung der Organismen dieser Einfluß der Interessen auf das Nervensystem zur Folge hat, daß sich solche häufige und heftige, daher auch wichtige Impulse immer mehr von dem Centrum des Nervensystems unabhängig zu machen streben. Wir wissen, daß die bei der niedersten Thierwelt sich rasch vollziehenden Bewußtseinsvorgänge bei der höheren auf Ganglien und secundäre Nervencentren zurückweichen, sodaß der Bewußtseinssitz von diesen Vorgängen in der Regel nicht mehr berührt wird. Dadurch wird aber das active Bewußtsein für die überwiegende Zahl der Impulse ausgeschaltet; diese automatischen und reflectorischen Bewegungen haben daher nachstehende Reihenfolge der Impulse: Unruhe bei gleichzeitiger Apperception einer Reizvorstellung durch das secundäre Nervencentrum und in diesem, also unbewußt, die Absicht und Willensäußerung; die Aufmerksamkeit und Associationen als dem Bewußtsein angehörig fehlen. Diese Erscheinung ist im Vergleiche mit der bewußten Willensäußerung für die Erklärung der Wechselbeziehungen zwischen Wille und individuellen Anlagen von Wichtigkeit.

Wir sehen zunächst, daß sowohl die Absicht als auch der Wille nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, mit dem Bewußtsein unbedingt zusammenhängt, sondern daß es Willensäußerungen gibt, welche ohne jede intellectuelle Erwägung über die Wahl der auszuführenden Handlung erfolgen; wir sehen ferner, daß diese Art der Willensäußerungen überwiegt, während diejenigen, welche auf bewußter Apperception und Associationen beruhen, seltener und die für den physischen Bestand des Individuums weniger wichtigen sind. Bei Amöben scheint die Willensäußerung stets

bewußt zu sein, sodaß schon die Befriedigung des physiologischen Interesses sich bewußt vollzieht; aber dieses Bewußtsein ist sehr dunkel, ebenso wie die gesammte Lebensfunction des Geschöpfes träge ist. Mit der Entwicklung der höheren Organismen findet nun eine Differenzierung der Lebensfunctionen in dem Sinne statt, daß einerseits das Bewußtsein sich schärft und lebendiger wird, aber anderseits die niederste Interessenbefriedigung aus dem Kreis des Bewußtseins tritt. Die naturgesetzliche Theilung der Arbeit (Differenzierung) hat es auf diesem Wege erreicht, die organische Welt, aus der Tiefe der unmittelbar materiellen Lebensinteressen, im Menschen zu voraus- und umsichtigen, ja sogar zu immateriellen Interessen zu erheben. Der Mensch überhaupt und insbesondere derjenige mit hochentwickeltem Bewußtseinsorganismus verlegt das Schwergewicht seiner Bewußtseinsvorgänge in das Gebiet der entwickelten Interessen; diese selbst sind also ein Resultat jener Arbeitstheilung in der Natur, denn sie können überhaupt nur in jenem Menschen leben, dessen Bewußtseinsorganismus für entwickelte Interessen zugänglich geworden ist. Daß die Reflexbewegungen diesen auf Differenzierung des Bewußtseins beruhenden Ursprung haben, vermögen wir an uns selbst dadurch nachzuweisen, daß wir im stande sind, uns über den inneren Vorgang derselben Rechenschaft zu geben. Nur wenn simultane Associationen unsere Aufmerksamkeit von der Reflexbewegung zu sehr abzogen haben, also unser Bewußtsein für ihm geläufigere Apperceptionen in Anspruch genommen wurde, dann geschieht es, daß man über die Reflexbewegung nachträglich sozusagen selbst überrascht ist. Um also das Bewußtsein von den Reflexbewegungen unbedingt auszuschalten, bedarf es einerseits der Beschäftigung und anderseits heftiger Affecte. Ja wir sind sogar bei angespanntem Bewußtsein im stande, manchen physiologischen Vorgängen zu lauschen, was sich besonders bei krankhaft afficiertem Nervensystem (Hypochondrie) zeigt. Der gesunde physiologische Vorgang hingegen ist unserem Bewußtsein entrückt, welche Differenzierung im psychologischen Vorgange die Befähigung des Menschen ausmacht, sich ganz und ungestört bewußten Vorstellungen innerhalb der höheren Entwicklungsmodalitäten seines angebornen Interesses hinzugeben.

So sehen wir, daß sich im Menschen als höchstentwickeltem Organismus ein doppelter psychologischer Vorgang der Willensäußerungen vollzieht:

1. Der ursprüngliche, grundlegende Willensvorgang, welcher aus den unbedingten Impulsen des angebornen Interesses hervorgeht, sich aber auch bei entsprechender Ausbildung der Nervenbahnen auf die Absichten

der höchstentwickelten Interessen ausdehnen kann, und zwar ohne im Blickpunkte des Bewußtseins appercipiert zu werden. Es sind das die automatischen und reflectorischen Bewegungen überhaupt, aber auch schon der physiologische Vorgang als primitivster Theil der Nerventhätigkeit; anderseits sind es aber auch höheren Interessen folgende Willensäußerungen, wenn jene das Individuum — wie wir es besonders bei Trägern der innerlichen Religiosität sehen — tief beherrschen. Wir können diese Willensäußerungen instinctiv nennen, weil sie dem Nervensystem theils durch die ganze Entwicklungsreihe vererbt angehören, theils durch eine besondere Gangbarkeit der Nervenbahnen in den Richtungen der entwickelten Interessen gewohnheitsmäßig eigen sind.

2. Der bewußte Willensvorgang, welcher allen ungewohnten Vorstellungen, den meisten Impulsen entwickelter Interessen und den Anregungen der Association entspricht. Was in den Nervenbahnen auf Hemmungen stößt, rückt die Vorstellung in den Blickpunkt unseres Bewußtseins; wir wissen, daß selbst physiologische Hemmungen von unserem Bewußtsein appercipiert werden. In vermindertem Maße und successive werden auch jene instinctiven Willensvorgänge in unser Bewußtsein treten, welche auf weniger geübten Nervenbahnen verlaufen. Die entwickelten Interessen verlangen in der Regel bewußte Willensvorgänge; sie verlangen auch gewöhnlich die Thätigkeit des Intellects bei langsamem Verlauf der Associationen. In gleichem Sinne verlangen auch Willensvorgänge, welche verwickelte Associationen, wie z. B. zurückliegende Erinnerungsbilder, herbeiführen, eine Theilnahme des Intellects. —

Der Mensch hat innerhalb dieser Vorgänge nur Aufmerksamkeit und Absichten für Vorstellungen, welche in den Bereich seiner Interessen fallen; alle anderen gleiten gleichsam eindruckslos an ihm ab. Diese psychologische Lehre erklärt untrüglich das Verhalten der Menschen an sich und gegen andere. Bei Beurtheilung dieses Verhaltens kommt es aber stets darauf an, sich den ganzen Entwicklungsumkreis des angebornen Interesses vor Augen zu halten, sonst unterschiebt man demselben falsche Beweggründe. Es kann z. B. dieselbe Vorstellung, die durch einen vom Individualinteresse beherrschten Menschen aus Eitelkeit unbeachtet bleibt, von einem anderen vom Transcendentalinteresse beherrschten Menschen aus Selbstverleugnung abgelehnt werden.

Der bewußte Willensvorgang gestattet, daß zwischen Absicht und Willensäußerung Associationen sich einschieben, welche, appercipiert und

mit dem Interessengrundzug in Beziehung gebracht, eine neue Absicht erzeugen können. Es werden also bei schwankendem Charakter oder langsamem Temperament auch mehrere Absichten der Willensäußerung vorausgehen; bekanntlich kann der Wechsel der Absichten auf einen langen Zeitraum ausgedehnt bleiben, bis die letzte Absicht den Augenblick zur Willensäußerung als gekommen erachtet. Die erste Absicht wird gewöhnlich völlig anlagengemäß sein, während die weiteren Absichten reicher und umsichtiger Bestimmungsgründe heranziehen und daher bedingt unabhängig werden; oft aber fällt die Willensäußerung instinctiv wieder in die erste Absicht zurück, in der Regel wird sie kaum von der Vorzeichnung durch die Anlagen abweichen, jedenfalls aber dem Interessengrundzug conform sein.

Ziehen wir die vorstehenden charakteristischen Wechselbeziehungen von Wille und Bewußtsein bezüglich des Problems über die Abhängigkeit des menschlichen Willens von seinen Anlagen und der menschlichen Willensbethätigung in der Gesellschaft überhaupt in Betracht, so kommen wir zu folgendem Ergebnis:

Die psychologische Genesis der Absicht und des ihr folgenden Willens zeigt beide abhängig von den Anlagen. Auch die biologische Genesis des Willens zeigt diesen abhängig von den physiologischen Bedürfnissen, die der Organismus nach seinen Anlagen befriedigt. Die Thatsache, daß sich der wesentlichste Theil der Willensäußerungen bei den höheren Organismen physiologisch, automatisch oder instinctiv vollzieht, bestätigt deren Abhängigkeit von unsern angebornen und erworbenen Anlagen. Die Abstraction der „Willensunfreiheit" wird daher auch von der sociologischen Erkenntnis bedingt anerkannt, da wir bei den Willensäußerungen das Bewußtsein mehr oder weniger in den Hintergrund treten sehen, während sie bedingungslos gilt für alle jene Willensäußerungen, die das Bewußtsein nicht afficieren.

Das Geschöpf wird bei jeder instinctiv erwachenden Absicht, welche bis zur Willensäußerung vorschreitet, stets seinen Anlagen gemäß handeln, weil die secundären Nervencentren nur zu solchen Absichten und Willensäußerungen bereit sind. Je nach dem Charakter und Temperament wird z. B. das Individuum, welches sich von einer Gefahr bedroht fühlt, so lange die Flucht beabsichtigen und auch automatisch ausführen, als nicht die Apperception der Vorstellung der Gefahr im Blickpunkte des Bewußtseins eine neue Absicht erzeugt, die einen veränderten Willen hervorrufen kann. Das eine Individuum wird nun bewußt die Flucht beschleunigen, ein anderes

wird sie hemmen und der Gefahr abwehrend entgegentreten, ein drittes wird sich leidend der Gefahr überliefern. Im ersten Falle kann vorausgesetzt werden, daß die angebornen Anlagen an der Steigerung der instinctiven Willensäußerung theilnehmen, sodaß also die ganze Handlung instinctiv und bewußt „willensunfrei" vor sich zu gehen scheint. In den letzteren Fällen greifen entwickelte Interessen associativ in die Apperception der Vorstellung ein und hemmen die instinctive Absicht und Willensäußerung, die z. B. auf der Selbsterhaltung beruhten; es tritt daher eine Differenzierung der Willensäußerung ein auf Grund des differenzierten Interesses; man kann daher auch sagen: der Mensch hat den ursprünglichen, tiefer liegenden Theil seiner Anlagen überwunden und höher entwickelten Interessen, die ihm in unserem Beispiele Muth oder Ergebung einflößen, Raum gegeben. Wir müssen hiebei beachten, daß diese entwickelten Interessen entweder in den erworbenen Anlagen des Individuums oder, im Hinblick auf den Wechsel der individuellen Kraftwerte, im socialen Proceß nur in einigen Generationen auftreten, daß sie aber überhaupt durch die ursprünglichen Interessen leicht verdrängt werden. Es tritt mithin für bewußte Absichten und Willensäußerungen insofern eine gewisse Unabhängigkeit von diesen ursprünglichen Interessen ein, als das Individuum oder eine Generationsreihe durch den Einfluß der Lebensbedingungen seine angebornen Interessen entwickelt hat und daher, die niederen Impulse überwindend, von der Befriedigung nächstliegender Bedürfnisse zu einer weitsichtigen Willensbethätigung abweicht.

Diese Erwägung raubt der Theorie der „Willensunfreiheit" im Überblicke der socialen Entwicklung des Menschengeschlechtes den Charakter der Bedingungslosigkeit, da sich einzelne Individuen, mehrere Generationen, ja auch Socialgebilde der Abhängigkeit von den primitiven Anlagen zu entledigen vermögen und ihre Willensäußerungen höheren Interessen unterwerfen. Daß aber dieser Einfluß auf den Willen auch in den Anlagen wenigstens der führenden Individuen präformiert sein muß, ist selbstverständlich; denn ein Mangel in den Anlagen kann nur durch den Nachahmungstrieb oder die intellectuelle Unterwerfung paralysiert werden.

Diese Darstellung steht in Übereinstimmung mit dem natürlichen Wechsel der herrschenden socialen Triebe, sowie auch mit dem Regenerationsproceß der Gesellschaften. In dieser Modification der abstracten „Willensunfreiheit" zu einem bedingten Determinismus liegt die Quelle der sittlichen Macht, die in den Wechselbeziehungen der Menschen geltend wird. —

Bei diesem Ergebnis unserer psychologischen Untersuchung über die Natur der Willensäußerungen kann jedoch der Anhänger der abstracten „Willensunfreiheit" behaupten, daß ein wechselweiser Einfluß der Interessenmodalitäten und ein Auftreten verschiedener Anlagen nichts sagt, was dieselbe aufhebt. In der That, der Mensch folgt seinen Anlagen, ob sich dieselben der Selbsterhaltung oder ob sie sich der Aufopferung für ideale Zwecke angepaßt haben. Auch der Nachahmungstrieb und die intellectuelle Unterwerfung sind Anpassungen der Anlagen oder sogar unmittelbare Folgen des Individualinteresses. Der Mensch folgt seinen Anlagen, ob in ihm nun der materielle Trieb auf Grund des physiologischen Interesses oder die vollste Selbstverleugnung auf Grund eines Transcendentalinteresses maßgebend ist. Stets folgt er nur seinem Charakter und seinem Temperament als begrifflichen Darstellungen der Construction seines Bewußtseinsorganismus. Hieran ändert der Umstand nichts, ob der Mensch dem Hauptzuge aller materiellen Schöpfung folgt oder ob er sich als die höchste Entwicklungsform derselben zeigt. Wohl aber kommt es darauf an, ob nicht die Abstraction der „Willensunfreiheit" im Lichte der sociologischen Erkenntnis überhaupt nur ein Hirngespinst ist. — Wenn es richtig ist, daß der Mensch sowie jedes bewußte und willensbefähigte Geschöpf in seinen Absichten und Willensäußerungen von dem Interesse geleitet wird, das ihm angeboren ist oder in ihm zur Entwicklung kam, so thut der Mensch nicht bloß was er will, sondern er will auch dasjenige, was seiner Individualität entspricht; seine Absichten und Willensäußerungen scheinen frei, wenn er seine Anlagen wirken läßt, während das Gegentheil, eine Abweichung von seinem interessengemäßen Handeln, die reale Willensunfreiheit ist. In der That empfindet der Mensch nur dasjenige als Unfreiheit, was seiner Individualität und seinen Interessen widerspricht, und er ist frei, wenn er seinen Anlagen ungehemmt folgen kann. Eine andere Freiheit als diese gibt es in der realen Welt überhaupt nicht. Darum ist die Freiheit ein Begriff, der nur dem intellectuellen Leben angehört, während er in der Natur und im socialen Leben unfindbar ist.

Dies stimmt nun mit jener natürlichen Auffassung überein, daß der Mensch seine individuelle Freiheit in der ungehemmten Willensbethätigung nach außen, also bei den Beziehungen zur Gesellschaft sucht; denn die Abhängigkeit seiner selbst von der Natur ist ja dasjenige, was seine Individualität ausmacht und daher nicht als Unfreiheit empfunden wird.

Diese Thatsache stimmt überhaupt mit der biologischen überein, daß jedes Geschöpf als Differenzierungsproduct der Urkraft nur die individuelle Entwicklung auf Grund seiner Keimesanlagen erstrebt, und insolange diese alles vorfinden, was ihr physiologischer Proceß verlangt, auch gedeiht. Dieses Gedeihen, in dem die bedingte Vervollkommnung durch Anpassung an die wechselnden Lebensbedingungen inbegriffen ist, erscheint gleichbedeutend mit Befriedigung und Freiheit.

Eine treffende Beleuchtung erhält die bedingte Abhängigkeit von den Anlagen und der bedingte Determinismus bei Befriedigung der Interessen, wenn wir das psychologische Verhalten eines erkrankten Menschen diesen Wechselbegriffen gegenüber untersuchen. Jede Erkrankung modificiert den Interessenzug des Individuums dahin, daß die Gesundung ihm die wichtigste Angelegenheit ist. Die Willensäußerungen erfolgen daher überwiegend im Sinne des physiologischen Interesses; je schwerer die Erkrankung ist, desto sicherer wird die erste Absicht, welche mit einer Apperception auf Grund der passiven Aufmerksamkeit einspringt, von dem physiologischen Interesse regiert. Mit verschwindenden Ausnahmen leben daher die gesammte Thierwelt und die Naturmenschen bei Erkrankungen trotz ihrer Abhängigkeit von ihren erkrankten Anlagen social frei, wenn sie ihrem Streben nach Gesundung im Sinne des primitiven Interesses nachleben können. Solange die Erkrankung den Intellect freiläßt, werden hingegen beim Culturmenschen die bewußten, besonders die auf Associationen begründeten Willensäußerungen neben der Einwirkung des primitiven Interesses auch von den entwickelten Interessen, also vom Social- und vom Individualinteresse, durch intellectuelle und moralische Triebe geleitet. Es erwacht im Menschen das Gefühl seiner Abhängigkeit von den Anlagen, und er fühlt sich, auch wenn er ganz dem physiologischen Interesse entspricht, beklagenswert, also unfrei, durch seinen „Leib" gebunden. Diese Gebundenheit bezieht sich aber stets nur auf höhere Interessen, welche gegenüber dem bei der Erkrankung gesteigert wichtigen physiologischen Interesse zurücktreten müssen. Die Unfreiheit tritt also im Erkrankungsfalle gegenüber den höheren Interessen hervor, während in diesen auch bei Anerkennung der „Willensunfreiheit" und bei Gesundheit der Anlagen die mögliche bedingte Freiheit zu suchen ist. Je schwerer die Erkrankung ist, desto mehr gibt der Culturmensch von seinen entwickelten Interessen auf, wodurch sich seine Willensäußerungen immer mehr auf das primitive Interesse zurückziehen und er trotz Hilflosigkeit individuell frei ist, welche Freiheit durch den

Tod vollkommen wird. In dieser Aussicht auf seine individuelle Auflösung vermag sich aber der Mensch auch oft von seinen primitiven Interessen zu befreien, und es waltet in ihm nur mehr das objective Wesen der Urkraft. Das Transcendentalinteresse tritt verklärt hervor, und der Mensch sieht sein Interesse im Aufgehen in die Unendlichkeit auf Grund seiner Glaubensvorstellungen über diese. So findet er aber die als Erkrankter gegenüber den entwickelten Interessen verlorene Freiheit als Sterbender gegenüber dem Transcendentalinteresse wieder.

Also: a) Wir sind *willensunfrei*, weil wir im Bereiche unseres physiologischen Interesses von den Anlagen abhängen, und fühlen uns *frei*, wenn diese Anlagen zur Entwicklung der Individualität ungehemmt walten können; dieses Walten betrifft jene Urkraft deren Erhaltung in uns physisch zum Ausdruck kommt.

b) wir sind *willensfrei* im Bereiche unserer geistigen Interessen, fühlen uns aber *unfrei*, weil wir durch das Walten der Umgebung gebunden sind; dieses Walten betrifft jene Urkraft, deren Erhaltung in der universellen Entwicklung zum Ausdruck kommt.

Gerade die intellectuelle Unfreiheit wird empfunden, weil wir „frei" die äußeren Hemmnisse bekämpfen, um der individuellen Entwicklung jene Freiheit zu sichern, die wir trotz realer Unfreiheit als Illusion einer individuellen Willensfreiheit anstreben. So wirkt die bedingte Freiheit der intellectuellen Willensäußerungen ausgleichend auf die Hemmnisse und Lebensbedingungen der socialen Entwicklung und hiedurch auch regenerierend auf die individuelle.

Das Widerspiel der abstracten „Willensunfreiheit" gegenüber der wechselvollen psychologischen Realität erklärt uns die extreme oder schwankende Auffassung, welche der Determinismus durch Philosophen, Theologen und den gesunden Menschenverstand stets gefunden hat; es erklärt uns die Unruhe, welche die Menschen mit entwickelten Interessen erfaßt, und die Unbefriedigung, welche selbst Materialisten der Abstraction gegenüber haben; denn diese ist geeignet, uns eine sophistische Überzeugung aufzubürden, welche die Erkenntnis der Bedeutung der obenerwähnten *Bedingtheit* unserer Abhängigkeit von den Anlagen verhindert.

Bei einem festen Glauben an die unbedingte „Willensunfreiheit" wird sich in Perioden des socialen Processes, welche von den primitiven Interessen und von krankhaften Individualitäten beherrscht werden, der Regenerationsproceß der Gesellschaft verzögern, weil die Entwicklung der

Interessen durch den Glauben an die Ohnmacht gegenüber unseren primitiven Anlagen gehemmt wird; es ist dies das Merkmal der pessimistischen Weltanschauung. Die Abstraction von der „Willensunfreiheit" ist das rechte Kind der metaphysischen Entwicklungsperiode unserer Cultur, in welcher die individualistische Deduction die Einsicht in positive Thatsachen unterbindet; wenn sie auch einen Fortschritt in unserer philosophischen Erkenntnis bildet, so kann man doch schon jetzt sagen, daß die begrifflich unabhängigere theologische Auffassung mit ihrer Intuition unter dem Einflusse der thatsächlichen Bedürfnisse der Menschen der realen Erkenntnis näher stand als die metaphysische. Auf diesem Umstande beruht der Einfluß, welchen allenthalben die kirchlichen Gewalten mit dem Schwinden des freisinnigen (liberalen) Zeitgeistes wiedergewinnen.

Die positivistische Weltauffassung ist nun berufen, die praktische Einsicht der theologischen mit den wissenschaftlichen Prätensionen der metaphysischen Auffassung in Übereinstimmung zu bringen und mit dem Vollbewußtsein untrüglicher Einsicht auszusprechen, daß das Problem der „Willensfreiheit" für die Zukunft zu jenen abgethanen Phantomen gehört, welche sich überhaupt breit vor die Pforte der positiven Erkenntnis lagerten, — daß es für die Menschen nur darauf ankommt, jene Anlagen zu fördern, die den entwickelten Interessen entsprechen, und den Blickpunkt des Bewußtseins der Apperception von Absichten einzuräumen, welche höheren Interessen entspringen. Daß in der Absicht und Willensäußerung nicht bloß das angeborne, also überwiegend niederste Interesse, sondern auch dessen erworbene Entwicklungsmodalitäten zur Geltung kommen, daß zwischen erster Absicht und Willensäußerung ein mit Associationen ausgefüllter Zeitraum liegen kann, — dies sind die entscheidenden psychologischen Momente, auf welchen die Entwicklung und die Zukunft des Menschengeschlechtes beruhen. (Siehe Seite 357). Ein allseitiger, billiger Antheil an den Lebensbedingungen im Sinne des Socialinteresses hebt auch allseits die Willensäußerungen aus ihrer tiefsten Abhängigkeit von den materiellen Anlagen zur bedingten Abhängigkeit auf Grund der entwickelten Interessen.

28. Die Bethätigung des Socialwillens an sich und in seiner Beziehung zu den Einzelwillen.

Wir haben gefunden, daß der Einzelwille sich frei fühlt, wenn er nur von seinen eigenen Anlagen abhängig ist und seinem Interesse leben kann; die bewußte Abhängigkeit wurzelt in der Außenwelt. Wenn das Individuum seine Interessen anderen Individuen und ihren Interessen, also einem Socialwillen, beugen muß, dann fühlt es sich unfrei. Das ist aber nicht bloß eine scheinbare Empfindung der subjectiven Stellung des Individuums im All, sondern das geht aus seiner Wesenheit hervor: das Interesse hat die Urkraft zur Individualität differenziert; die Erhaltung und Entwicklung dieser Individualität innerhalb ihrer Umgebung ist der Inhalt dieses Interesses, und so sind auch seine gesammten Willensäußerungen von dem Interesse bestimmt. Alle mit den Vorstellungen, Apperceptionen, Associationen und Willensäußerungen verbundenen Gefühlserregungen, mögen sie neuro-dynamisch oder vaso-motorisch sein, gehen aus diesem Verhältnisse zum Interesse hervor, und die Gefühlsübereinstimmung mit den Associationen und Willensäußerungen ist das Vollgefühl der Freiheit und „Unabhängigkeit".

Niedere Organismen und unentwickelte Interessen werden nur von unmittelbaren, real wirkenden Einflüssen betroffen. Daher müssen wir bei der Beurtheilung socialer Einwirkungen auf den Einzelwillen von ihren unmittelbarsten realen Formen ausgehen, um so unter Hinblick auf höhere Organismen und entwickelte Interessen zur Beurtheilung der indirecten und fernwirkenden Einflüsse vorzuschreiten. Dieser den biologischen Lehren entlehnte Vorgang macht uns selbst bei den derbsten Einwirkungen die Charakteristik aller socialen Willensbeziehungen deutlich.

Der Einzelwille wird am sichtbarsten beeinflußt, wenn seine Bethätigung gewaltthätig verhindert wird. Es tritt nämlich eine Hemmung auf; diese liegt aber außerhalb des Individuums, und erst die Apperception ihrer Unüberwindlichkeit erregt vielleicht auch die innerliche Hemmung des Willens. Es handelt sich bei der Beeinträchtigung der Willensäußerung stets um eine Hemmung. In dem Maße, als das Individuum einen höher entwickelten Bewußtseinsorganismus besitzt und sein angebornes Interesse höher entwickelt ist, rücken die Hemmungen von der Empfindungsperipherie immer mehr gegen den Bewußtseinssitz zurück und gewinnen im

Associationsproceß an Bedeutung. Die Associationen sehen nämlich gewaltthätige Hemmungen, die bei einer freien Fortsetzung der Willensäußerung eintreten könnten, voraus. Das höher entwickelte Individuum läßt daher die gewaltthätige Hemmung in der Regel nicht an sich herankommen, sondern sucht vielmehr eine Willensbahn einzuhalten, auf welcher sein Interesse mit dem Socialwillen wenn auch nicht in Übereinstimmung, so doch in ein Compromiß treten oder sich ihm entziehen kann. Der den ursprünglichsten Interessen lebende Naturmensch stößt ohne jede Voraussicht mit der gegnerischen Willensbethätigung zusammen; da er nun sein Interesse befriedigen will, was auch von Seite des Gegners gilt, so wirken die aufeinanderstoßenden Kräfte unabgeschwächt und führen, wie uns der sociale Proceß zeigt, die Vernichtung eines Theiles herbei. Individuen hingegen, welche ihr angebornes Interesse zum intelligenten Egoismus entwickelt haben, erkennen die Gefahr dieser Vernichtung und scheuen sie nur dann nicht, wenn sie den Erfolg über den Gegner für gewiß oder wenigstens für wahrscheinlich halten. Die Verschiedenartigkeit der Individualität setzt diese Siegeszuversicht den verschiedensten Schwankungen und Zweifeln aus, sodaß die Vernichtungsbegegnung mit der wachsenden Differenzierung der Individualitäten auch immer mehr Bedenken hervorruft. Während noch die gesunden Individualitäten 1—3 sich beherzt entgegentreten, werden die Individualitäten 4 und 5 die krummen Wege der List und Politik einschlagen und die krankhaften Individualitäten 7 und 8 im positiven oder negativen Sinne überstürzt handeln. Kurz, die gewaltthätigen Hemmungen hören nicht auf, werden aber seltener, während die associativen auf Grund des Individualinteresses überhandnehmen. Die Individuen erwägen die Chancen des Daseinskampfes und suchen — an Stelle der Vernichtung des Gegners, die Gefahr der eigenen Vernichtung umgehend —, dem Gegner voraussichtig die Lebensbedingungen zu entziehen. In dem Maße, als der Mensch ein entwickelteres Interesse hat, kommt er zur Überzeugung, daß die sicherste Befriedigung eigener Bedürfnisse — wenn die sociale Sachlage eine solche ermöglicht — in einer Sicherung der allgemeinen, also in einer relativen Interessenübereinstimmung zu finden ist. Der Einzelwille wird überhaupt gehemmt und fühlt sich als integrierender Theil des Socialwillens. Die Beweggründe, welche den Einzelnen in seinem Willen hemmen, wurzeln sodann überhaupt nicht in dem Streben, den eigenen Willen zum Sieg zu bringen, sondern darin, den Erfolg in der Verwirklichung des Socialwillens zu sehen. Gehören die Individualitäten 1—3 einer höheren

Culturstufe an und ist insbesondere die Individualität 3 stark vertreten, vielleicht auch jene sub 6 vorhanden, dann wird im Gesellschaftskreis der Einzelwille unter dem sittlichen Zwang gegenseitiger Verpflichtungen stehen; das betreffende Socialgebilde wird einen hohen Kraftwert haben, und dessen Socialwille wird gegenüber einem anderen, in welchem die Individualitäten 4, 5, 7 und 8 überwiegen, bei entsprechender Machtrelation den Sieg erringen; denn die Ungleichartigkeit der Hemmungen der Einzelwillen im letzteren Falle bedingt eine Ungleichartigkeit der Willensbethätigungen und dadurch auch eine Zersplitterung der Kraft.

Diese Hemmungserscheinungen, von der äußerlichen Einwirkung bis zum Sitze des Intellects zurückreichend, nennen wir den socialen Zwang; je nach dem Auftreten ist derselbe ein gewaltthätiger, mit Bezug auf die Naturtriebe ein materieller, hinsichtlich des Eigennutzes ein intellectueller, durch das Socialinteresse ein sittlicher und durch das Transcendentalinteresse ein religiöser Zwang.

Der sociale Zwang tritt jeder Individualitätserscheinung gegenüber. Wie der einzelne Mensch sein Interesse befriedigt wissen will, so auch will in stufenweisem Aufsteigen vom kleineren zum größeren Verbande jedes Socialgebilde das ihm eigenthümliche Interesse befriedigt wissen. Es ist dies die praktische Freiheit des Menschen, der Familie, des Standes, Stammes und Volkes, der Nation und Rasse, die allenthalben das nothwendige Idealziel ihrer Lebensführung ist. Sich selbst seinen Anlagen gemäß, beziehungsweise den Verband, dem man angehört, auf Grund seines leitenden Interesses zu entwickeln, ist durch die Gesetze der Natur bedingt und ein unabweisliches Bestreben jeder Individualität. Diesem Bestreben steht der sociale Zwang in seinen verschiedenen Formen als Socialisierungsstreben gegenüber. Wenn die Socialisierung ursprünglich durch Gewaltthätigkeit im Wege der Vernichtung, später im Wege der Unterwerfung stattfand, so war sie eigentlich eine andere Form der Individualisierung, indem sie nur die Interessen der siegenden Individualität zum Durchbruch kommen ließ. Je mehr sich die Socialgebilde differenzieren und die Interessen sich entwickeln, desto mehr tritt die individualisierende Tendenz bei der Socialisierung zurück und wird die Bahn des Compromisses der Interessen eingeschlagen. Die höheren Formen des socialen Zwanges schonen die Individualität im allgemeinen, erstreben aber an Stelle ihrer Vernichtung den Ausgleich der individuellen Unterschiede. Der gewaltthätige und materielle Zwang, in der Regel auch noch der eigennützige,

nöthigen das Individuum und die Familie in den socialen Verband; der sittliche und der religiöse Zwang hingegen erhalten diese Elemente der Gesellschaft aus eigenem Bedürfnis in demselben. Während also der Individualisierung die individuelle Freiheit an sich als Ideal vorschwebt, sieht die vorgeschrittene Socialisierung dieses Ideal in der socialen Gleichheit verwirklicht. Wir sehen, daß die wesentlichsten Gesichtspunkte der socialen Entwicklung aus den Beziehungen hervorgehen, in welchen sich der Individualwille gegenüber dem Socialwillen befindet.

Der Drang nach der interessengemäßen Willensbethätigung ist dem Menschen so unabweislich eigen, daß er auch gegenüber dem socialen Zwange je nach den gegebenen socialen Verhältnissen zum Durchbruche kommt. Die ursprünglichen Verhältnisse der socialen Entwicklung machten den Einzelnen aus natürlichem Empfinden zu einem Gliede seiner Gemeinschaft. Das kräftige Gattungsinteresse ließ das Individuum gegenüber der Horde und dem Stamme zurücktreten; das Individuum fühlte sich frei, wenn sich die Blutsgemeinschaft ungehemmt entwickelte, und es ergab sich eine sociale Gleichheit, weil das Individuum keine individuelle Freiheit verlangte. Die Differenzierung der Gattung hatte zur Folge, daß die Individuen und Socialgebilde immer kräftiger hervortraten; deren Freiheit forderte beinahe immer eine Vernichtung der Nebenindividualität. Dieser Abschnitt der socialen Entwicklung brachte die individuellen Unterschiede auf die höchste Stufe, und die sociale Freiheit war nur noch erreichbar durch die Gewalt. Menschen und Socialgebilde riskierten lieber die individuelle Vernichtung, als daß sie die Nachtheile des Compromisses auf sich nahmen. Darum nennen wir diese Periode das barbarische Zeitalter der Gesellschaft.

Der sociale Proceß hat nun die individuellen Unterschiede vermindert, sodaß sich die Menschen vor der Willensbethätigung zu fragen beginnen, ob die Vernichtungsgefahr nicht durch ein Compromiß verhütet werden könne; die Interessengegensätze beginnen sich derart abzuschwächen, daß wenigstens innerhalb einzelner Culturkreise in mannigfacher Richtung eine Interessenübereinstimmung möglich wird. So nähern sich die Menschen besonders in jener Gesellschaft, welche das angeborne Interesse am höchsten entwickelte, einem Zustande, der die individuelle Freiheit im Wege der socialen Gleichheit zu erreichen hofft.

Obgleich uns die Darstellung des socialen Processes eine Entwicklung von der individuellen Freiheit zur socialen Gleichheit

gelehrt hat, so zeigte sich doch auch, daß wir von einer Befreiung der Individualitäten vom barbarischen Zwang noch sehr weit entfernt sind, und daß eine sociale Gleichheit im strengen Sinne des Wortes nie erreichbar ist. Die Gesellschaften sind noch mit Socialgebilden erfüllt, die auf unvereinbaren Interessen basieren, und die Menschen zeigen noch so verschiedene Abstammungsanlagen, daß sie auf einer zu verschiedenen Entwicklungshöhe des angebornen Interesses stehen, um eine nachhaltige Interessenübereinstimmung gewinnen zu können. So steht in der Welt der Drang nach individueller Freiheit bei den social Bevorzugten dem Drange nach socialer Gleichheit bei den social Benachtheiligten derart gegenüber, daß — wie die Socialdemokratie zeigt — selbst der Gleichheitsgedanke nur in der Form individualistischer Willensbethätigung auftritt, ganz abgesehen davon, daß die großen Interessengegensätze der Culturverschiedenheit allenthalben zur Gewalt führen. Das Bild, welches die Menschen im allgemeinen zeigen, wiederholt sich je nach der socialen Entwicklungshöhe in jedem Culturkreise. Auch in jenem der europäischen Cultur ist die individuelle Freiheit durch Gewalt bedroht und die sociale Gleichheit durch Compromisse allein noch nicht möglich. Noch ist die Gewalt berufen, Interessengegensätze niederzuwerfen, die sich der socialen Entwicklung unvereinbar gegenüberstellen; auf diesem Zustande beruht die gegenwärtige und noch für lange Zeit die zukünftige Bethätigung der Einzel- und Socialwillen.

Diese Vermischung der Socialisierung durch Gewalt und durch Vereinbarung stellt sich mithin als natürlich gegebener Zustand in der socialen Entwicklung dar. Es gibt aber außerdem in demselben noch Schwankungen durch ein heftiges Hervortreten der Gewalt oder durch eine überstürzte Bethätigung des Compromisses. Diese Erscheinungen beruhen auf zeitweiligen Widersprüchen zwischen dem socialen Bedürfnis und den individuellen Bestrebungen; sie gehen bei dem Vorschreiten von dem gewaltthätigen Individualismus der Vergangenheit zu dem interessenvereinenden Socialismus der Zukunft aus wechselnden Anstößen der Willensbethätigung hervor. Wir beobachten also im socialen Prozeß zwei in sich verwandte, aber für die sociologische Auffassung der Willensäußerungen verschiedene Bewegungsvorgänge:

1. Die Entwicklung der Gesellschaft im allgemeinen, die mit der individuellen Gleichheit und socialen Freiheit begann, über die individualistische Barbarei hinweg zur höchsten (vereinzelten) individuellen

wurde und nunmehr zur socialen Gleich-
ueller Freiheit vorschreitet. Die socialen
dieser Entwicklung halten im allgemeinen die
digkeit ein, welche durch die Wechselbeziehung
nissen und den Lebensbedingungen gegeben ist.
n und Beschleunigungen des socialen
allgemeinen Zuge der socialen Nothwendigkeit
dern theils den aus der Vergangenheit über-
Interessengegensätzen, theils den Verschiedenheiten
ntspringen.

wird infolge unserer hochdifferenzierten Gesell-
enommen nirgends in die Erscheinung treten; er
, die wir uns von der Resultierenden der sich be-
und extremen Gegensätze machen. Diese Resul-
n dem Maße zur realen Erscheinung, als sich die
, die Lebensbedingungen ausgleichen und so an die
scher Vorherrschaft sociale Gleichheit tritt. Wir denken
ite Vorgang successive in dem ersten aufgeht und die
im besondern annähernd in eine reale Übereinstimmung
Entwicklung im allgemeinen kommt; Bedürfnisse und
gelangen in ein richtiges Verhältnis. Dazu ist aber
usgleich der wesentlichsten Interessengegensätze in unserem
dern unter den Menschen überhaupt nothwendig.

le Entwicklung stellt sich als eine Combination des ersten
Vorganges nicht bloß im allgemeinen, sondern auch in jedem
lschaftskreise dar. Aber auch in den Einzelwillen machen sich
g und die Schwankungen der socialen Entwicklung geltend.
zustande der Mensch nur von seinen niedersten Interessen ge-
e, sodann im barbarischen Zeitalter vom Individualinteresse
er Form, so beginnt schon hauptsächlich durch die christliche
as Socialinteresse auf ihn Einfluß zu gewinnen. Wenn also
nwärtig die unerläßlichen materiellen und die eigennützigen Triebe
sind, so machen sich doch unter dem Einflusse intellectueller Triebe
mehr moralische auf socialer und religiöser Grundlage geltend.
Durchschnitt erscheinen daher jetzt die menschlichen Willensäußerungen
ngebornen und erworbenen Anlagen basiert, in welchen das Social-
sse bereits eine empfundene Stellung einnimmt.

Wenn ein Mensch mit seinen Interessen und Trieben mit dem ersten durchschnittlichen Vorgang übereinstimmt, so müssen wir sagen, daß dieses Individuum ein Repräsentant der allgemeinen socialen Entwicklung ist. Denken wir uns, daß ein Mensch mit seinen Anlagen der socialen Nothwendigkeit eines concreten Gesellschaftskreises entspricht, also in diesem den durchschnittlichen Bedürfnissen und Lebensbedingungen nachkommend seinen Willen bethätigt, so ist er der Repräsentant der concreten socialen Entwicklung. Da diese Repräsentanten ihre Bedürfnisse den Lebensbedingungen und ihre Willensäußerungen der socialen Nothwendigkeit anpassen, so sind sie die gesunden Individualitäten ihres Gesellschaftskreises. Es werden dies die Individualitäten 1—3, also jene intellectuell, praktisch und sittlich tüchtigen Menschen sein, auf welchen die vernünftige, solide und geordnete Entwicklung in allen Richtungen socialer Bethätigung beruht. Diese Individualitäten sind gleichsam das Rückgrat der socialen Entwicklung; sie üben einerseits keine heftigen Anstöße für die Schwankungen in derselben aus und streben, ihnen zu widerstehen.

In dem Maße, als sich die Interessengegensätze im Culturkreis vermindern, was im allgemeinen mit einer Vergrößerung der Gesellschaftskreise nach allen Richtungen zusammenfällt, werden sich diese gesunden Individualitäten immer ähnlicher, beziehungsweise nähern sich in ihren Anlagen jenen des Repräsentanten der socialen Entwicklung überhaupt. Ich bitte den meinen Ausführungen folgenden Leser, bei dieser Conclusion auf die sociologischen Grundlehren (V. Hauptstück) zu reflectieren, denn diese Entwicklungsweise der Individualitäten und ihre Willensbethätigung stehen in strengster Relation mit der dem socialen Proceß entwachsenden Gesetzmäßigkeit. Ich will hier nur zu rascherer Klärung dieser Beziehungen auf die Bedeutung des Verkehrs hinweisen und auf die Thatsache, daß schon innerhalb der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ein gewisser Ausgleich unter den typischen Culturmenschen der europäischen Gesellschaftskreise zu finden ist. Die socialen Bedürfnisse und die Lebensbedingungen sind in diesem Culturkreise und innerhalb dieses Zeitabschnittes derart gleichmäßiger geworden, daß auch die Interessenentwicklung und die Anlagen der culturtragenden Individuen ähnlich wurden.

Nun wissen wir aber, daß unausgesetzt sowohl in der Gesellschaft im allgemeinen als auch in ihren Fractionen die Entwicklungsschwankungen wirksam bleiben, indem nach Zeit und Ort wechselnd einmal gewaltthätige und ein anderes mal ausgleichende Anstöße mit der socialen Nothwendigkeit

in Widerspruch kommen. Erinnern wir uns an die Darlegungen über die Natur des Einzelwillens, wonach in jedem Gesellschaftskreise die Zusammensetzung der individuellen Kraftwerte wechselt, — erinnern wir uns ferner, daß in dem Maße, als die Bedürfnisse mit den Lebensbedingungen und die concrete Entwicklung mit ihrem Hauptzuge in Widerspruch kommen, zuerst die gesunden Individualitäten (1—3) durch die subversiven (4 und 5) bekämpft werden und sodann die krankhaften Individualitäten (7 und 8) überhandnehmen, was sich auch in einer Vermehrung der kranken sub 9 äußert. Im Höhepunkte dieser Schwankungen verschwinden gleichsam die gesunden Individualitäten, weil sie degenerieren. Das Oscillieren der Socialzustände um den Durchschnittszustand der socialen Entwicklung eines Gesellschaftskreises durch individualistische oder socialisierende Entartung bestimmt also, in welchem Verhältnisse die gesunden Individualitäten mit subversiven, schwärmerischen, krankhaften und kranken vermischt sind. Auf diese Vermischung der Individualitäten ist mittelbar auch das Entwicklungsstadium der Gesellschaft überhaupt von Einfluß, und zwar durch deren sittliche Organisation, besonders durch die Wirkungen des Zeitgeistes.

Wer die in ihre Einzelerscheinungen zerlegten socialen Kräfte richtig auffaßt, und ihre Einwirkung auf den socialen Proceß geschichtlich und beobachtend verfolgt, dem wird dieses Wechselspiel zwischen den socialen Zuständen und dem Gesundheitszustande der einzelnen Menschen durchsichtig geworden sein. Er wird hiebei zu beachten haben, wie die verschiedenen Organisationen der Gesellschaft einerseits auf die Einzelwillen und anderseits auf die verschiedenen Socialwillen, durch welche sich jene Organisationen bethätigen, zur Wirkung kommen; er wird erkennen, daß die sociale Organisation, auf dem Grundstocke der Masseninteressen beruhend, für den socialen Zustand und für die Gesundheitsverhältnisse entscheidend ist, — daß sodann die politische Organisation corrigierend, aber manchmal auch verderblich, in jene Grundlage der socialen Zustände eingreift, — daß endlich die intellectuelle und die sittliche Organisation mächtige Triebfedern für die sociale Entwicklung überhaupt sind.

Dieses Wechselspiel der socialen Kräfte und Organisationen in den socialen Zuständen manifestiert sich nicht bloß in den socialen Beziehungen der Menschen überhaupt, es ist auch die Ursache an dem Zustande der Anlagen der einzelnen Menschen. Es ist jene Vorstellungswelt, welche die Hemmungen des Einzelwillens herbeiführt, die wir unter den verschiedenen Formen des socialen Zwanges kennen; diese sind die Ursachen,

warum sich der Einzelwille nicht interessengemäß, also praktisch frei bethätigen kann; sie sind jene äußeren Einflüsse, welche dem Menschen nebst seinen angebornen Anlagen auch noch erworbene geben. Während sie unter günstigen Verhältnissen das angeborne Interesse entwickeln und höhere Formen der socialen Triebe im Einzelwillen zur Wirkung bringen, führen sie auch die Rückbildung des angebornen Interesses zur primitiven Erscheinungsweise und die Entartung der Anlagen des Menschen überhaupt herbei. Unter fortgesetzten socialen Mißständen modificieren die erworbenen Eigenschaften auch die Keimesanlagen, sodaß sich die Krankhaftigkeit und schließlich auch die Krankheit der Individualität durch mehrere Generationen wiederholt. Wenn nämlich der Unruhe, welche die Bedürfnisse im Menschen hervorrufen, infolge Nichtbefriedigung durch eine ganze Lebensdauer vorwiegend Unlustgefühle nachfolgen und die Aufmerksamkeit nur Vorstellungen appercipiert, die mit ihrem Eintritt in den Blickpunkt des Bewußtseins schon im Widerspruch mit der interessengemäßen Absicht stehen, — wenn der Wille fortgesetzt äußeren Hemmnissen begegnet und der Mensch sein Interesse nur selten unverfälscht oder zumeist nur auf Schleichwegen zu befriedigen vermag, dann accommodiert sich der Bewußtseinsorganismus einem Gedankengange, der ihm den Einblick in die Gesetzmäßigkeit der socialen Entwicklung verschließt und ihm den Glauben an die Möglichkeit einer Befriedigung raubt. Die praktische und psychologische Rückwirkung des Wechselspieles der socialen Kräfte und Organisationen auf den Einzelnen und seinen Keim, insbesondere auf die Nervenbahnen seiner Associationen, auf die Apperception der Vorstellungen und auf ihre Ansammlung als Erinnerungsbilder ist die wissenschaftliche Erklärung für alles sociale Unglück und alle menschlichen Verbrechen.

Wir wissen aber auch, daß durch die fortschreitende sociale Entwicklung eine abwechslungsvolle Herstellung der Übereinstimmung der individuellen Bedürfnisse mit den Lebensbedingungen gegeben ist. Wir wissen, daß dann auch innerhalb eines degenerierten Gesellschaftskreises jene moralischen und intellectuellen Triebe erwachen, welche den Regenerationsproceß der Individualitäten einleiten. Je heftiger die Entartung der Individualitäten infolge barbarischer Impulse war, desto kräftiger vollzieht sich im allgemeinen der Regenerationsproceß, durch welchen die gesunden Individualitäten zur Übermacht gelangen; denn der Widerspruch einer verzweifelten Lebenslage mit relativ günstigen Lebensbedingungen zieht unausweichlich auch einen Rückschlag in der Lebensauffassung nach sich.

Es hören jene Hemmungen der interessengemäßen Willensbethätigung nach und nach auf; auch die krankhaften Individualitäten leben unter der Einwirkung von veränderten Vorstellungen, welche lustbegleitete Absichten und Associationen erlauben und jene Nervenbahnen für Causalvorstellungen wieder gangbar machen und kräftigen, die während eines Lebensabschnittes oder auch durch mehrere Generationen ausgeschaltet waren und verkümmerten. Es kommt das bedingte Vervollkommnungsstreben der Urkraft im Menschen zur Wirkung, wodurch sich das Individuum der interessengemäßen Lebensweise wieder anpaßt, was um so leichter möglich ist, da die Spuren des gesunden Zustandes in dem überkommenen Keimplasma erhalten sind. Durch die instinctive oder bewußte Vorstellung von einer Weltordnung, wie sie der Durchschnittszustand der socialen Entwicklung erweckt, gewinnen die höheren Interessen an Macht, und es ergibt sich eine öffentliche Meinung, ja vielleicht bei einem Zusammentreffen der Regeneration in den wichtigsten Gesellschaftskreisen ein Zeitgeist, in welchem die intellectuellen Triebe dem Socialinteresse dienen. Ein solcher sittlicher Aufschwung erleichtert wieder die Befriedigung der Interessen, weil dort, wo die Bedürfnisse nicht real Genüge finden, doch wenigstens das eigennützige Streben durch moralischen Verzicht gemäßigt wird und so allenthalben die Interessengegensätze vermindert sind. Daß ein solcher Zustand auch die Zahl der kranken Individualitäten vermindert, was wieder vortheilhaft auf die späteren Generationen wirken muß, ist gegenüber den Erfahrungen über die vorwiegenden Veranlassungen primärer Geistes- und Nervenkrankheiten selbstverständlich.

Die allgemeine sociale Entwicklung unseres Culturkreises hat daher nothwendig zur Folge, daß die Heftigkeit ihrer Schwankungen nach beiden Seiten entarteter Willensbethätigung abnimmt und so auch die Erkrankungen und barbarischen Entartungen der Individualitäten sich vermindern. Die Geschichte bezeugt diese Thatsache auffällig. Massenmorde und Morde überhaupt gehörten im europäischen Culturkreis in der Vorzeit und auch im Mittelalter ebensowenig zu den Seltenheiten, beziehungsweise waren ebenso häufig, wie bei den Convulsionen des niedergehenden Osmanenreiches in unserer Zeit. Die Zahl der Individualitäten, welche im Daseinskampfe stets zur Gewalt schreiten und kein Compromiß eingehen, vermindert sich. Massenwahnsinn, wie er im Kinderkreuzzug, in der Tanzwuth und durch die Flagellanten im Mittelalter sich zeigt, ist der Gegenwart in den höchstentwickelten Culturkreisen fremd, in welchen sich höchstens

ein Massen-Paroxysmus wohlbewußten Eigennutzes zeigt. Einzelne Gesellschaftskreise zeigen abwechselnd Rückfälle zu ausgedehnteren Gewaltthaten zur Zeit politischer Umstürze; andere Gesellschaftskreise verfallen der individualistischen Genußsucht infolge Niederganges höherer Interessen; beide Erscheinungen sind gepaart mit Vermehrung der Erkrankungen überhaupt. Da keine von beiden der allgemeinen socialen Sachlage entspricht, so könnte die Wechselwirkung der Willensorganisationen diese örtlichen Schwankungen mildern. Ist die sociale Organisation auf die Einwirkung der sittlichen gestützt, so vermag sie sich vor besonders heftigen Ausbrüchen der Leidenschaft leichter zu bewahren als die politische; wenn aber eine sociale Entartung Platz gegriffen hat, so bedarf es des Zusammenwirkens der politischen mit der intellectuellen und der sittlichen Organisation, um den Gesellschaftskreis der Gesundung zuzuführen. Es ist die hohe Bedeutung einer reichgegliederten Gesellschaft, daß sie in ihrer Über- und Nebenordnung von Socialwillen stets wieder Stützpunkte findet für den Regenerationsproceß in den einzelnen Gesellschaftskreisen. Wenn auch diese Wechselwirkung der Organisation der Socialwillen ebenso im nachtheiligen Sinne thätig sein kann, da mächtige Entartungen auch umliegende Socialgebilde mit fortreißen, so ist doch das Überwiegen der Gesundung anzunehmen, weil die allgemeine Entwicklung durch fortgesetzte Anpassung an die Lebensbedingungen dieser entgegenführt.

Die sociale Organisation ist allen ursprünglichen Impulsen am heftigsten ausgesetzt, indem in ihr die ursprünglichsten Interessen der Ernährung und Vermehrung unmittelbar auf den Einzelwillen wirksam werden. Die Interessengegensätze in der Familie, im Stamme, in den Ständen erregen daher überwiegend materielle und eigennützige Triebe, und nur schwer vermag sich ein moralischer Verzicht geltend zu machen, wenn er nicht der Macht des religiösen Triebes entspringt. Wir sehen dies am auffälligsten im Bauernstande, welcher mit seinen Interessen den übrigen Willensorganisationen hauptsächlich fern bleibt. In der socialen Organisation toben jene Leidenschaften aus, welchen die Masse der primären Erkrankungen zuzuschreiben ist; denn in ihr wirken auch die Hemmungen auf die interessengemäße Willensäußerung unvermittelt, und es werden die tiefsten Empfindungen der Menschen aufgewühlt. Doch ist in ihr die Familie jener Verband, der den Interessenkampf der Menschen unter sich mildert und der Stützpunkt für die Gesundung entarteter Individualitäten ist. Daher ist auch die wirtschaftliche und sittliche Zerrüttung der Familie

die elementarste Ursache der Erkrankungen und ohne Aufrichtung des Familienverbandes keine Regeneration möglich.

Der socialen Organisation steht die politische als Correctiv gegenüber; sie ist berufen, die socialen Gegensätze in sich abzugrenzen, für einen größeren Gesellschaftskreis abzuschwächen und die Divergenz zahlreicher Parteiungen der socialen Organisation für gemeinsame Zwecke zu vergesellschaften. Hiezu hat der Staat nicht bloß die Mittel der freien Vereinbarung, wie die sociale Organisation, sondern auch alle Formen des Zwanges, um vorbeugend und abschreckend jenen Entartungen entgegentreten zu können, die den socialen Zustand im allgemeinen erschüttern.

Die sittliche Organisation, welche mit Umgehung des Staates auf die sociale Organisation einwirkt, ist das Correctiv der politischen Organisation; sie schwächt die Schwankungen nativistischer Impulse vergangener Socialzustände und fortschrittliche Ausartungen derselben ab. Barbarische Überkommnisse der politischen Organisation werden von ihr unausweichlich überwältigt. Die confessionellen Verbände sind die wesentlichsten Stützen dieser Organisation, durch welche auch ein Correctiv gegen die intellectuelle Organisation gefunden wird. Diese selbst aber bringt mit ihrem Zeitgeist und der herrschenden Weltanschauung am lebendigsten das Vorschreiten der socialen Entwicklung zum Ausdruck. Die innerhalb der sittlichen und der intellectuellen Organisation wirkenden höheren Interessen wirken unmittelbar auf die Einzelwillen ein, sodaß insbesondere diese die erste Ursache der Gesundung der Bewußtseinsorganismen sind.

Die ineinandergreifenden Willensorganisationen sind das Mittel, den socialen Proceß in Fluß zu erhalten, den Durchschnittszustand mäßiger Befriedigung im Geiste der gegebenen Lebensbedingungen und so auch den Regenerationsproceß der Individualitäten immer wieder zum Durchbruch kommen zu lassen. Die Wirkung dieser Organisationen auf die Einzel- und Socialwillen äußert sich in einem Wechsel von Zwang und Befreiung. Wenn nämlich der betreffende Wille durch den Zwang eines fremden Willens in seiner interessengemäßen Bethätigung gehemmt ist und so auch die Individualitäten von Erkrankung bedroht sind, dann tritt ein überlegener Socialwille in die Schranken, um den unterdrückten Willen zu befreien, damit er wieder interessengemäß leben und dadurch auch die Regeneration der Individualitäten vor sich gehen könne. Bei diesem Wirken sind es insbesondere der Staat und im kleinsten Kreise die Familie,

welche gestützt auf positives Recht und auf Sitten durch Zwang und Befreiung dem Einzelwillen Lebensbedingungen sichern, welche die Bethätigung seiner Individualität und die Erhaltung und Wiedererlangung verlorner Gesundheit gestatten. Dieser Schutz des Individuums findet sich vorwiegend im Schutze der Gesellschaft vor Einzelwillen, deren Interessen entartet sind und die sich nicht den allgemeinen Bedürfnissen unterordnen. Es ist dies jener Zwang, der in den verschiedensten Formen repressiver und prävenierender Einwirkung die subversiven und krankhaften Individualitäten auf die Bahn der Gesundung drängen soll.

Da es gewiß ist, daß krankhafte Anlagen durch hemmende Vorstellungen entstehen und die Unterdrückung der Individualität sogar auf die Keimesanlagen zurückwirkt, so vermag man auch den Associationen durch einen Vorstellungskreis, der den socialen Bedürfnissen und allgemeinen Lebensbedingungen gerecht wird, wieder die Nervenbahnen einer richtigen Auffassung der socialen Nothwendigkeit zu eröffnen. Es ist dies das bewußte Eingreifen der Willensorganisationen in den Regenerationsproceß der Gesellschaft zur Verminderung der Individualitäten 4—8. Wie die Willensorganisationen den Beruf haben, die Schwankungen der Entwicklung zu mildern, so auch haben sie die Aufgabe, diese Schwankungen innerhalb der einzelnen Individuen zu verfolgen.

Zu diesem Zwecke sind die selbständigen und abgeschlossenen Socialgebilde, die Familie, der Staat, in einem gewissen Sinne auch die Confessionen und die Wissenschaft, mit einer Autorität* ausgerüstet, deren Wesenheit darin besteht, der ungestörten socialen Entwicklung gegenüber den Schwankungen der sich bekämpfenden Interessengegensätze einen Ruhepunkt zu bieten. Die Autorität des Familienoberhauptes gegenüber seinen Familiengliedern, besonders den Kindern, und die regierende Autorität im Staate sind berufen, den Regenerationsproceß in der Gesellschaft zu stützen und anderseits die Degenerierung der Individualitäten zu mäßigen. Gewöhnlich ist es der Drang nach Befreiung von allen Verpflichtungen in der Gesellschaft, aus welchem sich die Entartungen bis zur primären Krankheit ableiten lassen; diesem hat der autoritative Zwang in die Schranken der Pflicht heilsam gegenüberzustehen. Oft ist es die fortgesetzte Verkümmerung der individuellen Rechte und Interessen, welcher die Entartung bis zur primären Erkrankung der Unterdrückten zuzuschreiben ist. Diesen

* Siehe: G. Ratzenhofer, Wesen und Zweck der Politik (Leipzig 1893), III, 196.

hat die autoritative Macht Schutz zu gewähren und einen ausgleichenden Zwang auf die Befriedigung der Interessen in der Gesellschaft zu üben. Indem die socialen Autoritäten sich fortgesetzt bemühen, jene Interessen-einheit oder wenigstens Interessenübereinstimmung herzustellen, wie sie dem jeweiligen Entwicklungsstadium eines Gesellschaftskreises entspricht, suchen sie den socialen Proceß desselben überhaupt auf jene Bahn des socialen Durchschnittszustandes zu bringen, der eine allseitige mäßige Befriedigung ermöglicht. Dieser Zustand ist jener Vorstellungskreis, der die Anlagen gesund erhält, die Interessenentwicklung unterstützt und die Nervenbahnen für normale physiologische und associative, d. h. für gesunde und vernünftige Functionen gangbar macht.

Gelingt es, in einem Gesellschaftskreis die Individualitäten im allgemeinen gesund zu erhalten, wodurch sie am ehesten geneigt sind, die Individualinteressen mit dem Gemeinnutz in Übereinstimmung zu bringen, dann stehen wir wieder vor der praktischen Thatsache, daß die Menschen sich in größtmöglicher Zahl frei fühlen, indem sie nach ihren gesunden Anlagen leben und ihre Interessen so weit walten lassen, als diejenigen ihrer Mitwelt es zulassen. In gleichem Sinne fühlen sich aber die von gesunden Individualitäten erfüllten Socialgebilde frei, weil den einzelnen Socialwillen leitende Interessen zu Grunde liegen, welche ihre Befriedigung in der Befriedigung der Gesellschaft suchen.

Eine Autorität vermag solche Zustände nur dann zu stützen, wenn sie selbst ihrer Aufgabe im subjectiven Sinne gleichsam interesselos gegenübersteht. Wir wissen, daß die Abweichungen von der socialen Nothwendigkeit und von der mittleren Bahn der socialen Entwicklung überwiegend in der individualistischen Ausartung des angebornen Interesses wurzeln. Es ist daher das Bemühen aller Wissenschaft und politischen Praxis, für die Wechselbeziehungen der Menschen Autoritäten zu schaffen, die mit ihrem angebornen Interesse nur der regelmäßigen socialen Entwicklung angehören, während sie für Anstöße individualistischer und barbarischer Natur unempfindlich sind. Die Autorität hat daher der Gesellschaft gegenüber die verpflichtende Verantwortung, an deren individuellen Interessen keinen Antheil zu haben; diese Verpflichtung kann von Seite der Träger der Autorität nur durch die Ablehnung jedes subjectiven Interesses für ihre Wirksamkeit erfüllt werden. Die Objectivität der Staatsautorität erweckt z. B. Vorstellungen von einer Gerechtigkeit, die nur befriedigende Apperceptionen über die Natur jener Macht herbeiführt, welcher die Menschen und ihre

Verbände den Interessenschutz anvertrauen müssen. Es liegt auf der Hand, daß diesen Lehren die Grundsätze für die Staatswissenschaften zu entnehmen sind.

Die Objectivität der Autoritäten der politischen Organisation ist darum möglich, weil der Staat deren amtliche Willensäußerungen institutiv außer den subjectiven Interessenzusammenhang bringt; darum beginnt auch die Entartung jeder Autorität damit, daß sie in ihrer Amtswirksamkeit eine eigennützige Interessenbefriedigung sucht. Die erhöhte Verantwortlichkeit für die Objectivität wurzelt für die Amtspersonen, außer in den Beweggründen, die den entwickelten Interessen entstammen, auch noch in den praktischen Beweggründen, welche die Entlohnung für ihre subjectiv interesselosen Willensäußerungen nach sich zieht. —

Weitaus schwieriger ist die Verantwortlichkeit des Individuums gegenüber seinen Willensäußerungen in der Gesellschaft und gegen sich selbst einzusehen. Denn die Beantwortung dieser Frage ist eine praktische Probe auf jene über die Frage nach der „Willensfreiheit" überhaupt. Abstract genommen ist kein Mensch für seine Willensbethätigung verantwortlich, weil er nur in Abhängigkeit von seinen Anlagen handelt. Er ist aber praktisch verantwortlich, weil er stets seine Interessen zu befriedigen strebt und sich in dieser Erfüllung seiner individuellen Wünsche und Absichten den Consequenzen der socialen Nothwendigkeit aussetzt. Diese abstracte Unverantwortlichkeit des Subjects und die reale Verantwortlichkeit des Individuums durch seine Interessenstellung gegenüber der Gesellschaft veranlassen, daß die Autoritäten einerseits die Pflicht haben, die Regeneration der individuellen Anlagen zu fördern, und anderseits die Gesellschaft vor den Wirkungen individueller Interessenausartung zu behüten.

Wir wissen, daß unsere socialen Zustände sich aus den Interessengegensätzen einer barbarischen Zeit entwickeln. Würden wir bereits in einem Entwicklungsstadium angelangt sein, in dem sich nur mehr schwächliche Wirkungen jener Interessengegensätze fühlbar machen, in dem also die Schwankungen des socialen Processes die Gesellschaft nicht mehr tiefgehend und weitreichend von der Bahn der allgemeinen Entwicklung ablenken, so stände die Autorität der einfachen Aufgabe gegenüber, subversive oder krankhafte Entartungen der Individualitäten aus dem Gesichtspunkte der Hygiene zu betrachten. Allen Erscheinungen individueller Degenerierung oder der Erkrankung der Bewußtseinsorganismen, vom Wahnsinn bis zur leichten Unbotmäßigkeit gegenüber socialen Pflichten, wäre nur mit Vor-

kehrungen zum Zwecke der Besserung entgegenzutreten. Alle öffentlichen Institutionen, von dem Correctionshaus für verwahrloste Kinder, der Besserungsanstalt der Verbrecher bis zur Heilanstalt der Geisteskranken, wären nur von dem Grundsatze geleitet, die Erkrankten in einen Vorstellungskreis zu bringen, welcher ihre Nervenbahnen für die Forderungen der socialen Nothwendigkeit gangbar macht.

Gegenüber diesem Grundsatze ist der heutige Begriff der „Strafe" unhaltbar; denn mit der Verantwortungslosigkeit der menschlichen Willensäußerungen und mit der Anerkennung einer abstracten Abhängigkeit der Willensäußerungen von den Anlagen schwindet jede Berechtigung, an dem entarteten Individuum für seine socialwidrigen Handlungen Vergeltung, d. h. Strafe zu üben; an ihre Stelle tritt die Besserungsvorkehrung.

Da wir uns aber in socialen Zuständen befinden, wo nach allen Richtungen die Nachwirkungen einer barbarischen Vergangenheit in das gesellschaftliche Leben gewaltthätig eingreifen, die Erkrankungen der Individuen daher auch viel häufiger sind als die Befähigung der Autorität, sie durch Besserungsvorkehrungen ausreichend zu bekämpfen, so stehen wir einer Sachlage gegenüber, in welcher der hygienische Vorgang zur Unterstützung des Regenerationsprocesses nicht hinreicht. Gegenüber den heftigen Impulsen des noch in voller Herrschaft stehenden Individualismus bedarf die Gesellschaft eines Schutzes, der auf demselben Zwangsmittel beruht, dessen der Individualismus selbst sich bedient: auf der Gewalt. Jene Rücksicht auf die socialen Interessen, welche nicht in den Trieben der Menschen zu finden ist, weil diese noch zu übermächtigen antisocialen Vorstellungen ausgesetzt sind, muß durch gewaltthätigen und materiellen Zwang erweckt werden. Die objective Autorität muß verhindern, daß die ungesunden Charaktere handeln, wie sie beabsichtigen, und veranlassen, daß sie zu Willensäußerungen gelangen, wie sie social sein sollen. Hieher gehört vor allem die Abschreckung vor individualistischen Entartungen durch Erweckung von Vorstellungen, die in dem Gedankengange des Menschen jene Hemmungen gleichsam paralysieren, welche ihn zu antisocialen Willensäußerungen veranlassen. Was das Individuum durch Überschreiten der socialen Forderungen in seinem Interesse gewinnen könnte, muß ihm durch eine Strafe derart bedroht erscheinen, daß es sich im Abwägen seiner Absicht entschließt, bei seiner Willensäußerung Verzicht zu üben. Wir sehen, daß die Abschreckung einerseits auf die Natur der bedingten Willensfreiheit begründet ist, indem sich das Individuum in seinem

Interesse scheinbar frei entschließt, seinen Willen äußeren Forderungen anzupassen; anderseits ist es abstract unfrei, denn es unterliegt der Abhängigkeit von seinen Anlagen, ob es nun dem Interessenimpuls folgt, seine Willensäußerung durch die Abschreckung zu modificieren, oder ob es trotz dieser seinen individualistischen Anlagen nicht widerstehen kann.

Gegenüber der Thatsache, daß der Mensch in abstracto verantwortungslos handelt und nur seinen Anlagen folgt, erscheint die abschreckende Strafe unbillig; sie erscheint aber nicht so, sobald wir die Gesellschaft höher stellen als das Individuum und von diesem jenen Verzicht erzwingen, der überhaupt zu einer Interessenübereinstimmung jetzt und in aller Zukunft unentbehrlich ist. Vollkommen billig ist aber die Abschreckung gegenüber der praktischen Thatsache, daß das Individuum durchaus seine subjectiven Interessen befriedigen will und individuell selbständig, also scheinbar frei, in der Gesellschaft dasteht.

Indem die Autorität vor antisocialen Willensäußerungen abschreckt, unterstützt sie die Entwicklung des angebornen Interesses und erzeugt moralische Triebe. Wenn auch diese in dem abgeschreckten Individuum nicht unmittelbar entstehen können, weil das Individuum ungesunde Anlagen hat, so vermindern doch die Abschreckung sowie der materielle Zwang auf entartete Individualitäten diejenigen Vorstellungen überhaupt, welche an der Entartung der Associationswege mitwirken und Hemmungen für die Bethätigung gesunder Anlagen sind. Es ist dies die ungeheure Bedeutung des erziehenden Zwanges in der culturellen Entwicklung der Menschen, welcher die Willensäußerungen moralischer Triebe in die Gewohnheitstriebe mit instinctiver und reflectorischer Willensäußerung verpflanzt. Im theologischen Entwicklungsstadium unserer Cultur wurde der erziehende Zwang, alle intellectuelle Vervollkommnung erstickend, auf die innersten Bethätigungen der Individualität ausgedehnt; das metaphysische Entwicklungsstadium hat jedoch als Gegenschwankung die Einsicht in die bleibende Wichtigkeit dieses Zwanges verloren, weil in ihm die Interessengrundlage der Menschen nicht erkannt wurde. Erst das positivistische Entwicklungsstadium bringt Zwang und Befreiung in ein richtiges Verhältnis.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die abschreckende Strafe in dem Maße zurücktreten wird, als die sociale Entwicklung sich jenen Zuständen nähert, in welchen barbarische Impulse aufhören und im allgemeinen die Willensäußerungen der socialen Nothwendigkeit entsprechen. Wir beobachten in der Entwicklung des Strafrechtes ähnliche Erscheinungen,

wobei die bisherige Jurisprudenz nur das Werkzeug unverstandener socialer Bedürfnisse war; sie wird an dieser Entwicklung bewußt mitwirken, wenn sie durch die Sociologie eine Wissenschaft geworden ist. Aber diese Wechselwirkung zwischen der Hauptrichtung der Entwicklung socialer Zustände und der abnehmenden Einwirkung barbarischer Impulse lehrt uns, daß auch die Art, wie die Autorität am Regenerationsproceß der Gesellschaft theilnimmt, nicht einseitig sein darf. So wenig das bloße Besserungsverfahren zur Eindämmung eines entarteten Individualismus hinreicht, so wenig ist es billig, allein die Abschreckung zum Schutze der Gesellschaft wirken zu lassen. Theils ist es erwünscht, kranke Individualitäten möglichst dem Besserungsverfahren zuzuführen, weil sie durch abschreckende Strafen an sich nicht gesunden können, theils ist es überhaupt gerechtfertigt, dasjenige Princip in Wirksamkeit zu setzen, welches der Zukunft entspricht und allenthalben Vorstellungen erweckt, welche den Regenerationsproceß unterstützen. Die Abschreckung entspricht insbesondere den subversiven Individualitäten 4 und auch noch den schwachen sub 5, weil bei diesen innerhalb der Associationen für die Wahl des Willens infolge gesunder Anlagen die Abweichung vom individualistischen Handeln zum Handeln im socialen Interesse noch gefunden werden kann. Aus diesem Grunde sollte im europäischen Culturkreise den Entartungen der Individualität nur mit abschreckenden Strafen moralischen Inhaltes entgegengetreten werden, während deren praktische Durchführung ausnahmslos den Zweck der Besserung haben sollte.*

So zielt in der socialen Entwicklung alles auf die Herstellung von Willensäußerungen hin, die aus ihren Anlagen heraus keine anderen Bedürfnisse zu befriedigen streben, als diejenigen, welche den eigenen und den Lebensbedingungen der Gesellschaft entsprechen. In dem Maße, als die Gesundheit der Individualität eine solche Bethätigung des Willens herbeiführt, wird sich auch das Individuum selbst aus dem Gesichtspunkte seiner angebornen Interessen willensfrei fühlen. In dem Maße, als gesunde Individualitäten die Herrschaft in der Gesellschaft führen, als die Socialinteressen dominieren und die Individualinteressen in der Interessenübereinstimmung sich befriedigt fühlen, werden auch die gesunden Individualitäten nach außen bedingt frei, weil sowohl der Zwang barbarischer

* Siehe: G. Ratzenhofer, Wesen und Zweck der Politik (Leipzig 1893), III. Bd., 72. Abschnitt.

Entartung als auch der Zwang der Autoritäten von selbst praktisch erlischt. Es ist gewiß, daß die Gesundung der Individualitäten die Grundlage für die bedingte Vervollkommnung der Gesellschaft überhaupt ist; auf ihrer Gesundheit beruht einerseits die zweckmäßige Willensorganisation der Gesellschaft und anderseits eine Bethätigung der Socialwillen, welche der socialen Nothwendigkeit entspricht.

Die Einflüsse der wechselnden Lebensbedingungen und der barbarischen Impulse herkömmlicher Mißstände machen Socialgebilden gegenüber keine Ausnahme, sondern sind, wie für die Individuen, so auch für diese die Ursache, daß in ihren Willensäußerungen Abweichungen von der socialen Nothwendigkeit vorkommen. Auch hier wirkt, wie auf Einzelwillen, in bekannter Weise die Willensorganisation der Gesellschaft auf eine Milderung der Interessengegensätze und auf eine successive Ausgestaltung gesellschaftlicher Zustände hin, wie sie die Bedürfnisse verlangen und die Lebensbedingungen erlauben. Aber auch bei Socialgebilden ist der Zwang das entscheidende Correctiv gegen heftige Schwankungen in der socialen Entwicklung. Ein wechselweiser Zwang der Socialgebilde, ihrer Machtautoritäten und organisierten Über- und Unterordnung, der jedem Gesellschaftsglied die Lebensbedingungen nach seiner socialen Berechtigung sichert, ist ein Bedürfnis für die Gesellschaft und wirkt an deren Regeneration und bedingter Vervollkommnung mit. Mehr als unter den Einzelwillen im engeren Berührungskreise machen sich auf dem großen Gebiete der politischen Organisation unvereinbare Interessengegensätze geltend; solange solche bestehen ist die gewaltthätige Unterwerfung als Mittel zur Socialisierung unentbehrlich. Großen Theilen der Gesellschaft werden durch sie Vorstellungen eröffnet, die an der socialen und individuellen Gesundung mitwirken; ohne sie bleiben solche Interessengegensätze unter jener allgemeinen Beunruhigung der Gesellschaft erhalten, welche eine gesunde Entwicklung der Bewußtseinsorganismen unmöglich macht. In dem Maße, als die Interessengegensätze sich auf die realen Lebensbedingungen stützen und mithin die individuelle Forderung mit der socialen Nothwendigkeit in Übereinstimmung kommt, tritt auch in der politischen Welt die Gewaltthat zurück; das Compromiß ist dann die Äußerung der Einzel- und Socialwillen, und auch Socialgebilde werden auf der Bahn der socialen Nothwendigkeit praktisch frei.

29. Die Modalitäten der Entwicklung des Willens.

Wir wissen, daß bei bewußten Handlungen zwischen der ersten Absicht und der Willensäußerung Associationen mit längerem oder kürzerem Zeitverbrauch liegen können, welche nicht bloß von den angebornen, sondern auch von den erworbenen Interessen regiert werden. Alles, was im Charakter und Temperament liegt, aber auch was auf das Bewußtsein einwirkt, hat innerhalb dieses Gedankenganges auf den Willen Einfluß. Nicht daß hiedurch der Mensch von seinen Anlagen weniger abhängig würde oder daß er seine subjectiven Zwecke beeinträchtigen ließe; wohl aber liegt in diesem Associationsvorgange jene Möglichkeit einer Modification des primären Willens, die den Menschen im allgemeinen von den übrigen Geschöpfen unterscheidet. Daß der Mensch überhaupt zwischen Absicht und Willensäußerung Associationen einschiebt, macht ihn zum verständigen und, insofern eine Causalität diese Associationen leitet, zum vernünftigen Wesen. Das Thier und der Mensch mit unentwickelten Interessen überführen ihre erste Absicht, weil diese dem vollen (angebornen) Umfange der Interessen entspricht, sofort zum Willen. Für solche Geschöpfe gibt es keine inneren Widersprüche und keine nachträgliche Kritik der Handlung; sie ist ein Ganzes, unausweichlich Gegebenes, eine volle Interessenbefriedigung, und wenn sie auch zur Vernichtung des Thäters führt.

Diese Einheit zwischen Interesse und Wille wird in dem Maße aufgehoben, als sich das angeborne Interesse entwickelt und der concrete Interessenkreis erweitert. Schon die Heranziehung eines größeren Kreises von Lebensbedingungen für die Befriedigung des physiologischen Interesses erweckt im Bewußtsein Bedenken, welche sich zwischen die erste Absicht und den Willen einschieben; wenn aber der Mensch sein Individualinteresse auf größere Machtkreise ausdehnt, dann geht gar oft der Willensäußerung ein langer Gedankenproceß voraus, dem alle jene Unruhe, Empfindungen von Lust und Unlust vervielfacht zur Seite stehen, welche an der Entwicklung des einfachsten Willens mitwirken. Dem Menschen ist sodann die Willensbethätigung nicht mehr ein einfacher Act, den er auch im Bewußtsein als abgethan hinterlegt, so wie er in der praktischen Welt unbedingt abgethan ist; die Handlung wird, je nach ihrer Bedeutung für das Individuum eine associative Nachwirkung haben, in welcher der Mensch deren Erfolg mit seinen Interessen in Vergleich zieht und ent-

weder mit sich selbst zufrieden wird oder Reue über die Willensäußerung empfinden kann.

Wir sehen, daß schon die Entwicklung des Individualinteresses die Willensäußerungen mit den Anlagen und ihren Impulsen in ein compliciertes Verhältnis bringt. Wenn auch anzunehmen ist, daß der Mensch abstract, trotz dieser Complication, nur jenen Willen äußert, welcher der Resultierenden aller Anlagen-Impulse entspricht, so machen sich doch nach geschehener That alle Willensfactoren wieder geltend; sie drängen den Menschen zu einer Kritik seiner Handlung, die alle Erscheinungen des Gefühlstones von der höchsten Befriedigung bis zur nagenden Pein verstärkt — weil nachhaltiger als vor der Handlung vom Bewußtsein appercipiert — hervorruft.

Wie hinsichtlich aller Functionen des Bewußtseinsorganismus macht die Wiederholung auch dieses Vor- und Nachbedenkens der Willensäußerungen die Nervenbahnen für die bezüglichen Associationen gangbarer. Der Mensch durchschreitet diesen Gedankenproceß immer rascher, ja er verwandelt ihn zum Theil auch in reflectorische Bewegungen. Es ist dies die Fortsetzung derselben Entwicklung, welche die Bewußtseinsvorgänge successive in höhere Interessenkreise vorrücken läßt und die niederen Interessenvorgänge successive in secundäre Nervencentren verlegt und automatische und reflectorische Bewegungen erzeugt.

So wird durch die Entwicklung des angebornen Interesses nicht bloß der Interessenkreis erweitert, sondern auch in der ersten Absicht ein weitsichtigerer Interessenimpuls erzeugt, der — ähnlich dem Instinct — als Intuition den ganzen Interessenkreis mit einem Schlage umfassen kann und so die Associationen zwischen erster Absicht und Willensäußerung abkürzt. Die intellectuelle Capacität eines Menschen liegt vorwiegend in dieser Raschheit, mit welcher er durch scharfausgebildete Interesseneinsicht jene Associationen gleichsam durchfliegt, welche für ein umfassendes und weitsichtiges Ermessen des Interessenkreises nothwendig sind. Es liegt auf der Hand, daß sich dieser „Weit- und Scharfblick" bereits in dem Lust- und Unlustgefühl bemerkbar macht, welches sich mit einer Vorstellung auf Grund der angebornen Interessen einstellt. Ein weit- und tiefentwickeltes Individualinteresse versieht daher schon für seinen ganzen Umkreis die ersten Spuren der Vorstellung mit mehr oder weniger untrüglichen Mahnungen für deren Beziehung zum Eigennutz. Dieser Scharfsinn ist z. B. hervorragend im Politiker oder im Handelsmann ausgebildet. Er

charakterisiert sich durch jene Abstufungen, welche die Entwicklung des angebornen Interesses bedingt. Je nachdem der Mensch einen kleineren oder größeren Interessenkreis errungen hat, wird sein Scharfsinn näher oder weiter reichen. Ein Individuum wird z. B. mit seinen Erwerbssorgen seine Einsicht und seine Bestrebungen erschöpft haben, während das andere ganz dieselbe Interessenrichtung erst mit der Handelspolitik seines Staates abgeschlossen erachtet; selbstverständlich wird letzteres infolge Umfassung eines größeren Bereiches von Lebensbedingungen seinem Interesse auch eine reichere Befriedigung zuführen; sein Scharfsinn muß aber auch für den raschen Überblick mit seinem großen Interessenbereiche im richtigen Verhältnis stehen, sonst ist ihm jenes Individuum mit eng begrenztem Bedürfnisse aber mit ausreichendem Scharfsinn für dieses in der Befriedigung seiner Interessen überlegen. Kurz, wir beobachten, daß die Menschen einen Scharfsinn für den Überblick derjenigen Lebensbedingungen erwerben und in einem gewissen Maße auch ererben, für welche sich der physiologische Theil ihres angebornen Interesses entwickelt hat, sodaß sie bei jeder Vorstellung oder Erinnerung ein Vorgefühl von dem ganzen Associationsvorgange der concreten Angelegenheit haben. Man nennt diese Begabung das Tactgefühl und — je nachdem es einen concreten Fall des Individualinteresses betrifft — z. B. den gewerbsmäßigen, wirtschaftlichen, ständischen oder politischen Tact des Betreffenden. Dieses Tactgefühl macht sich in der ersten Absicht intellectuell geltend und leitet den Menschen nach kürzester Beurtheilung zu einer Willensäußerung, welche dem ganzen Kreis seiner Interessen und Lebensbedingungen entspricht.

Dieselbe psychologische Wirkung, aber mit ganz anderen Folgen, beobachten wir an der Entwicklung des angebornen Gattungsinteresses. Auch hier wird sich je nach dem Umkreis dieses Interesses ein Scharfsinn entwickeln, der die Associationen zwischen der ersten Absicht und der Willensäußerung abkürzt und dem Menschen ein Vorgefühl für die dem Gattungs- oder Socialinteresse entsprechende Willensäußerung gibt. Dieses Vorgefühl wird je nach der Interessenentwicklung die Familie, den Stamm, einen Stand, eine Nation, eine Rasse oder sogar die Menschheit umfassen und in jedem concreten Fall den Gemeinnutz dieses Interessenkreises ermessen. Man nennt diese Begabung — das Gewissen; es mahnt den Menschen, im Gegensatz zum Tactgefühl, welchen moralischen Verzicht die Mitwelt von ihm verlangt.

Das Tactgefühl und das Gewissen entwickeln sich in den Menschen

wechselvoll; als Wirkung des physiologischen und des Gattungsinteresses entbehrt eigentlich kein Mensch diese beiden Entwicklungsformen des bezüglichen Triebes. Jedem Menschen ist ein gewisses Maß von eigennützigem Trieb und in dessen Ausgestaltung von Tactgefühl eigen; er hat aber auch ein gewisses Maß von moralischem Trieb, also von Gewissen. Nur ist das Mischungsverhältnis, je nachdem das physiologische oder das Gattungsinteresse entwickelter ist, ein verschiedenes. Wie in allen Dingen der Natur verlieren sich sowohl hinsichtlich des Vorkommens dieser Eigenschaften als auch hinsichtlich ihres Mischungsverhältnisses bei den Menschen die Unterschiede und Begrenzungen ins Unendliche und Unmeßbare.

Bei den Thieren und für viele Lebensäußerungen auch beim Menschen ist der Instinct jene bereits in den Anlagen angesammelte Begabung der Art, ohne Associationsvorgang interessengemäße Willensäußerungen zu haben. Je dunkler das Bewußtsein, je schwächer der Intellect ist, desto mehr erlangen auch die bewußten Lebensäußerungen in der Flucht der Generationen einen automatischen und reflectorischen Charakter. Die Lebensäußerungen stehen dem primitivsten Bereich des physiologischen und des Gattungsinteresses so nahe, daß sie sich in ihrer Einförmigkeit und Beschränktheit in der Gattung als vererbte Gewohnheiten zeigen. Das sociale Leben der Bienen und Ameisen ist hiefür das deutlichste Beispiel. Innerhalb eines solchen Kreises instinctiver Lebensäußerungen entfällt sowohl das Tactgefühl als auch das Gewissen, und der Instinct regelt die Willensäußerungen auf Grund des wirkenden Interesses. Wenn auch der Instinct für die tiefer stehenden Geschöpfe vielfach das Tactgefühl und das Gewissen vertritt, so ist es doch unmöglich, den Interessenkreis, welchen der Mensch sich durch seine allseitige Entwicklung eröffnet hat, mit dem Instincte je zu umfassen; der Mensch hat sich Interessengebiete gegeben, die nicht mehr mit dem primitiven physiologischen und Gattungsinteresse (materieller Vorstellungskreis) zusammenfallen, sondern welche erst im Wege von Associationen (intellectueller Vorstellungskreis) erfaßt werden können. Wenn der Instinct die Festsetzung wichtiger Willensvorgänge für den materiellen Vorstellungskreis in den Anlagen ist, so erscheinen Tactgefühl und Gewissen als Entwicklung der Anlagen selbst, um im intellectuellen Vorstellungskreis rasch und sicher (intuitiv) den Willen erfassen zu können.

Obgleich Tactgefühl und Gewissen nur dem intellectuellen Vorstellungskreis angehören, so ist doch die erste Spur ihres Auftretens in den Geschöpfen nicht nachweisbar. Sowohl das eine wie das andere

erscheint schon mit der Erweiterung des Interessengebietes unter Thieren, und das Studium der Lebensäußerungen zeigt besonders bei Thieren, welche durch den Verkehr mit den Menschen abnormen Vorstellungen und einer außergewöhnlichen Interessenbefriedigung ausgesetzt sind, Züge von Tact und von Gewissen. Es erhärtet dies mehr als andere Erwägungen die Lehre, daß beide Eigenschaften die Folge wiederholter Associationen sind, welche die Nervenbahnen für die interessengemäße Willensäußerung schlagfertiger gemacht haben.

So wie das Tactgefühl die intellectuelle Capacität des Geschöpfes ausmacht, bestimmt das Gewissen seine sittliche Capacität. Auch hinsichtlich dieser socialen Kräfte — als Erscheinungsmodalitäten der Triebe — ist eine übereinstimmende Entwicklung derselben für den Wert des Individuums in der Gesellschaft und damit sich der sociale Proceß mit möglichst wenig Schwankungen vollziehe, entscheidend. (Siehe Seite 260.) Weil aber das Tactgefühl bloß der individuellen Entwicklung dient, während das Gewissen die Wechselbeziehung der Menschen unterstützt, so ist die Untersuchung des Gewissens für die sociologische Erkenntnis besonders wichtig.

Der Hordenmensch hat bereits jenes Gewissen, welches ihm der Pflichtenkreis gegen seine Blutsgenossen auferlegt; streng genommen ist der gewissenlose Mensch in Verleugnung seines Gattungsinteresses als eine Entartung seines Wesens aufzufassen. Wenn sich ein Individuum außer jede sociale Beziehung setzt, so kann es kein Gewissen haben; in ihm kommen keine Vorstellungen zur Apperception, die es zu Associationen und Willensäußerungen in gemeinnützigem Sinne anregen könnten; es hat kein Interesse hiefür und kann daher auch seinen Bewußtseinsorganismus nicht derart geübt haben, daß ihm schon mit Vorstellung, Apperception und Absicht vorausfühlend ein verzichtender Wille erwacht; es denkt eben immer egoistisch; die Entwicklung seines Intellects kann wohl zum Tactgefühl, also zur raschen Ermittlung der individualistischen Willensäußerung führen, aber nicht zu einer Belebung des Gewissens.

Vergleicht man die Individualitäten verschiedener Rassen, insbesondere die Angehörigen der verschiedenen Culturkreise, so zeigt sich wohl allenthalben das Gewissen, aber dessen Einfluß ist für die concreten Lebensacte ein verschiedener. Weil das Gewissen auf einer Übung im intellectuellen Vorstellungskreise beruht, kann das Individuum nur Gewissenserregungen haben, wie sie seine Cultur und seine Sitten mit sich bringen. Aus diesem Gesichtspunkte ist z. B. die Anthropophagie aufzufassen, welche in

uns entsetzensvollen Abscheu erregt, während sie das Gewissen ihrer Anhänger befriedigt. Auf einer verwandten Erscheinung beruhen die geschichtlichen Abstufungen der Gewissensvorstellungen des europäischen Culturmenschen. Während noch im Alterthum gewöhnlich der Stamm jenes größte Socialgebilde war, für welches sich das Gewissen des Einzelnen gemeinschädlich äußerte, ist es jetzt die Nation, der Staat. Für diese opfert sich der Mensch gewissensvoll auf, und er tödtet ihre Feinde ohne jede Gewissensscrupel, ja sogar mit der Beruhigung erfüllter Pflicht. Während eine thätliche Verfolgung rassenfremder Individuen das Gewissen der Naturvölker, ja auch der einer orientalischen Cultur angehörigen Völker nicht belästigt, fühlen sich die Träger christlicher Cultur im allgemeinen in ihrem Gewissen bereits verpflichtet, jeden Menschen — abgesehen von den Acten der Gewaltpolitik — als sittlich gleichberechtigt zu behandeln. Die Entwicklung des angebornen Gattungsinteresses weist den verschiedenen Gesellschaften einen verschiedenen Interessenkreis an, und die entsprechenden Willensäußerungen passen das Gewissen diesen Abstufungen an. Was für die verschiedenartigen Gesellschaften anzunehmen ist, das gilt für die verschiedenen Socialgebilde überhaupt; innerhalb derselben ist das Gewissen mehr oder weniger ausgebildet, je nachdem die Genossen eines Socialgebildes durchschnittlich ihr Gattungsinteresse entwickelt haben und das leitende Interesse der Gemeinschaft einer gemeinnützigen Mitwirkung in einem höheren Socialgebilde entspricht.

Weder das Tactgefühl noch das Gewissen ändern eigentlich die Willensnatur des Menschen, sondern sie sind ein als Vorstellung appercipierter Gefühlston unseres Bewußtseins. Wenn das Individuum eine ihm durch die Verhältnisse nahegelegte Absicht durch sein Gewissen von sich weist, so ist dies nur der Beweis, daß sein Interesse für die durch jene Absicht möglicherweise Benachtheiligten angeregt ist. Diese Anregung ist, dem Interesse also auch dem Temperament angemessen, von geringerer oder größerer Intensität. Das Gewissen mahnt leise, wenn es sich um Interessen handelt, die durch wichtigere überboten werden; das Gewissen spricht heftig und laut, wenn es sich um ein Interesse handelt, das unzweifelhaft unsern Willen bestimmen wird. Ähnlich verhält sich das Tactgefühl gegenüber Willensprovocationen.

Das Gewissen hat nicht etwa eine höhere sittliche Bedeutung als die Entwicklung unseres Gattungsinteresses, weil es von dieser abhängt und nicht umgekehrt. Die Entwicklung dieses Interesses ist es, was

Dichter und Denker intuitiv als die sittliche Wesenheit des Menschen ansehen und in welchem Sinne sie das Gewissen die „Stimme der Natur" nennen; denn in den verschiedenen Interessenentwicklungen kommt diese sittliche Natur eines Menschen zum Ausdruck. Die Erscheinungsweisen des Gewissens haben einen bestimmten Antheil an der socialen Entwicklung; die verschiedenen Anstöße, welche die Veränderung der Lebensbedingungen überhaupt und die Schwankungen im socialen Proceß geben, wirken an der Entwicklung und Rückwirkung des Gattungsinteresses, mithin auch an der Erweckung und dem Verstummen des Gewissens mit. Wir knüpfen an die frühere Lehre von den Wechselbeziehungen der Einzel- und Socialwillen durch den Hinweis an, daß subversive und krankhafte Individualitäten infolge ihres unentwickelten Gattungsinteresses einen schwachen moralischen Trieb und daher auch wenig Gewissen haben. Die Regeneration der Gesellschaft vollzieht sich durch ein Überhandnehmen von Vorstellungen, die den socialen Interessenkreis der Individuen erweitern und ihnen Willensäußerungen mit Verzicht nahelegen, welche das erwachende Gewissen im concreten Falle anticipiert.

Wenn in einem Individuum eine Richtung des angebornen Interesses unentwickelt ist, so wird sich die in ihm wirkende Urkraft (das Temperament) überwiegend dem entwickelten Interesse zuwenden; Menschen von stärkstem Tactgefühl haben zumeist das schwächste Gewissen, und Menschen umfassendster Gewissenhaftigkeit haben leicht wenig Tactgefühl. Die Psychologie hat es bisher versäumt, die wesentlichsten Erscheinungen menschlicher Individualitäten zum Gegenstande ihrer Studien zu machen. Wohl suchen wir die Räthsel des Lebens in den einfachsten Erscheinungen desselben zu lösen; die Sociologie lehrt aber, daß diese Frage nicht bloß durch die biologische Untersuchung der Monoplastiden und durch die psychologische Untersuchung des menschlichen Typus beantwortet werden kann, sondern daß auch die Untersuchung jener Individualitäten bedeutungsvoll ist, welche als die höchsten uns zugänglichen Entwicklungserscheinungen gelten. Es steht dies in Zusammenhang mit der gebräuchlich gewordenen Mißachtung geschichtlicher Studien überhaupt und besonders als Ergänzung für die psychologische Aufklärung. Wir vermögen bei dem reichen Quellenmaterial für alle Individualitäten geschichtliche Typen zu finden, welche die Frage über die Entwicklung der Anlagen nach allen Richtungen erläutern. Es überschreitet den Rahmen unserer philosophischen Untersuchung, dieses Gebiet eingehender zu betreten, umsomehr als dies in den engeren

Kreis der Psychologie und der sociologischen Hilfswissenschaften gehört. Es gibt geschichtliche Personen, wozu einige Religionsstifter gehören, in welchen das Socialinteresse im höchsten Maße entwickelt ist; in ihnen ist das Gewissen die leitende Kraft für die Gewinnung ihrer Überzeugungen, indem sie bei einem die Menschheit umfassenden Interesse intuitiv alle jene Sittengesetze erfassen, die für deren sociales Gedeihen grundlegend sind. Denselben stehen geschichtliche Persönlichkeiten gegenüber, in welchen das Gattungsinteresse gänzlich unentwickelt ist, während ihr physiologisches Interesse die ganze Lebenskraft absorbiert. Nero ragt dadurch hervor, daß er infolge der Heftigkeit seiner materiellen Triebe nicht einmal das Individualinteresse zur vollen Entwicklung brachte, sonst würde ihn das Tactgefühl davor bewahrt haben, seinen niederen Interessen zum Opfer zu fallen. Napoleon I. ist der Typus eines höchst entwickelten Individualinteresses auf Kosten des Gattungsinteresses; Nero und Napoleon entbehren aus diesem Grunde des Gewissens. Die kriegerischen Thaten sowie die Regierungsweise Napoleon's sind nur dadurch erklärlich, daß bei seinen Willensäußerungen nie eine Gewissensregung hemmend eintrat; denn zu einem so blitzartigen Tactgefühl, wie er es besaß, sind vollkommen freie Nervenbahnen für die egoistische Willensäußerung unerläßlich. Wallenstein war eine jener Gestalten, in welchen das hochausgebildete Individualinteresse von einem theilweise entwickelten Gattungsinteresse begleitet war; darum kommt auch sein Tactgefühl mit Gewissensvorstellungen in Widerspruch; die Sicherheit seiner Willensäußerungen wird gehemmt, und er geht an innerem Zwiespalt unter. Der Untergang Napoleon's wurzelt nicht in einem solchen Zwiespalt, sondern in jener Übertreibung, welche seine Absichten mit seinen Mitteln in Widerspruch brachte, also in einer krankhaften Ausartung seines Tactgefühles.

Die Gewissenlosigkeit schließt aber nicht aus, daß der Mensch Associationen hat, welche in das Gebiet der Socialinteressen gehören; nur haben diese keine Macht über ihn, weil sie nur neben jenen Associationen laufen, welche die egoistischen Willensäußerungen bestimmen. Vor der That werden solche Associationen vom Tactgefühl unterdrückt; um so heftiger machen sie sich aber dann als nachfolgende Associationen geltend, wenn die That für den Thäter ein Mißerfolg war. Verbrecher geben sich nach vollbrachter Unthat beängstigenden Associationen hin, welche nicht dem Gewissen, sondern der eigennützigen Furcht vor einer dies- oder jenseitigen Strafe entspringen. Auch Napoleon versuchte in seinen Memoiren von St. Helena

seinen Thaten sittliche, gesellschaftsfördernde Beweggründe zuzuschreiben; — das ist aber keineswegs die Wirkung des Gewissens, sondern wieder nur eine Fortsetzung von Willensäußerungen auf Grund des Individualinteresses; er strebte, seinen mißlungenen Absichten einen verklärenden Zweck zu geben.

Wir wissen, daß das angeborene Interesse in seiner höchsten Entwicklung zum Transcendentalinteresse führt; selbstverständlich umfassen also das Tactgefühl und das Gewissen auch diesen Interessenkreis. Je nachdem das Transcendentalinteresse eine Entwicklungsmodalität des physiologischen, beziehungsweise Individualinteresses, — oder eine solche des Gattungs-, beziehungsweise Socialinteresses ist, oder wenigstens jenes oder dieses hiebei das Übergewicht hat, wird es mehr zum Tactgefühl oder mehr zum Gewissen führen. Das aus dem Individualinteresse entwickelte Transcendentalinteresse bleibt trotz seiner Beziehungen zur Unendlichkeit doch nur eine individuelle Angelegenheit; die Willensäußerungen werden von einem religiösen Tactgefühl geleitet, wonach der Träger desselben mit seinen religiösen Überzeugungen nicht in Widerspruch kommen will und den moralischen Verzicht nicht aus einer Aufopferung für das Allgemeine ableitet, sondern aus seinen eigenen Beziehungen zur Unendlichkeit. Zu dieser Kategorie von Menschen gehören religiöse Fanatiker wie Ignatius von Loyola, welcher kein entwickeltes Socialinteresse hatte, sondern die individuelle Überzeugung als den Zweck seiner Willensäußerung ansah. Wir wissen aber, daß der Mensch stets nur seinen Interessen zu folgen vermag, daß also die hier gemeinte Überzeugung, mochte sie Loyola auch objectiv erschienen sein, ein Entwicklungsproduct seines Individualinteresses und seines Tactgefühles war. Der Stifter derselben Religion, für welche sich Loyola einzusetzen vermeinte, verwies mit allen seinen Willensäußerungen auf die entgegengesetzte Bahn, nämlich auf die des Gewissens auf Grund des Socialinteresses.

In diesem Sinne führt das Transcendentalinteresse als Entwicklungsmodalität des Socialinteresses zur veredeltsten Erscheinung des Gewissens; es erhebt mit seinen Willensäußerungen seine Träger in einen Interessenkreis, in welchem die Individualität gegenüber der Universalität verschwindet. Da erwacht jene Gewissensreinheit, die den Menschen nicht nur, wie bei der bloßen Entwicklung des Socialinteresses, zum Verzicht für real faßbare Interessenkreise, wie die Nationen oder die Menschen überhaupt, veranlaßt, sondern die ihn der Natureinheit überliefert.

Wir haben bei unsern Erörterungen über die Beziehungen des Einzelwillens zu den Socialwillen gefunden, daß den Menschen für seine Willensäußerungen nur eine bedingte Verantwortlichkeit treffen kann, weil er abstract in Abhängigkeit von seinen Anlagen handelt. Wir haben aber diese Verantwortlichkeit darum zulässig gefunden, weil der Mensch nur Willensäußerungen in seinem Interesse hat, daher er auch für die Consequenz seiner Anlagen persönlich einstehen muß. Je unentwickelter ein Geschöpf ist, desto weniger wird auch selbst diese bedingte Verantwortlichkeit sittlich bedeutungsvoll sein; denn es wird überwiegend Willensäußerungen haben, welche den reflectorischen Bewegungen oder den Äußerungen des Instincts angehören, welche also dem unvermittelten Impuls der waltenden Interessen entspringen.

Wesentlich gesteigert erscheint diese bedingte Verantwortlichkeit, wenn die Interessen dem intellectuellen Vorstellungskreis angehören und daher zwischen die erste Absicht und die Willensäußerung mehr oder weniger interessengemäße Associationen eingeschoben sind; wenn der Mensch seine Nervenbahnen zur Intuition des Tactgefühls oder des Gewissens oder beider zusammenwirkend entwickelt hat, so ist in ihm längst ein Entwicklungsvorgang der Interessen selbstthätig; denn in jenen Associationen, im Erwägen aller Beweggründe für eine Willensäußerung liegt ja der Vorgang für die Entwicklung des angebornen Interesses innerhalb des Bewußtseins überhaupt. Solange ein Geschöpf es zu keinen Associationen zwischen erster Absicht und Willensäußerung bringt, stehen seine Interessen noch auf so niederer Stufe, daß eine bedingte Verantwortlichkeit nur aus dem Gesichtspunkte des Schutzes der Gesellschaft es treffen kann. Wenn sich aber der Mensch zu bewußten Vorstellungen über Zweck und Wirkung seiner Willensäußerungen erhoben hat, wenn er den intellectuellen oder moralischen Trieb entwickelt hat, dann ist seine bedingte Verantwortlichkeit nicht mehr bloß objectiv vorhanden, sondern sie lebt subjectiv in ihm. Ohne die naturgesetzliche Abhängigkeit unserer Willensäußerungen von den Anlagen zu verleugnen, müssen wir dem Individuum für bewußte Willensäußerungen die bedingte Verantwortlichkeit beimessen, um alle Beweggründe für den Regenerationsproceß der Gesellschaft, für ihre intellectuelle und moralische Anpassung an die sociale Nothwendigkeit anzuspannen. Das Tactgefühl ist als eine Vervollkommnung des Intellects anzusehen, und unsere Erziehung strebt, dasselbe behufs intellectueller Tüchtigkeit zu entwickeln; die Erweckung des Gewissens muß als ver-

edelte Form des moralischen Triebes im Interesse der sittlichen Tüchtigkeit stattfinden.

Wenn aber die Erweckung des Tactgefühles durch die absichtliche Übung der Associationsbahnen nur eine eigennützige Angelegenheit des Individuums bleibt, so ist die Erweckung des Gewissens auf gleichem Wege ein Interesse der Gesellschaft. Das Tactgefühl, sowie ein scharfsinniger Gedankengang bis zur Willensäußerung functioniert stets nur auf Grund der zwingenden Anlagen, also individuell unfrei; der Intellect des Egoisten verrichtet nur Sclavendienste für seine Begierden. Individuell frei wird der Intellect nur auf Grund der Entwicklungsmodalitäten des Gattungsinteresses als vollbewußte Ausgestaltung des Gewissens; in dieser Richtung zeigt sich der intelligible Charakter* des Individuums, der zu Bewußtseinsvorgängen befähigt, welche unabhängig sind von seinen Individualinteressen; es ergibt sich hiedurch ein Vorstellungskreis, der nur eine universelle Abhängigkeit hat, wonach seine hiedurch hervorgerufenen Willensäußerungen unter das Gesetz von der Erhaltung der Energie der Ideen fallen. (Siehe Seite 315.) Der Gebrauch dieser intelligibeln Freiheit gewöhnt den Bewußtseinsorganismus an gemeinnützige Vorstellungen; er ist der tiefstgreifende Vorgang für die Regeneration der Individualitäten; er führt die Menschen zu Willensäußerungen, welche mit der socialen Nothwendigkeit übereinstimmen und führend an dem Ausgleich der Lebensverhältnisse zu Gunsten des Gemeinnutzes mitwirken. Der Gebrauch der intelligibeln Freiheit zur Entwicklung des Gewissens ist die größte individuelle Leistung, welcher menschliche Vernunft trotz abstracter Abhängigkeit fähig ist.

Diese Bestrebungen sind nicht etwa willkürliche Erscheinungen, welche die intellectuelle und sittliche Entwicklung aus einem vielleicht mystischen Zuge der menschlichen Befähigungen heraus zu beeinflussen suchen, sondern natürliche Erscheinungen unserer Anpassung an die wachsende Bedeutung des socialen Verkehrs infolge wachsender Vermehrung der Menschen und wachsender Schwierigkeit der Lebensbedingungen. Diesen Bestrebungen zu obliegen, ist also das Merkmal bevorzugter Anlagen. Und wie können wir diese anders zeigen, als indem wir jenen obliegen? — Wer hiezu drängt, ist der Vorkämpfer heranwachsender Anlagen, und im Wechsel der

---

* J. Kant, Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von Kirchmann (4. Aufl., Leipzig 1877), S. 440.

Ereignisse ist diese Wirkung eine Ursache, welche wir nur constatieren können, wenn wir Wirkungen äußern. — Daß hiefür eine Erweiterung des Social- zum Transcendentalinteresse, also ein religiöser Vorstellungskreis, die nachhaltigsten Bürgschaften bietet, liegt in der Wesenheit unseres angebornen Interesses. Je mehr der Mensch den Schwerpunkt seiner Interessen in das Absolute seiner Herkunft verlegt, desto leichter wird ihm der Verzicht im Bereiche der praktischen Interessen, und je mehr dieser Verzicht Socialinteressen und Gewissensmahnungen entspringt, desto eher vermögen die eigenen Interessen jeder Art mit jenen der Umgebung in Übereinstimmung zu gelangen. Auf Grund des Transcendentalinteresses kann die bedingte Verantwortlichkeit der Individuen eine verstärkte Auffassung finden, und es trifft diese Verantwortlichkeit besonders diejenigen, welche ihr Tactgefühl zu keinen Gewissensmahnungen hinüberzuleiten vermögen.

Diese Erwägungen über das Wachsen der bedingten Verantwortlichkeit für Willensäußerungen mit der fortschreitenden Entwicklung des angebornen Interesses sind die Grundlage der Ethik; ihnen können jene Sittengesetze entnommen werden, welche die Schwankungen der socialen Entwicklung eindämmen und den Regenerationsproceß der krankhaften Individualitäten unterstützen. Weil sie aber zu dem menschlichen Sittengesetz führen, sind sie nicht die Grundlage der praktischen Maßregeln für die sittliche Hygiene der Gesellschaft, am allerwenigsten für jene, welche den Schutz der Gesellschaft vor den Ausartungen der individuellen Interessen bezwecken. Für diese bleibt die Lehre von der Abhängigkeit unserer Willensäußerungen von den Anlagen maßgebend, weil wir nie im stande sind, verläßlich zu unterscheiden, wie viel Antheil an unsern Handlungen bloß dem unmittelbaren Impuls der angebornen Interessen oder der Überlegung zukommt. Während für das Strafgesetz, wie im früheren Abschnitt erwähnt, die Abschreckung und Besserung der krankhaften Individualitäten die leitenden Grundsätze sind, ist anderseits ein erziehender Zwang auf die Jugend und auf die öffentlichen Verhältnisse im Geiste der Socialinteressen der praktische Weg, um das Gewissen zu erwecken und zu stärken und die Vernunft in die Dienste des Gemeinnutzes zu stellen.

30. Die alle Willensäußerungen umfassenden Haupterscheinungen menschlicher Entwicklung.

Die socialen Kräfte, welche im einzelnen Individuum wirksam sind und aus seinen angebornen Interessen hervorgehen, äußern sich in folgenden Hauptbestrebungen:

a. Das physiologische, beziehungsweise Individualinteresse zwingt das Individuum, sich den vorgefundenen Lebensbedingungen durch Ausbildung seiner Anlagen derart anzupassen, daß es aus denselben die möglichsten Vortheile zu ziehen vermag.

b. Das Gattungs-, beziehungsweise Socialinteresse zwingt das Individuum, sich mit der gegenseitigen Abhängigkeit aller Menschen zurechtzufinden.

c. Die schließliche Einsicht, hervorgerufen durch das Tactgefühl und das Gewissen, zwingt das Individuum, die individuellen und die socialen Forderungen seiner Existenz in Übereinstimmung zu bringen.

Verfolgen wir diese Hauptrichtungen der menschlichen Bestrebungen im Lebenslaufe des Individuums und im socialen Proceß.

Kaum hat der Mensch das Bewußtsein erlangt, so erwacht in ihm das Bestreben — als Fortsetzung des vor seiner Geburt in ihm thätigen physiologischen Interesses —, geeignete Stoffe zu seiner Ernährung in sich aufzunehmen. Dieses Bestreben ist und bleibt für ihn das Wichtigste, weil es von seinem Bestande unzertrennlich ist. Solange der Mensch mit Lebensgenossen verkehrt, welche dieses Streben nicht hindern, und er seine Nahrung unbeschränkt vorfindet, so lange erwacht keine Veranlassung, besondere Fähigkeiten zu entwickeln und Vorkehrungen zu treffen, um sich die Ernährung zu sichern. Der Mensch ist in dieser Lage dem Thiere gleich, und seine Handlungen beschränken sich auf die Einsammlung der Nährstoffe. Sobald aber die Vermehrung der Menschen und die Beengung der Wohnräume dieser einfachsten Befriedigung des physiologischen Interesses Schwierigkeiten bereiten, beginnt der Mensch, die besonderen Anlagen seiner Gattung zu entwickeln und zu vervollkommnen; er besorgt seine Ernährung unter Anwendung von Fertigkeiten, Kunstgriffen und Vorkehrungen, wodurch er aus dem primitiven Zustande heraustritt. Es erwacht die Cultur. Von deren Anfängen bis zur höchsten Vervollkommnung bleibt das physiologische Interesse stets der Urgrund dieser Willensbethätigung.

Indem wir aber diese Hauptrichtung menschlichen Bestrebens charakterisierten, haben wir schon in die Einwirkung der zweiten vorgegriffen; denn mit seinem Bewußtsein erwacht bereits das Gattungsinteresse, das ihn zuerst mit seinen Erzeugern, sodann mit seinen Gatten, endlich mit seinen Nachkommen in Beziehung erhält, — Lebensverhältnisse, die nach dem Ernährungsbedürfnis am kräftigsten wirken. Dem Wesen und Inhalt der Geschlechtsgemeinschaft nachzuforschen, ist der wichtigste Theil jener Hilfswissenschaft der Sociologie, welche Völkerkunde oder Ethnologie genannt wird.

Das Gattungsinteresse als angebornes Bedürfnis nach Vergesellschaftung äußert sich primär in den Wechselbeziehungen der Geschlechter, sodann in der Abhängigkeit von den Blutsverwandten in auf- und absteigender Richtung, schließlich in der Abhängigkeit von jeder gesellschaftlichen Berührung. Physiologisches und Gattungsinteresse greifen derart ineinander, daß die Erhaltung der Gattung mit der Erhaltung des Individuums in Wechselbeziehung steht. Die Cultur wird also durch die Gesellschaftsverhältnisse ebenso beeinflußt, wie anderseits die Gesellschaftsverhältnisse durch die Cultur geregelt werden; die Vermehrung der Menschen und die Beengung des Raumes sind sociale Momente, welche, individuell empfunden, zur Cultur führen. Wenn der Mensch seinen angebornen Interessen frei folgen könnte, so würde er in dem culturellen Streben das Um und Auf seiner Bestimmung sehen; es gäbe für ihn keine Bedürfnisse außerhalb der regelmäßigen Ausnützung der Lebensbedingungen im Interesse seiner selbst und der Gattung. Wie der Mensch und seine Gemeinschaften diesem Culturstreben obliegen, das hat die Culturgeschichte als Ergänzung der Völkerkunde und Hilfswissenschaft der Sociologie zu beantworten.

Nun bringt aber die Cultur selbst jene Umstände mit sich, welche dem Menschen die freie Erfüllung seiner Interessen rauben. Bald nachdem der Mensch im Kampfe mit den übrigen Naturreichen eine beherrschende Stellung gewonnen hatte, erwachte durch diese Eröffnung neuer Lebensbedingungen und durch die herbeigeführte Vermehrung der Daseinskampf der Gattung in sich; die Anfänge der Cultur sind daher schon von einer zweiten Haupterscheinung socialer Thätigkeit begleitet: von der Politik.

Der Kampf ums Dasein erfüllt sich in dem Bestreben der Erhaltung des Individuums und der Gattung gegenüber allen Bedrängnissen, welche die Natur ihren Geschöpfen überhaupt auferlegt. Es ist ein Kampf vor allem mit dem Klima, den meteorologischen Erscheinungen, der über-

schwänglichen Kraft der Pflanzenwelt, mit den Feinden aus dem Thierreiche. Dieser Daseinskampf wird durch die Cultur erfüllt; er erhält aber eine andere Gestalt, wenn er sich zum Kampfe unter Individuen gleicher Gattung erweitert. Im allgemeinen kommt dieser Kampf in der Natur dadurch zum Ausdruck, daß die minder anpassungsfähigen Organismen im Antheile an der Fortpflanzung benachtheiligt sind oder ausgeschlossen werden, während er bei Menschen und bei Thieren mit hochentwickeltem socialen Leben nicht bloß die Bahn der Naturzüchtung einhält, sondern auch zu einer gegenseitigen Vergewaltigung der Individuen führt.

Dieser Daseinskampf erlangt als Politik beim Menschen einen intellectuellen Inhalt. Sobald die gesellschaftlichen Berührungen durch die Vermehrung auch zu Störungen führen, beginnt der Mensch gleichlaufend mit der Erfüllung seiner Culturinteressen auch zu überlegen, wie es ihm am besten und sichersten gelingen könnte, diese Störungen zu überwinden; er zieht hiebei seine gesellschaftlichen Beziehungen in den Überlegungsbereich der Politik. Der Daseinskampf wird zu einer socialen Erscheinung, die der Gesetzmäßigkeit des socialen Processes unterliegt. Es entsteht ein Kampf der Socialgebilde unter sich, in welchem die Individuen auf Grund der Blutliebe interessensolidarisch sind. Diese Übertragung des Kampfes um das Dasein vom Individuum auf das Socialgebilde, welchem es zugehört, macht die Politik zu einer Corporativangelegenheit der socialen Gruppen, während innerhalb der Socialgebilde die Interessen durch die Cultur befriedigt werden. Die Vergesellschaftung schränkt den Daseinskampf ein und verlegt ihn gleichsam an die Peripherie der Socialgebilde. Politische Willensäußerungen treten daher gewöhnlich auf, wenn fremde Socialgebilde sich störend berühren.

Da aber die Vermehrung nicht aufhört, so verliert sich mit der Zeit auch die unpolitische Wesenheit des inneren Verkehrs; die Beschränkung der Ernährungsmittel und der Wohnräume dehnt die politische Überlegung auf alle Individuen aus. Der innere Friede primitiver Zustände versinkt; nunmehr ist die Politik sowie die Cultur eine Angelegenheit aller Individuen und auch aller Socialgebilde. Dieser Zustand bringt in dem Menschen die absolute Feindseligkeit zur Wirksamkeit, welche vor der überfüllenden Vermehrung nicht empfunden wurde. Sobald die Ernährungsfrage mit ihren vollen Consequenzen an ihn herantritt, bemächtigt sich des Menschen der barbarische Eigennutz; er beengt das

Gattungsinteresse so, daß in Fragen des Eigennutzes sogar die engsten Blutbande gelöst werden, um der individuellen absoluten Feindseligkeit Raum zu geben. Der sociale Proceß entwickelt hiemit das Individualinteresse zu seinen äußersten Consequenzen und unterdrückt das Socialinteresse dergestalt, daß nur die politische Erwägung die Vergesellschaftung vermittelt. Das gesellschaftliche Leben stellt sich vorwiegend als ein politischer Kampf auf Grund der absoluten Feindseligkeiten dar.

Der Zustand allgemein entfesselter Feindseligkeit bringt aber den Menschen die Überzeugung bei, daß durch sie die wesentlichsten Bedingungen für eine befriedigende Ernährung und Vermehrung unterbunden werden. Nicht nur aus dem Gesichtspunkte der Schonung des Mitmenschen, schon bei der einfachsten Nützlichkeitserwägung ergibt sich, daß diejenigen Angelegenheiten, die doch stets der eigentliche Inhalt unseres Bestrebens sind — Ernährung, Vermehrung und die durch sie bedingte Cultur —, bei einem auf die Spitze getriebenen Daseinskampfe überwiegend unbefriedigt bleiben. Das Individualinteresse wird durch eine innere Sehnsucht auf den tiefer liegenden Theil unseres angebornen Interesses verwiesen und sucht in dem Jammer des allseitigen Kampfes nach einer Stütze, um sich dem verlornen Glück der Vergesellschaftung wieder zu nähern. Und so wird der gewaltthätige Individualismus stets von socialisierenden Bestrebungen nach Schutz und Unterstützung im Kampfe begleitet. Dieses Streben erhält die Gesellschaften in einem differenzierten, in zahllosen Gegnerschaften sich paralysierenden Zustande, wodurch sie trotz entfesselter Feindseligkeit der Ernährung, der Vermehrung und der Cultur mühselig zu genügen vermögen. Aber diese Vergesellschaftung im Interesse eines wenn auch beschränkten Friedensraumes gibt die Politik in die Hände einer Autorität, womit sie den objectiven Zweck des Gemeinnutzes erlangt; die Cultur gewinnt einen Theil ihrer einstigen Ungestörtheit für den durch diese Politik gesicherten Raum zurück. Damit tritt aber die dritte Hauptrichtung menschlicher Willensäußerung in die Erscheinung.

Aus dem Individualinteresse heraus kann es nur zwei Hauptrichtungen menschlicher Willensbethätigung geben: die das Individuelle fördernde Cultur und die für das Individuelle kämpfende Politik; da sich aber beide gegenseitig hemmen, so entsteht die Nothwendigkeit eines Compromisses, d. h. einer Politik, welche die Cultur zum Zwecke hat. Dieses Compromiß ist aber nur durch den Verzicht von Individualinteressen zu Gunsten des Gemeinnutzes möglich. Es beginnt die Entwicklung des Gattungs- zum

Socialinteresse; das Gewissen lebt auf. Das was der Mensch im primitiven Zustande seinem Individualinteresse instinctiv abgewann, eine Gebundenheit der absoluten Feindseligkeit im Gattungsinteresse, das findet sich bei wachsender Cultur gegenüber dem barbarischen Wirken der Politik aus socialer Nothwendigkeit wieder. Die Bedrängnis, welche die Menschen bei heftigem Auftreten der Individualinteressen in erhöhtem Maße erfuhren, zwang sie zur Einkehr in sich selbst; das Social- und das Transcendentalinteresse, einst im Gleichgewichtszustande des unentwickelten angebornen Interesses unbewußt wirksam, treten nunmehr bewußt hervor. Die Menschen suchen einen Zusammenhang mit der Welt des Unbewußten, welche sie auf eine selbstlosere Beachtung ihrer Beziehungen zum Nebenmenschen verweist. Es ist die Aufgabe der Metaphysik, unsere Beziehungen zur Unendlichkeit, sowie die glaubhafte, wenn auch unerweisbare Herkunft unseres Bewußtseins aufzuhellen. Die Geschichte der Religionen ist hiefür sowie für die Sociologie selbst eine Hilfswissenschaft, welche darlegt, wie der Mensch zur höchsten Interessenentwicklung vorschreitet und hiedurch eine Grundlage für seine möglichste intellectuelle und sittliche Vollkommenheit gewinnt.

Moralische Triebe und innerliche Religiosität stellen sich den eigennützigen Trieben und der absoluten Feindseligkeit mäßigend und versöhnend gegenüber. So bringt die Entwicklung der Interessen sociale Zustände hervor, in welchen der Mensch sein Culturbedürfnis befriedigen, die Gattung erhalten kann und trotzdem die absolute Feindseligkeit gegenüber jenen Individualitäten in Wirksamkeit bleibt, die er außerhalb seines Interessenkreises stehend findet. Die selbständigen Gesellschaftsgebilde wachsen unter dem Einfluß der Cultur und einer überlegten Politik zu Staaten empor; es erwacht unter solchen Verhältnissen der Begriff des Culturkreises; große Gesellschaftskreise vermögen auf Grund eines giltigen Rechtes und einer herrschenden Confession zwischen den Individual- und Socialinteressen ein Compromiß herzustellen; die Gesellschaft wird ein geordneter Aufbau von sich wechselseitig bindenden Interessen, wodurch ein zeitweiliger Friede gegeben ist, um der Ernährung, Vermehrung und Cultur zu obliegen. Diese Hauptrichtung menschlicher Willensäußerung — seit langem mit unendlich verschiedenen Merkmalen heranwachsend und durch den socialisierenden Inhalt der christlichen Religion am entschiedensten gefördert — ist die Civilisation.

Wie schon erwähnt, vermag das Individualinteresse allein diese Er-

scheinung im socialen Proceß nicht hervorzubringen, da die Menschen unter seinem Einflusse keine Einsicht zu gewinnen vermögen, wie eine Interessensolidarität möglich ist. Das Individualinteresse, welches die socialen Wechselbeziehungen nur so lange achtet, als sie keine Opfer verlangen, führt immer wieder zu jenen Entartungen, die den einen im Interesse des andern vernichten und die Differenzierung der Gesellschaft zum Kampfe Aller gegen Alle entwickeln. Die Civilisation hingegen ist eine Folge des zeitweiligen Hervortretens des Socialinteresses, wodurch die Politik zu der Absicht veredelt wird, die allseitige Interessenbefriedigung durch eine Interessencinheit im Wege individueller Verzichte herbeizuführen; durch sie kann die absolute Feindseligkeit zu ihrer einstigen Gebundenheit zurückkehren; sie unterwirft alle Individualinteressen dem Naturgesetze der gegenseitigen Abhängigkeit aller Dinge.

So wie die Politik eine Entwicklungsform des Daseinskampfes, ist die Civilisation eine Entwicklungsform der Politik, gestützt auf die Entwicklung des angebornen Interesses. Das Wesen der Civilisation ist heute noch gänzlich unverstanden, weil auch das Wesen der Politik selbst mißverstanden wird. Die individualistische Wissenschaft ist unbefähigt, in die Natur dieser wichtigsten Erscheinungen der menschlichen Entwicklung einzudringen. Obgleich weit aus der vorgeschichtlichen Zeit heraus unser ganzes individuelles und soziales Leben durch Werke der Civilisation gestützt wird, obgleich die Wissenschaft selbst ein Glied der Civilisation ist, steht sie doch bisher dem Begriff und der Erscheinung der Civilisation rathlos gegenüber. Erst die sociologische Erkenntnis ist im stande, über das Wesen der Politik und ihren civilisatorischen Zweck Aufklärung zu bringen. Daher hat auch die Sociologie die Aufgabe, anschließend an ihren philosophischen Theil, durch die Lehre von der Politik den realen Inhalt der menschlichen Wechselbeziehungen zu erforschen.

Die Civilisation ist nicht, wie die Cultur, ein Merkmal des allgemeinen Zustandes gewisser Gesellschaften, sondern sie setzt sich aus einer Schichtenfolge von Rechts- und Sittenentwicklungen zusammen, an welcher alle Zeiten und alle Völker mehr oder weniger Antheil haben. Diese Vertheilung der Civilisation auf die gesammte Entwicklung weist darauf hin, daß die Civilisation mit der Cultur nach Wesen und Zweck nicht — wie gewöhnlich geglaubt wird — identisch ist. Die Civilisation ist das politische Resultat des socialen Processes, durch welches constatiert wird, inwieweit die Macht des Socialinteresses über das Individualinteresse

vorgeschritten ist. Die Civilisation ist daher keineswegs in Formen, wie vielfach die Cultur, sondern in dem Wesen herrschender Grundsätze zu suchen.

Die versinkende Weltauffassung des metaphysischen Entwicklungsstadiums vermochte den Glauben nicht zu besiegen, daß der Mensch befähigt sei, Ideen zur Anerkennung zu bringen, die außerhalb der natürlichen Lebensbedingungen liegen, — daß der Mensch gleichsam dem Vorhandenen ein Neues, Unerhörtes beizufügen vermöge. Die sogenannten Geisteswissenschaften träumten von einer intellectuellen Bereicherung der Lebensverhältnisse und erblickten z. B. in der Kunst eine Erscheinung, die dem Menschen eine besondere Stellung unter den Geschöpfen gibt. Die sociologische Erkenntnis jedoch lehrt, daß der Mensch nur die gegebenen Anlagen und Lebensbedingungen auszugestalten vermag. All die künstlerischen Eingebungen, die wir als Blüten unseres Lebens auffassen, sind nur Modalitäten des angebornen Interesses. Viele Thier- und Pflanzenarten verschönen aus Gattungsinteresse die eigene Individualität in der Blütezeit des Geschlechtslebens in hohem Grade, und die Schönheit der menschlichen Geschlechtsblüte erschöpft unsere Vorstellungen von Schönheit in diesen Erscheinungen überhaupt. So wie unsere Vorstellung von menschlicher Schönheit davon abhängt, inwiefern die Menschengestalt sich möglichst von ihrer Stammform zu einer veredelten entwickelt hat, so auch können wir alle Kunstbestrebungen als eine veredelte Ausgestaltung unserer Socialbeziehungen auffassen. Wenn es überhaupt etwas gibt, was uns Menschen aus dem engen Kreise unserer materiellen Bedürfnisse erhebt, so sind es die zum Transcendentalen entwickelten angebornen Interessen, aus deren Antrieben die erhabensten Schöpfungen der Kunst hervorgehen. Die sociologische Erkenntnis bietet so die Grundanschauungen für die Ästhetik. Während die Cultur, geleitet vom Individualinteresse, in eine barbarische Kunst verfällt, entsprießt auf der Grundlage der Entwicklungserscheinungen des Gattungsinteresses die civilisatorische Kunst.

Gleich der Cultur ist auch die Civilisation eine Ausgestaltung der gegebenen Lebensbedingungen, aber mit dem charakteristischen Bestreben, dem Menschen das „verlorene Paradies" unbehinderter Ernährung und Vermehrung bedingungsweise wiederzugeben. So sehr sich die Menschen, angespornt durch ihr Individualinteresse, die sociale Lebenslage erschweren, so sehr sie sich von dem Urzustande einer unbefangenen Hingabe an die angebornen Interessen entfernen und den socialen Proceß zu einem complicierten Vorgang gemacht haben, so lebt doch stets in ihnen die Sehn-

sucht nach Glück und Tugend, oder, sociologisch gesagt, nach jener bescheidenen Zufriedenheit, wie sie dem socialen Urzustande unter günstigen Lebensbedingungen eigenthümlich gewesen sein dürfte. Die Sehnsucht nach bedingter Freiheit, ruhigem Erwerb und Besitz, nach Frieden und nach einem frohen Ausblick in die Zukunft des Ich und der kommenden Generationen erfüllt alle Menschen; nur die Art, wie sie dieser Befriedigung entgegenstreben, ist Abweichungen unterworfen, in Relation stehend mit dem Zustande der Individualitäten. Nur die gesunden Individualitäten sind befähigt, diese Wünsche in der Civilisation befriedigt zu sehen, und alles, was diese Gesundung fördert, ist civilisatorisch. So ist die sociologische Erkenntnis die Grundlage für eine Rechtsphilosophie, die aber nicht auf den deductiven Hirngespinsten eines vermeintlichen Naturrechtes, sondern auf den Naturgesetzen, auf der socialen Entwicklung des Menschen beruht; die historische Rechtswissenschaft ist ein nothwendiger Theil des Ganzen, während der Begriff eines dogmatischen Rechtes vor dem Wesen jener Einsicht hinfällig wird.

Wenn wir das menschliche Streben nach allen Richtungen socialer Bethätigung erwägen, so finden wir, daß die Individuen und die Socialgebilde durch Politik jene vortheilhafte Lebenslage zu erringen trachten, welche ihnen zu ihrer Befriedigung nothwendig erscheint. In der That, eine Politik muß es sein, die in die sociale Entwicklung eingreift, um die Befriedigung in der Interessenübereinstimmung der Menschen zu suchen. Daß dies aber nicht jene Politik sein kann, die wir mit dem individualistischen Daseinskampfe in der Gesellschaft identisch fanden, liegt klar zu Tage. Alle vom Eigennutz geleiteten Werke der Politik haben keinen Antheil an irgendwelcher Befriedigung der Gesellschaft im allgemeinen; ihnen kommt nur die Befriedigung von Sonderinteressen zu nach dem Grundsatze: „Stirb, damit ich lebe", im Sinne des Gesetzes der absoluten Feindseligkeit. Aus den Werken der Individualpolitik kann nur Unfreiheit, Ungleichheit, Kampf, Zerstörung der Lebensbedingungen und die Abwendung von aller transcendentalen Erhebung hervorgehen. Darum auch nennen wir den Zustand, in welchem die individuellen Interessen herrschen, in welchem die absolute Feindseligkeit die Richtschnur der öffentlichen Bestrebungen ist: Barbarei. Keine Cultur, und mag sie mit allen Werken der Wissenschaft und einer Modekunst ausgestattet sein, vermag etwas an der Thatsache zu ändern, daß eine Gesellschaft sich in einem barbarischen Zustande befindet, wenn die Individualinteressen eine beherrschende Stel-

lung im Zeitgeist, in der Weltanschauung, in den führenden Autoritäten des Staates und der Gesellschaft errungen haben oder der Gemeinnutz den Interessen einer eigennützigen Minderheit untergeordnet wird.

Weil sich die Wissenschaft über das Wesen der Civilisation sowie der Cultur nicht klar geworden ist, verkennt sie auch das Wesen der Barbarei; sie vertauscht insbesondere Uncultur, mangelnde Vorkehrungen für die Bearbeitung der Productionsquellen, eine verfallende Kunst, ja sogar eine rauhe Sittlichkeit mit Barbarei.

Civilisation ist eine Politik des Gemeinnutzes, in welcher die Menschen allgemeine Befriedigung finden können; in ihr führen die Socialinteressen die Herrschaft, welche, im Gegensatze zur barbarischen Politik, die zulässige Freiheit, die Rechtsgleichheit, den Ausschluß des Gewaltkampfes, die Schonung der Lebensbedingungen anstreben, kurz, das Interesse der Gesellschaft über jenes des Individuums setzen. Die civilisatorische Politik ist unabhängig von den Merkmalen einer Cultur, wenn auch naturgemäß nur auf Grund cultureller Entwicklung der Mensch zu einer bewußten Ausübung derselben befähigt wurde. Civilisation und Barbarei treten wechselvoll im socialen Processe auf; dem Übergewicht der einen oder der anderen Politik ist es zuzuschreiben, ob ein Werk der socialen Entwicklung der Civilisation angehört oder, als That der Barbarei, wertlos für das Allgemeine versinkt.

Die civilisatorische Politik bezeichnet die mittlere Bahn der socialen Entwicklung, welche mit zahlreichen barbarischen Impulsen erfüllt ist. Die volle Herrschaft einer barbarischen Politik ist aber eine jener Schwankungen in der Bahn der socialen Entwicklung, welche die Erkrankung des socialen Zustandes und der Individualitäten herbeiführt; gegen diese hat die bedingte „Willensfreiheit" der Autoritäten anzukämpfen, um einerseits die Wirkungen der barbarischen Ausartung zu hemmen und anderseits die Regeneration der Gesellschaft einzuleiten. Die Lehre vom Zwecke der Politik beschäftigt sich mit dieser menschlichen Willensbethätigung und schafft hiedurch die Grundlage für die Staatswissenschaften; sie schafft aber auch jene der Volkswirtschaft (Nationalökonomie), weil diese nur innerhalb der Civilisation das wirtschaftliche Leben und sein Recht beeinflussen kann.

Die civilisatorische Politik ist aus Willensäußerungen zusammengesetzt, welche die Bahn der naturgemäßen Socialentwicklung einhalten; sie nimmt daher auch individuelle Leistungen für sich in Anspruch, und das Vor-

handensein hervorleuchtender Individuen ist ihr ebenso nothwendig wie der Politik des Eigennutzes. Die Helden der civilisatorischen Politik sind diejenigen Menschen, welche mit intellectueller Gesundheit die höchste Entwicklung des Socialinteresses verbinden. Aus dieser Darstellung geht hervor, daß der barbarischen Politik alle jene Gewaltthätigkeiten zuzuschreiben sind, welche den Gemeinnutz zu verhindern streben, während die civilisatorische Politik den Ausgleich der Individualinteressen mit der socialen Nothwendigkeit herzustellen strebt. Diese Darstellung zeigt aber auch, daß die Werke der Civilisation innerhalb jedes Gesellschaftskreises die Bahn der ungestörten socialen Entwicklung bezeichnen und das ordnende Element in ihr sind. Um den Stamm der civilisatorischen Entwicklung oscillieren die Bestrebungen der barbarischen Politik. Im gesammten menschlichen Handeln stellt sich die Civilisation als ein Kern dar, welcher der naturgesetzlichen Entwicklung entspricht. Die Werke der Civilisation sind ein unverlierbarer Schatz der Menschheit. Wie die Civilisation im socialen Proceß entsteht, sich ausbreitet und an Macht gewinnt, wie an diesem Vorgange Individuen und Socialgebilde hemmend und fördernd mitwirken: dies darzustellen, ist die Aufgabe der Geschichte als Wissenschaft.

In den Werken der Cultur und der Politik erschöpft sich die Willensbethätigung der Menschen; in jenen der Civilisation aber gelingt es, Cultur und Politik zu einer Übereinstimmung nach Zweck und Wirkung zu bringen. Das Wesen dieser Civilisation ist nichts anderes als eine voraussichtige Anpassung unserer individuellen und socialen Bedürfnisse an die vorschreitende Veränderung der Lebensbedingungen und eine fortgesetzte Entwicklung des angebornen Interesses zur Steigerung des individuellen Kraftwertes im Dienste des Gemeinnutzes und der Veredlung unseres Daseins.

Die theologische Phase der intellectuellen Entwicklung socialisierte die Gesellschaft auf Grund einer absoluten Unterwerfung des Individuums; die metaphysische Phase erhob das Individuum auf Kosten seiner nothwendigen Socialisierung; der positivistischen Phase hingegen fällt es zu, der Socialisierung die volle Bedeutung wieder zu erringen, damit sich die Individuen auch allseits physisch, intellectuell und sittlich zu vervollkommnen vermögen.

Die theologische Erkenntnis ging von Gott aus und endete in Unwissenheit oder in Zweifel. Die metaphysische Erkenntnis ging von dem Glauben an die Unfehlbarkeit unserer Vernunft aus und endete mit

Pessimismus und Materialismus. Die positivistische Erkenntnis geht von den natürlichen Thatsachen unserer sinnlich erweisbaren Entwicklung aus und endet mit der Gewißheit unserer Vervollkommnung im Rahmen der gegenseitigen Abhängigkeit aller Dinge, welche den Weg zeigt, sich innerlich zu einem Glauben an Gott zu erheben.

Sachregister.

Abschreckung, 343.
Absicht, 261, 318.
Abstammung, 210.
Ahnenplasma, 50.
Allianz, 236.
Anpassung, 98, 103, 276.
Arbeit, 141.
Arbeitsscheu, 141, 245.
Assimilierung, 41.
Ästhetik, 365.
Astronomie, 85.
Aufmerksamkeit, 311, 319.
Autorität, 202, 214, 340.

Bedingtheit der Vervollkommnung, 244.
„ der Willensunfreiheit, 326.
Bedürfnis, 252.
„ Schutz-, 207.
„ Unterstützungs-, 207.
Bedürfnisse, sociale, 205.
„ subjective, 205.
Befreiung, socialisierende, 203, 339.
Besitz, 141.
Besserung, 343.
Bewegung, 108.
Bewußtsein, 21, 54, 66, 79.
Bewußtseins-Organismus, 68, 281.
„ -Ursprung, 27.
Beziehungen, sociale, 248.
Blutliebe, 245.

Causalitätsvorstellungen, 79, 84.
Charakter, 306.
Chemismus, 91.
Civilisation, 363.
Colonisation, 185.
Continuität der Entwicklungsreihe, 35, 43.
„ des Interesses, 44.
„ des Keimplasmas, 49, 275.
„ der Urkraft, 25.
Cultur, 139, 164, 245, 359.
Culturgeschichte, 360.
Culturkreis, 178, 232, 239.
Culturstaat, 164, 231, 234, 239, 248.

Daseinskampf, 40, 245.
Determinismus, bedingter, 323.
Dienstbarmachung, 143, 246.
Differenzierung, 204, 247.
„ ausbreitende, 211.
„ des Culturkreises, 177.
„ individualisierende, 121.
„ ineinandergreifende, 211.
„ innere, 208.
„ Interessen-, 65, 247.
„ des Menschengeschlechtes, 204, 206.
„ räumliche, 246.
„ im Staate, 165.
„ der Urkraft, 86, 94.
Dualistische Weltanschauung, 24, 92.

Einebnungsprincip, 100.
Einzelindividualität, 237, 239.
Einzelwille, 260, 285.
Energie, Erhaltung der, 313.
„ individuelle, 259.
Entwicklungserscheinungen, 98.
„ individuelle, 275.
Entwicklungsphasen, intellectuelle, 13, 368.
Entwicklungsproceß des Menschen, 102.
Entwicklungsreihe, 35.
„ sociale, 333.
„ des Willens, 271.
Epigenesis, 45.
Erfahrung, 72, 80.
Erhaltungstrieb, 126.
Ernährung, 132, 244.
Eroberstaat, 166, 234, 248.
Eroberung, Recht der, 146.
Erstreben, 74.

Factoren, Zeugungs-, 38.
Familie, 142, 230, 239.
Feindseligkeit, absolute, 153, 245, 249.
Fortpflanzung, 36, 40, 43.
Fractionen, 233, 239.
Freiheit, intelligible, 357.

Gattungsintereſſe, 56, 205, 213.
Gattungstrieb, 44, 126.
Gebrechen-Vererbung, 282.
Gefühl, 33.
Gegenſätze, ſociale, 207.
Gehirncapacität, 209.
Gemeinde, 140, 239.
Genie, 73.
Genoſſenwahl, 206, 241.
Geologiſche Entwicklung, 95.
Geſchichte, 368.
Geſchlechtstrieb, 254, 270.
Geſellſchaft, 227, 229, 239.
Geſellſchaftsatom, 229.
Geſellſchaftselement, 229.
Geſellſchaftsſchutz, 343.
Geſellſchaftsverbände, 233, 239.
Geſetzmäßigkeit der Natur, 87, 289.
Geſpenſterglaube, 63.
Gewiſſen, 349.
Glaube, 214.
Gravitation, 94.
Grundgeſetz, ſociologiſches, 85.
Gruppen, Horden-, 128, 230, 239.

Harmonie der Intereſſen, 65.
„ der Triebe, 260.
Hemmungen des Willens, 328.
Herdenmenſchen, 237, 239.
Herrſchaftsverhältnis, 139.
Horde, 125, 229, 239.
Hordengruppen, 128, 230, 239.

Idealismus, Real-, 62.
Ideal-Peſſimismus, 62.
Idee, 243, 256.
Individualiſierung, 111, 201, 246.
Individualitäten, 226, 261.
Individuum, 226, 239.
Inhalt des Bewußtſeins, 54, 57.
Innenwelt, 67, 82,
Inſtinct, 350.
Intellect, 27.
Intereſſe, angebornes, 28, 31, 33, 56, 206, 225.
„ concretes, 311.
„ Continuität des, 44.
„ Gattungs-, 56, 213.
„ Individual-, 57, 213.
„ phyſiologiſches, 56.
„ Social-, 60.
„ Tranſcendental-, 64.
Intereſſen, gemeinſame, 164.
Intereſſendifferenzierung, 65, 247.
Intereſſeneinheit, 65.
Intereſſen-Harmonie, 65.
Intuition, 348.

Kampf, Daſeins-, 40, 245.
Kampffähigkeit, 153.
Kampfſcheu, 134, 245.
Keimplasma, 48.
Kirche, 181.
Kosmiſche Vorgänge, 85.
Kräfte, ſociale, 251, 359.
Kraftwerte, individuelle, 261.
Krankheitserſcheinungen, ſociale, 266, 271.
Krieg, 145, 178, 214, 248.

Leben, 30, 55, 101, 108.
„ bewußtes, 30.
„ unbewußtes, 30.
Lebensbedingungen, 103, 206, 276.
„ -einheit, organiſche, 43.
„ -factoren, 38.
„ -merkmale, 108.
„ -proceß, 221.
Leidenſchaften, 98.
Localgeiſt, 300.

Mathematik, 88.
Mechanik, 90.
Meinung, öffentliche, 300.
Menſchheit, 228, 239, 247.
Merkmale des Lebens, 108.
Metaphyſiſcher Zweck, 226.
Monismus, 24.

Nation, 177, 180, 217, 239.
Nationalökonomie, 367.
Naturgeſetze, 84.
Nomaden, 147, 230.
Nothwendigkeit, ſociale, 214, 247.

Ordnung, ſociale, 250.
Organiſation, 293.
„ freie ſociale, 292.
„ der Gemeinde, 139.
„ intellectuelle, 292.
„ politiſche, 292.
„ ſittliche, 301.
„ ſociale, 236, 338.
„ Zwangs-, 233.
Organismus, 293.

Parteien, politiſche, 231, 239.
Peſſimismus, Ideal-, 62.
Phagocyten-Hypotheſe, 120.
Phyſiologiſches Intereſſe, 56.
Politik, 145, 360.
Präformationslehre, 45, 50.
Princip der Schöpfung, 28.
Principien, politiſche, 167.
Proceß, ſocialer, 125, 221, 244.

Qualität, 88.
Quantität, 88.

Raſſenentwicklung, 136.
Raumvorſtellungen, 71.

Real-Idealismus, 62.
Recht, 158.
Recht der Arbeit, 141.
Recht der Eroberung, 146.
Rechtswissenschaft, 366.
Regeneration, sociale, 283, 296, 340.
Religion, 63, 258.
Religionsgeschichte, 363.
Religiosität, innerliche, 254, 258.

Schichtung, ständische, 231.
Schöpfungsprincip, 28.
Schutzbedürfnis, 207.
Sclavenhandel, 191.
Socialgebilde, eingeschichtetes, 273.
„ geschlossenes, 273, 290.
„ flüchtiges, 290.
„ höhere, 130.
„ männliche, 211.
„ primitive, 125.
„ weibliche, 211.
Socialinteresse, 60.
Socialisierung, 201, 246.
Socialverbände, 231, 239.
Socialwille, 285.
Sprache, 240.
Staat, 156, 198, 230, 239, 246.
Staat, Cultur-, 164, 231, 234, 239, 248.
„ Eroberer-, 234, 248.
„ primitiver, 161, 230, 239.
Staatenbund, 236.
Staatenentstehung, 156, 246.
Staatswissenschaft, 367.
Stamm, 128, 230, 239.
„ seßhafter, 147, 230, 239.
„ wandernder, 147, 230, 239.
Statistik, 89.
Stoffwechsel, 30, 93, 101.
Störungen, sociale, 249.
Suggestion, 268.

Tactgefühl, 349.
Talent, 73.
Temperament, 306.
Transcendentalinteresse, 64, 83.
Triebe, eigennützige, 255.
„ intellectuelle, 256.
„ materielle, 254.
„ moralische, 258.
„ sociale, 252.

Unendlichkeit, 83.
Ungleichheit, 157.
Universalentwicklung, 42, 94.
Unterstützungsbedürfnis, 207.
Unterwerfung, 155, 246.
Urkraft, 24, 28, 86.

Variierung der Art, 39, 46, 245, 275.
Verantwortlichkeit, 342, 356.
Vererbung, 47, 54, 274.
Vergesellschaftung, freie, 208.
Verkehr, 178, 246, 248.
„ offener, 217.
Vermehrung, 109, 132, 244.
Vernichtungsgesetz, 103, 106, 246.
Vervollkommnung, bedingte, 25, 29, 97, 240, 245.
Verzicht, 167, 208.
Volk, 158, 231, 239.
Völkergedanke, 299.
Völkerkunde, 360.
Völkerpsychologie, 296.
Vorstellung, 68.
Vorstellungswelt, 66, 68, 82.

Wachsthum, 109.
Wahrnehmung, 112.
Wandergemeinschaft, staatliche, 159, 239.
Weib, 127.
Weltanschauung, 301.
Weltseele, 299.
Wille, 33, 260, 310, 347, 359.
Willensäußerungen, bewußte, 321.
„ unbewußte, 320.
Willensfreiheit, 303.
Wohnsitz, 129, 206.

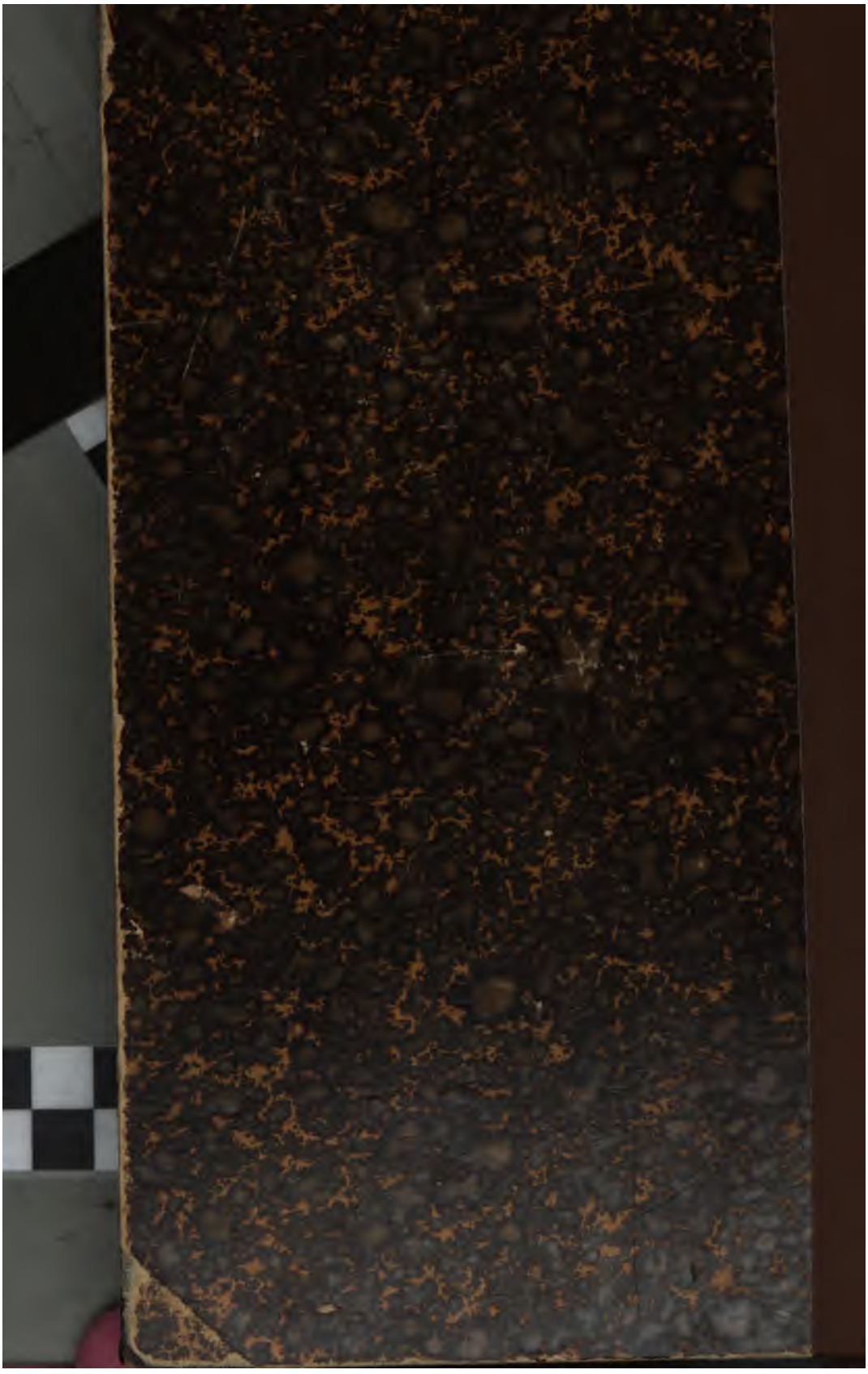
Zeitalter, barbarisches, 331.
Zeitgeist, 297.
Zeitvorstellung, 71.
Zelle, animale, 220.
Zeugungsfactoren, 38.
Zuchtwahl, 40.
Zusammengehörigkeit, genetische, 121.
Zwang, erziehender, 344.
„ individualisierender, 203.
„ politischer, 208.
„ socialer, 330, 339.
Zwangsorganisation, 245.
Zweck, metaphysischer, 226.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 024 643 871
J01
R162

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE

JUL 01 2002
APR 24 2002

Sta

In ord
return
the da